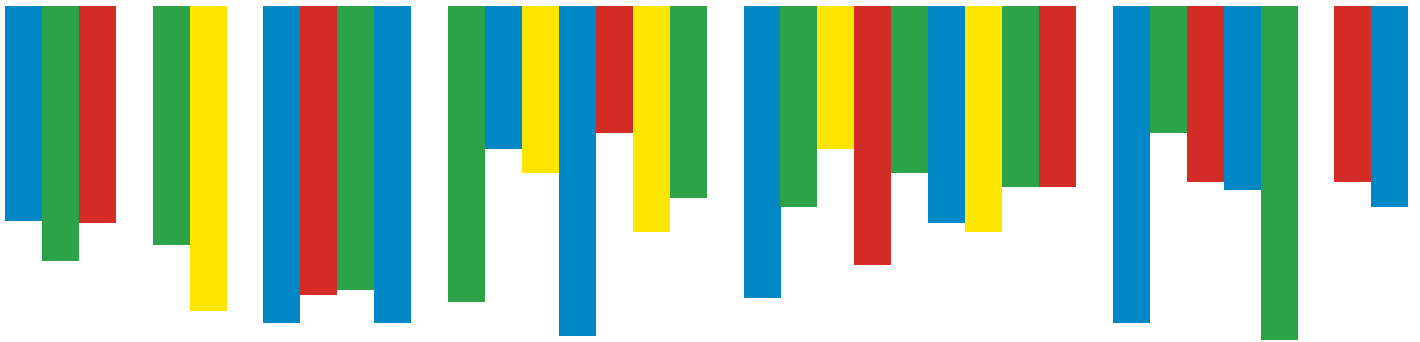
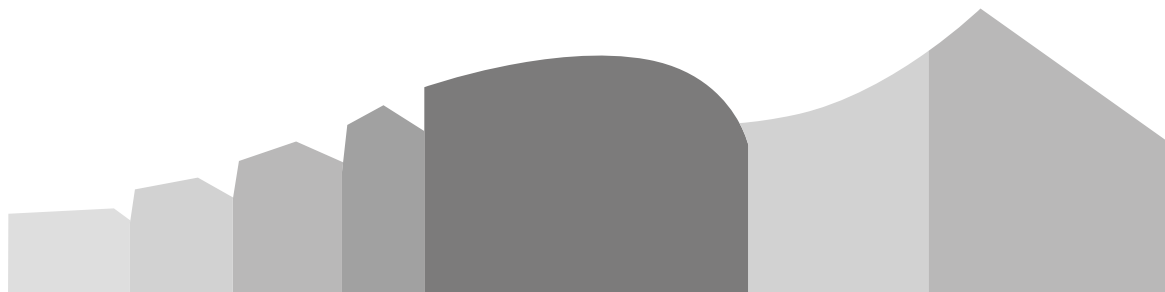




Wittener Wirkungsgeschichten.

Inhalt

Wirkungsgeschichten aus 30 Jahren Publikationen der UW/H

6 Prolog

8 Editorial

11 Neue Wege in der Ausbildung zum Arzt von morgen »Das Modell Herdecke«

UW/H-Mitbegründer
Dr. Gerhard Kienle über die
Notwendigkeit einer Neu-
ausrichtung des Medizin-
studiums

14 »Dem lebendigen Geist verpflichtet ... «

Die Rede des ersten Präsi-
den-
ten Dr. Konrad Schily bei
der Gründungsveranstaltung
der Uni

16 »Glück auf«

Die Rede des ehemaligen
Wittener Bürgermeisters
Klaus Lohmann auf der
Gründungsveranstaltung

18 »... Ausdruck eines Esprit Engagé«

Dr. Alfred Herrhausen sieht
die UW/H als freie Bildungs-
stätte, die den engagierten
Geist entwickeln und ein-
setzen muss.

22 Ärztliche Ausbildung: Neue Ärzte braucht das Land!

Prof. Robert Wiedersheim
fordert neue Ansätze in der
Mediziner-
ausbildung.

26 Ein Pflänzchen hegen

Prof. Haro von Butlar schreibt
über die Anfänge und Grund-
überlegungen vor der Grün-
dung der UW/H.

28 Privat sein, um frei zu sein

Dr. Konrad Schily erläutert
den Aufbau der Uni Witten/
Herdecke.

32 Die Anatomie als Grund- lage einer Ganzheitlichen Medizin

Für Prof. Wolfgang Arnold
sollte im Medizinstudium
nicht das aufzählende Neben-
einander von Fakten, sondern
deren innerer Zusammen-
hang Lehrinhalt sein.

34 Dezentrale Standorte

Bilder ehemaliger Standorte
der Universität Witten/
Herdecke

36 Ein lebendiges Ganzes schaffen

Interview mit Dr. Konrad
Schily vier Jahre nach der
Universitätsgründung

40 Auf der Suche

Prof. Peter Matthiessen über
Gründungsgeschichte und
Hintergründe der Uni
Witten/Herdecke

44 Nadelöhr

Peter Lauer erläutert das Aus-
wahlverfahren der UW/H.

48 »Nur die Praxis enthält die ganze Theorie.«

Der erste Dekan der Fakultät
für Wirtschaftswissenschaft,
Prof. Ekkehard Kappler, erläu-
tert im Interview die Vorzüge
von Forschung und Lehre an
einer privaten Universität.

52 Preis der Freiheit

Gründungspräsident
Dr. Konrad Schily zum
Studienabschluss der ersten
Wittener Studierenden und
zur Diskussion um die
Einführung von Studien-
beiträgen an der UW/H

56 Konferenzstudium Entwicklungsraum Ruhr- gebiet

Studierende der Wirtschafts-
wissenschaft erläutern das
neu eingeführte Konferenz-
studium am Beispiel eines
praktischen Projektes.

58 Global Studies – Academic Year of International Experience and Research
Studierende der UW/H organisieren Studienreisen um die Welt.

62 approbiert
Interview mit UW/H-Studierenden der ersten Generation

66 Mediziner zu Ärzten machen
Prof. Peter Matthiessen über anthroposophische Medizin und das Gemeinschafts-krankenhaus Herdecke

70 »Die Aufbauarbeit ist nicht annähernd abgeschlossen.«
Fünf Jahre nach Einführung des wirtschaftswissenschaftlichen Studiengangs zieht Gründungsdekan Prof. Ekkehard Kappler ein Resümee.

74 Zwischen Sandkasten-spiel und verantwortlicher Mitarbeit
Das Mentorenfirmenkonzept der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft aus der Sicht von fünf Studierenden, darunter Michael Anders, der später Kanzler der UW/H wurde

78 Hier stellen die Studenten Ansprüche an den Hochschullehrer.
Interview zu Lehre und Didaktik in der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät mit Prof. Karl Homann

82 Vorträge der Universität in der Volkshochschule/ Bürgeruni
Klaus-Bernhard Tetzlaff über die Anfänge der Bürgeruniversität

84 »Der Zahnarzt ist Gesundheitsbegleiter ...«
Der ehemalige Dekan der Fakultät für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Prof. Jerome Rotgans, über das Studium der Zahnmedizin und die Rolle der Zahnklinik

88 »Tue Gutes und sprich darüber.«
Interview mit der UW/H-Kuratorin Elisabeth Tengelmann

92 Erster Spatenstich!
Bilder vom Beginn des Campusbaus

94 Studium fundamentale
Bloße Sachforschung ohne begleitende Reflexion des gedanklichen Vorgehens ist für Prof. Reinhardt Habel, den Leiter des damaligen Instituts für das Studium fundamentale, keine Wissenschaft.

98 Besuch des Bundeskanzlers
Beim Besuch des Bundeskanzlers sprechen neben Dr. Helmut Kohl auch Dr. Konrad Schily, Dr. Klaus von Dohnanyi und Klaus Steilmann.

104 »Philosophie und Ökonomie in Einklang bringen ...«
Prof. Birger Priddat zieht nach seinen ersten beiden Semestern als Lehrstuhlinhaber an der UW/H eine erste Bilanz.

108 Ein Campus entsteht
Bilder vom Campusneubau und der Eröffnungsveranstaltung

112 Wenn die Schwester forscht
In der Pflegewissenschaft ist die Universität Witten/Herdecke Pionier in Deutschland.

116 Karies
Reisenotizen der Zahnmedizin-Studierenden, die im Jahr 1995 das GambiaDentCare Programm ins Leben riefen.

120 Studiengebühren – eine Chance
Matthias Meyer von der StudierendenGesellschaft zur Einführung von Studienbeiträgen an der UW/H und zur deutschen Bildungskrise

122 In die Freiheit entlassen!
Bundespräsident Roman Herzog skizziert in einem Essay sein ideales Bildungssystem.

126 Ein Sonntagskind
Otto Schily über seinen Bruder Konrad

128 Modellstudiengang Medizin startet.
Mit dem Modellstudiengang Medizin erschafft die UW/H 2000 erneut eine Innovation im deutschen Hochschulwesen.

Wirkungsgeschichten aus 30 Jahren Publikationen der UW/H

130 »Bitte kommen Sie persönlich!«

Die Bewerber und das Auswahlverfahren der Universität Witten/Herdecke

132 Lektionen in demokratischem Bauen

Michael Deterding, der Architekt des Universitätsgebäudes, lüftet einige Geheimnisse des Campusbaus.

136 Zur Freiheit gehört Loslassen können.

Portrait der Witwe Alfred Herrhausens, die sich im Direktorium der Uni Witten/Herdecke engagiert.

138 Universität Witten/Herdecke: mein wichtigstes politisches Projekt

Für den ehemaligen Wittener Bürgermeister Klaus Lohmann war die Ansiedlung der ersten privaten Universität in Deutschland sein wichtigstes Projekt.

140 Der Verlust der historischen Unschuld

Rückblick auf 20 Jahre Studium fundamentale in Witten

142 »Das Unternehmen ist kein Besitz, sondern Aufgabe.«

Der Unternehmer Peter Pohlmann über die Grundwerte der Uni Witten/Herdecke und seines Unternehmens

144 Blick zurück nach vorn

Die Anfänge der medizinischen und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten aus Sicht der Gründungsdekane

146 Ein Glücksfall für die Region

IHK-Geschäftsführer Tillmann Neinhaus beleuchtet die Wirkung der UW/H auf das regionale Umfeld.

148 Forschungslaboratorium: Familienunternehmen

Prof. Rudolf Wimmer über Theorie und Praxis der Wirtschaftsforschung

150 10 Jahre Umgekehrter Generationenvertrag

Zwei Alumni der UW/H blicken zurück auf die Einführung des Umgekehrten Generationenvertrags.

154 Grüße aus der Wüste Thar ...

Leben auf dem indischen Subkontinent

Drei Wittener Studenten der Wirtschaftswissenschaft berichten über die ersten Etappen ihrer „expedition WELT“.

156 Rollenspiel mit Simulanten

Dr. Gabriele Lutz erläutert das Konzept der Simulations-Patienten-Kontakte an der UW/H.

158 »Ein ganz normaler Arbeitsplatz«

Universitätsmusikdirektor Ingo Ernst Reihl spricht über seine Rolle als einziger fest angestellter Künstler an der UW/H, die Arbeit mit musikalischen Laien und Profis und die Entstehungsgeschichte von Chor und Orchester der Uni.

162 [Dezember 2008]
„Zur Freiheit ermutigen“ –
ein Grundwert der UW/H
wörtlich genommen

164 ZEIT online am
21.12.2008:
**Witten/Herdecke:
Eine Uni zwischen
Scheitern und Neuanfang**
Kommentar von Jan-Martin
Wiarda in der ZEIT zur finan-
ziellen Krise der Uni Witten/
Herdecke

166 ZEIT online am
23.01.2009:
**Insolvenz abgewendet:
Investoren retten Uni
Witten-Herdecke.**
Meldung von Meike Fries
in der ZEIT zur Krise

168 **Neustart**
Nach Bewältigung der
finanziellen Krise startet
die UW/H neu.

172 **Engagiert im Herzen
der Gesellschaft**
Ausblick und Selbstverständ-
nis der Universität Witten/
Herdecke nach dem Neustart

176 **Engagement für
Einzigartiges**
Über die Gesellschafter der
Uni Witten/Herdecke und
ihre Anliegen

178 **Drei UW/H-Orte im
Land der Ideen**
Das Land der Ideen lag an
drei Tagen des Jahres 2011 in
Witten. Damals wurden die
UW/H und an ihr entstande-
ne Projekte gleich drei Mal als
„Ausgewählter Ort im Land
der Ideen“ ausgezeichnet.

180 **Ambulanz für Spezielle
Zahnärztliche Betreuung**
Seit 1987 bietet die UW/H die
zahnärztliche Versorgung
von Menschen mit Behinde-
rungen an. 1999 wurde
Prof. Peter Cichon zum bun-
desweit einzigen Professor
für die Behandlung dieser
Patientengruppe.

181 **Zentrum für Nachhal-
tige Unternehmensführung
unterstützt Nahrungsmittel-
branche.**

Engagement in Sachen
Nachhaltigkeit

182 **Schmerzlos spielen
können**
Ein neues Zentrum hilft
Kindern, chronische
Schmerzen zu überwinden.

184 **Witten wirkt weiter.**
Zwei Jahre nach seiner Ver-
öffentlichung wird das Kon-
zept „UW/H 2015. Zukunfts-
bildung“, das die Uni im Jahr
2009 vorlegte, überprüft.
Welche Ziele sind bereits
umgesetzt worden?

188 **Wagemut und
Entschlossenheit ...**
Drei Jahrzehnte UW/H:
Rückschau und Blick nach
vorne

190 **Epilog: UW/H 2013.
Witten wirkt und wächst.**
Interview mit
Martin Butzlaff

194 **Chronik**
Die wichtigsten Daten aus
der Wirkungsgeschichte der
Uni Witten/Herdecke im
chronologischen Überblick

198 **Grunddaten**
(Stand: 12/2012)

200 **Impressum**

Prolog

Liebe Leserinnen und Leser,

eine einzigartige Idee, viel Geduld und Durchsetzungsvermögen und vor allem Menschen mit Mut, die für ihre Überzeugungen einstehen – das ist das Fundament, auf dem vor drei Jahrzehnten mit der Universität Witten/Herdecke die erste private Universität Deutschlands erbaut wurde. Nach Jahren der Vorbereitung, ungezählten politischen, juristischen und organisatorischen Debatten sowie nach der staatlichen Anerkennung im Sommer 1982 konnten am 30. April 1983 27 junge Menschen ihr Studium der Humanmedizin an der UW/H aufnehmen. Ministerpräsident Johannes Rau hatte sich mit Nachdruck für dieses außergewöhnliche und mutige Bildungsprojekt eingesetzt.

Prägende Persönlichkeiten für die innere Idee und die erste Konzeption der UW/H waren Gerhard Kienle, Herbert Hensel und Konrad Schily, der erste Präsident der Universität. Mit der Humanmedizin als Gründungsfakultät 1983 gestartet, folgten bereits im Jahr 1984 die Fakultät für Wirtschaftswissenschaft und im Jahr 1985 die Fakultät für Zahnmedizin.

Die Idee einer freien Universität fand rasch die Mentoren, Fürsprecher und Förderer, die eine zarte „Bildungspflanze“ braucht: Alfred Herrhausen, Berthold Beitz, Reinhard Mohn, Gerd Bucerius – es waren die bedeutendsten Wirtschaftskapitäne und Führungspersonlichkeiten unseres Landes, die der Universität in allen politischen, akademischen und finanziellen Auseinandersetzungen den Rücken gestärkt und maßgeblich zum wirtschaftlichen Gelingen dieses Bildungsexperimentes beigetragen haben.

An der Gründung dieser ersten freien, nicht-staatlichen Universität waren von Beginn an nicht nur viele Personen beteiligt; an diese Gründung waren auch hohe Erwartungen geknüpft. Dr. Hans-Helmut Kuhnke, damaliger Chef der Ruhrkohle AG und erster Kuratoriumsvorsitzender der Universität, fasste diese Hoffnungen 1983 eindrucksvoll zusammen:



„Wir hoffen, dass aus dem im Zeitalter der Massenuniversitäten zunächst im Umfang noch recht bescheiden anmutenden Wagnis der Gründung einer Universität in freier Trägerschaft der Durchbruch zu einer dauerhaften Tradition gelingen wird. Wir hoffen, dass diese neue Hochschule in privater Trägerschaft als Modell ein Vorbild für weitere Hochschulen dieser Art werden wird. Wir hoffen, dass der Verzicht der öffentlichen Hand auf ein tatsächliches Monopol der Gründung von Hochschulen sich als ein erfolgreicher Schritt auf dem Wege zu einem ideologiefreien, qualitätsfördernden Wettbewerb im Bildungswesen erweisen wird. Wir hoffen, dass diese neue Universität vielen jungen Menschen ihren verständlichen Wunsch und ernsten Willen, mehr leisten zu dürfen und stärker gefordert zu werden als andere, wird erfüllen können. [...] Diese jungen Menschen halten viel von Leistungs- und Charakterelite auf der Grundlage von Wissen und Können, von geistiger Selbstständigkeit und Urteilskraft, kurz, von gleichgewichtiger herz-, hand- und verstandumfassender Bildung in Freiheit und zur Freiheit. Sie haben Anspruch darauf,

in ihrem Streben danach rechtzeitig erkannt zu werden, Gehör zu finden und zielgerecht gefördert zu werden. Wir hoffen, dass die neue Universität eine Quelle der Freude und des Stolzes wird für alle, die in ihr lehrend und lernend arbeiten, aber auch für alle, die das Wagnis dieser Hochschule ermöglicht haben und weiter ermöglichen.“

Mit diesem historischen Auftrag im Gepäck dürfen wir heute, rund 30 Jahre später, dankbar festhalten, dass sich einige dieser Hoffnungen erfüllt haben.

Am 30. April 2013 feiern wir offiziell unseren 30. Geburtstag. Auch wenn dreißig Lebensjahre – gemessen an den großen traditionsreichen Universitäten in Deutschland – kein wirkliches Alter sind, so ist es hoffentlich doch der Anfang „einer dauerhaften Tradition“. Es gab Phasen, in denen die Zukunft der Universität Witten/Herdecke alles andere als sicher war. Und wenn Theodor Fontane mit seiner These Recht hat, dass „große Zeit“ nur dann ist, „wenn’s beinahe schief geht“, dann blicken wir in Witten heute auch zurück auf 30 Jahre „große Zeit“. Es waren intensive, herausfordernde Jahre, in denen es mit zahlreichen Bildungsinnovationen und Pionierleistungen gelungen ist, unseren Fußabdruck in der deutschen Bildungslandschaft zu hinterlassen:

Wir haben früh ein Mittel erfunden, das gegen professionelle Einäugigkeit schützt – das Studium fundamentale, unser interdisziplinäres Herzstück. Viele medizinische Fakultäten in Deutschland haben unser Modell des problemorientierten Lernens als Reformstudiengang übernommen. Waren wir 1983 die erste private Universität, so befinden sich heute rund ein Drittel, also 140 der insgesamt 380 Hochschulen und Universitäten in nicht-staatlicher Trägerschaft. Witten wirkte hier als Pionier und „Eisbrecher“ und hat damit lange vor der Exzellenzinitiative zum qualitätsfördernden Wettbewerb im Bildungswesen beigetragen.

Die kommenden Jahre werden erneut intensiv und herausfordernd: Das Bildungswesen rückt – völlig zu Recht – in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Diskurses in Deutschland; das Thema „Bildungsgerechtigkeit“ wird – ebenfalls völlig zu Recht – die politische Auseinandersetzung prägen.

Mit vielen innovativen Lehr- und Lernwegen, mit einem beispielhaften umgekehrten Generatio-

nenvertrag sind wir gut gerüstet für diese Themen und wollen auch in Zukunft unseren modellhaften Beitrag zum Bildungssystem leisten.

Bereits heute sind mehr als 1500 Studierende in den drei Fakultäten für Gesundheit, Wirtschaftswissenschaft und Kulturreflexion eingeschrieben. Hier lernen sie zum Beispiel, wie Familienunternehmen im Widerspruch unterschiedlicher Interessen sinnvoll geführt werden können oder sie lernen, Kranke und Pflegebedürftige nicht nur fachlich auf höchstem Niveau zu behandeln, sondern ihnen zuzuhören, sie als Menschen in ihrer Individualität wahrzunehmen. Mit Herz, Hand und Verstand.

Das mag – auch nach 30 Jahren – immer noch erstaunlich idealistisch klingen. Und das ist gut so: Wir wollen eine Universität sein und bleiben, die sich um das individuelle Entwicklungspotenzial jedes Einzelnen bemüht, die es fördert und fordert – in Freiheit und sozialer Verantwortung. Wir wollen eine unternehmerische Universität sein und bleiben, die sich etwas zutraut, die neue Wege geht. Eine Universität, die in zukünftigen Aufgaben als Bildungspionier ihre Lernfähigkeit immer wieder neu unter Beweis stellt. Eine Universität, die Raum gibt zur Entfaltung von Talent und Persönlichkeit. Eine Universität, an der es nicht nur Freude macht zu studieren, sondern auch zu forschen und zu arbeiten. Und schließlich: eine Universität, die durch den persönlichen und finanziellen Einsatz zahlreicher Freunde und Förderer einen Beitrag zur Zukunft der Bildung und zur Bildung der Zukunft leisten wird.

Alle Ideenstifter, Querdenker und Bildungsinnovatoren möchten wir herzlich einladen, die Geschicke der UW/H auch morgen mitzugestalten und auf diesem Weg an der gemeinsamen Zukunftsbildung mitzuwirken. Und um die eindrucksvollen Worte des Kuratoriumsvorsitzenden aus dem Gründungsjahr noch einmal aufzugreifen:

Wir hoffen, dass die Universität Witten/Herdecke auch zukünftig „eine Quelle der Freude und des Stolzes“ bleibt für alle, „die in ihr lehrend und lernend arbeiten, aber auch für alle, die das Wagnis dieser Hochschule ermöglicht haben und weiter ermöglichen.“

Ihr

Prof. Dr. Martin Butzlaff

Präsident

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

am 30. April 1983 fand im Wittener Saalbau die feierliche Eröffnung der Universität Witten/Herdecke statt. Drei Tage später begann das Studium der Humanmedizin. Was damals mit 27 Studierenden, gerade einmal einem hauptamtlichen Professor, in provisorischen Unterkünften an verschiedenen Standorten und unter abenteuerlichen Bedingungen startete, hat sich mittlerweile zu einer ordentlichen Bildungseinrichtung mit einem Hauptcampus, drei Fakultäten, rund 1600 Studierenden, 450 Mitarbeitern und einem Jahresetat von rund 35 Mio. Euro entwickelt.

Rein äußerlich betrachtet sind wir einerseits also heute sicher nicht mehr die Universität, die wir einmal waren und als die wir gestartet sind. Andererseits – und das haben die intensiven Auseinandersetzungen mit der Wirkungsgeschichte der UW/H, die umfassende Lektüre in den vergangenen 30 Jahren von der UW/H herausgegebener Publikationen und die zahlreichen Gespräche, die wir im Vorfeld des 30. Geburtstages mit vielen an der Gründung beteiligten Personen geführt haben, gezeigt – sind unsere Haltung, unsere Werteorientierung, unser ganzheitliches Bildungskonzept, unsere praxis- und menschenbezogene Lehre, unser Anspruch der Wirkung in Forschung, Lehre und Gesellschaft seit den Gründertagen im Kern unverändert geblieben.

Die Geschichte einer Universität lässt sich sicherlich auf verschiedene Weisen erzählen. Wir haben uns in der vorliegenden Publikation dazu entschieden, unsere Geschichte nicht nach „Haupt- und Staatsaktionen“ im Stil einer großen Erzählung und nach dem Kommen und Gehen bedeutender Führungspersönlichkeiten zu sortieren, sondern entlang der von uns initiierten Innovationen, die es trotz aller Brüche und Wandlungen sowie Krisen und Neuanfängen der vergangenen 30 Jahre kontinuierlich gegeben hat. Statt jedoch diese Innovationen aus

der heutigen Sicht zu beschreiben, kommen in dieser Geburtstagspublikation die Gründergeister und Bildungsinnovatoren mit ihren Originalbeiträgen selbst zu Wort.

Zu Wort kommen auch langjährige Wegbegleiter, Freunde und Förderer sowie prominente Gäste aus Wirtschaft, Politik, Medien und Kultur, die mit ihrem Engagement ebenfalls einen wesentlichen Beitrag zu 30 Jahren Zukunftsbildung geleistet haben. Ihnen allen gilt ebenso unser Dank wie den Menschen in der Kommunikations- und Öffentlichkeitsarbeit, welche das Wirken der Universität erst sichtbar gemacht haben. Namentlich zu nennen sind hier neben Prof. Dr. Schmidtchen, unter dessen redaktioneller Leitung die ersten Jahrgänge der Perspektiven erschienen sind, insbesondere auch Prof. Dr. Sabine Bohnet-Joschko, Dr. Martin Reuter, Christiane Bensch, Dr. Olaf Kaltenborn, Bernd Frye und Dirk Hans, welche für die ab 1997 erschienenen neuen Perspektiven tätig waren. Der größte Dank gilt jedoch den vielen Menschen in der UW/H, die mit ihrem Einsatz und ihren Bildungsinnovationen einen wichtigen Beitrag zur Zukunftsbildung leisten und ohne deren Engagement, Experimentierfreude und Innovationskraft wir auch in der Kommunikation wenig zu berichten hätten.

Mit der Einstellung der Perspektiven hat die UW/H ein bedeutendes Publikationsorgan verloren, das Studierende und Mitarbeiter, insbesondere aber auch Freunde und Förderer regelmäßig über das Wirken der Universität informiert hat. Umso erfreulicher ist es, dass ab 2011 mit Wittenswert ein neues Format ins Leben gerufen wurde, das zweimal jährlich erscheint und inhaltlich an die Tradition der Perspektiven anknüpft. So ist es nur konsequent, dass die letzten Beiträge dieser Festschrift den bislang erschienenen drei Ausgaben der Wittenswert entnommen sind.

Die Festschrift zum 30-jährigen Bestehen schöpft damit aus einem reichen Fundus an Ideen, Originalen, Erfahrungen und Begegnungen. Sie versteht sich als Dokument des Wittener Geistes, der laut Konrad Schily immer schon ein sehr „lebendiger Geist“ gewesen ist. Während die Inhalte auch heute noch spannend und lebendig sind, mussten wir die Form insbesondere der frühen Artikel an heutige Wahrnehmungs- und Lesegewohnheiten anpassen. Sowohl das damalige Layout mit seinen eng zusammenstehenden Zeilen und den wenigen Bildern als auch der schiere Umfang der Texte und Interviews kennzeichnen über weite Strecken einen anderen Zeitgeist. Trotz aller Liebe zum originalen Detail mussten die Texte auch aus diesem Grund gekürzt werden. Ebenso zwingend notwendig war die Modernisierung des Erscheinungsbildes. Als zusätzlichen Service für „eilige“ Leserinnen und Leser haben wir die aus unserer Sicht zentralen Aussagen in den jeweiligen Texten mit einem feinen Grauton unterlegt. So vermittelt sich auch bei der schnellen Lektüre noch ein Eindruck von der Innovationskraft und Modernität der UW/H. Die Texte sind chronologisch sortiert, die genauen Quellenangaben finden Sie immer oben links, oben rechts finden Sie einen Farbcode, mit dessen Hilfe sich die jeweiligen Texte den fünf unterschiedlichen Rubriken Gesundheit, Wirtschaft, Kultur, Universität und Gesellschaft zuordnen lassen.

Um 30 Jahre Zukunftsbildung geht es auch bei der die Festschrift ergänzenden und flankierenden Stelen-Installation, bei der Bildungsinnovationen und Differenzierungsmerkmale der UW/H in Form von Videos auf mehr als 30 verschiedenfarbigen und unterschiedlich großen Stelen zu sehen sind. Diese Bildungsinnovationen bilden gleichsam als tragende Säulen das Fundament unserer 30-jährigen Wirkungsgeschichte. Mit Hilfe eines Smartphones oder Tablets und einer installierten App können vor Ort



Dr. Eric Alexander Hoffmann

QR-Codes eingelesen werden, die im Internet auf jeweils drei- bis fünfminütige Videos verweisen, in denen aktuelle Protagonisten aus den Bereichen Gesundheit, Wirtschaft und Kultur zu Wort kommen. Die Videos sind auch auf unserer Homepage unter www.uni-wh.de/30Jahre zu finden.

Versteht man Tradition mit Thomas Morus nicht als das Halten der Asche, sondern als das Weiterreichen der Glut, dann lässt sich die mit 30 Jahren noch vergleichsweise sehr junge Universität durchaus als eine traditionelle Universität bezeichnen. Solange Witten wirkt und sich mit mutigen, visionären Bildungsinnovationen in gesellschaftliche Veränderungsprozesse einbringt, reichen wir die Glut weiter, die zur Gründung der ersten privaten Universität Deutschlands geführt hat und die bis heute belegt: Witten wirkt. Seit 30 Jahren. In Forschung, Lehre und Gesellschaft.

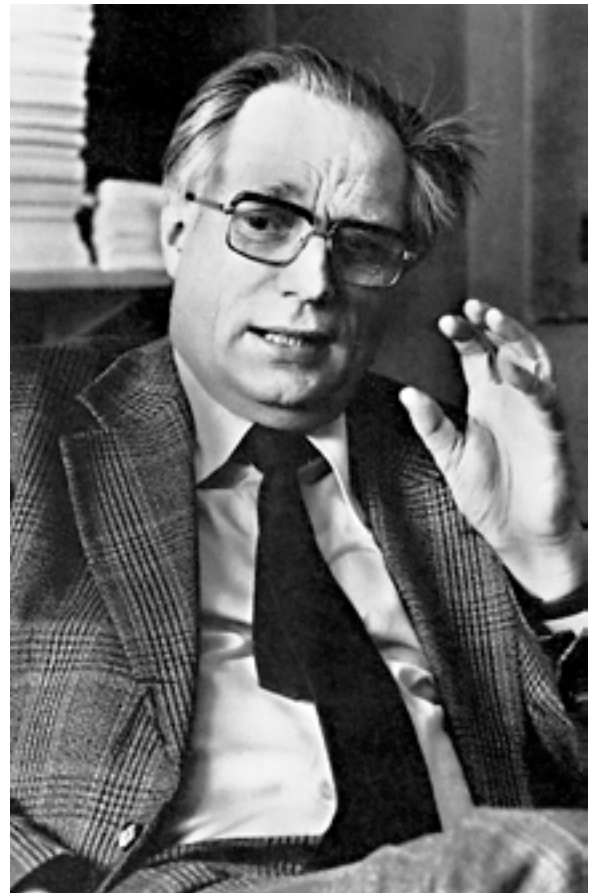
Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Mit besten Grüßen

Dr. Eric Alexander Hoffmann

Hochschulsprecher und Leiter Kommunikation

»Das heutige öffentliche, politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben ist verarmt an Persönlichkeiten, die in der Lage wären, die gegenwärtigen Verhältnisse aus den Wurzeln heraus neu zu gestalten. Damit konturiert sich die Aufgabenstellung einer neuen Universität. Es kommt darauf an, dass die Absolventen einer Universität Urteils-kraft, Ideenfähigkeit und Gestaltungswillen entwickeln.«



Zitat Gerhard Kienle

Neue Wege in der Ausbildung zum Arzt von morgen

»Das Modell Herdecke« [1982]

Von Gerhard Kienle

Wenn hier über ein Reformmodell für das Medizinstudium vorgetragen werden soll, so ist es notwendig, zuvor Aufgabenstellung und Bedingungen dieses Studiums klar herauszuarbeiten.

Die Medizin als Wissenschaft sieht sich vor der besonderen Schwierigkeit, dass ihr die fundamentalen Grundbegriffe fehlen, die für ein rationales System erforderlich wären. Es sind dies die Begriffe Krankheit, Gesundheit, Heilung. [...]

Eine der Grundfragen, die das ganze Medizinstudium durchdringen müssen, ist diejenige nach dem Wesen der Selbstverwirklichung eines Menschen. Diese Frage gehört zu der Frage nach der Würde des Menschen, wie sie zunächst Kant formuliert hat, dass der Mensch immer nur Zweck, nie Mittel sein darf – mit dem daraus abgeleiteten Konzept unserer in der Verfassung niedergelegten Grundrechte. Das Studium der Metaphysik bedeutet, nicht mit Naivität die eigene – wenn auch oft nur unbewusst vorhandene – Metaphysik auf andere zu übertragen, sondern die Individualität des

anderen in ihren Verwirklichungsmöglichkeiten im Einzelfall denken zu können, d.h. jede einzelne ärztliche Handlung daraufhin zu überprüfen, in welchem Verhältnis sie zur Würde des Menschen steht. Dies bedeutet, zu wissen, welche Metaphysik man selbst hat, um die der anderen würdigen zu können. [...]

Die Berücksichtigung der Handlungsweise des Arztes als persönliche Hilfeleistung zieht weiter die Notwendigkeit nach sich, durch das Studium Situationen herzustellen, in denen der künftige Arzt lernt, die Probleme der Kranken in ihrer natürlichen Komplexität zu erfassen und sich assistierend in der Problembewältigung zu üben sowie die Anwendung von Erkenntnissen im Handeln zu erproben. [...] Praktikum der inneren Medizin heißt, dass der Student selbstständig die Vorgeschichte erhebt, die systematische internistische Untersuchung vollzieht, die differential diagnostischen Fragestellungen herausarbeitet und von vornherein abschätzt, welche Konsequenzen aus den möglichen

... Neue Wege in der Ausbildung zum Arzt von morgen »Das Modell Herdecke«

Befunden vorgesehener apparativer oder laborchemischer Untersuchungen zu ziehen wären. An den Problemen dieses einen Patienten sind die allfälligen Fragestellungen in Handbüchern und Literatur durchzuprobieren, so dass der Patient solange wie möglich von dem Studenten vollständig betreut wird. Er muss dabei lernen, alle Schritte des diagnostischen und therapeutischen Vorgehens bewusst zu reflektieren, zu planen und im Nachhinein kritisch zu überprüfen. Im Rahmen allgemeinärztlicher Tätigkeit muss der Student in gleicher Weise lernen, die allgemeinen Probleme auch in ihren sozial-biographischen Hintergründen zu erfassen und Konzepte zu entwerfen, wie durch spezielle Interventionen die Problemlösung gefördert werden kann.

Der Sinn des praktischen Teiles der Ausbildung liegt also darin, den Studenten dort an die Wirklichkeit heranzuführen, wo die Probleme und Handlungsanforderungen auch tatsächlich auftreten, um ihn dann gestuft den Anforderungen auszusetzen, denen er später begegnet, und ihn in jedem Abschnitt die erforderliche Korrektur erfahren zu lassen. Lässt man den Studenten dagegen nur an Modellen der Wirklichkeit im Hochschulbereich Handlungen einüben – etwa, wie man Pferde dressiert –, so erlangt er bestenfalls Routine, aber keine praktische Fähigkeit und Erfahrung. Für den Chemiker ist es selbstverständlich, dass er über fünf bis sechs Jahre praktische Erfahrung im Umgang mit der Chemie entwickelt. Die gleiche Anforderung ist für den Medizinstudenten noch unverhältnismäßig wichtiger. Sie muss aber auch praktisch durchführbar sein. [...]

Mit diesen wenigen skizzenhaften Strichen wird auf die Bedingungen eines wissenschaftlichen Studiums der Medizin hingewiesen. Jede wissenschaftliche Theorie muss sich der Bewährung stellen und eine Überprüfung von Erfolg und Misserfolg ihrer Vorhersagen gefallen lassen. Insofern ist es für ein wissenschaftliches Studium erforderlich, dass der Erfolg oder Misserfolg der Hochschulabsolventen unter den Bedingungen ärztlicher Anforderungen in einem Verhältnis zu der Effizienz der Leistung stehen. Damit ist gleichzeitig die Notwendigkeit gegeben, dass innerhalb der medizinischen Ausbildungsstätte eine verantwortliche Spitze vorhanden

ist, die in der Lage ist, die Leistungsfähigkeit ihrer Absolventen zu überprüfen und daraufhin personelle, methodische, sachliche und institutionelle Konsequenzen in der Gestaltung des Studiums zu treffen. Die Gesamtheit des Medizinstudiums konzeptionell zu überblicken, inhaltliche und personelle Entscheidungen zu treffen, charakterisiert die Führungsaufgabe eines Dekans, der dann aber auch über volle Kompetenz verfügen muss.

Demgegenüber ist es ein grundlegender Irrtum, arbeitsteilig zu denken und Spezialistentum durch Verwaltung und Verfahren integrieren zu können. Geist kann nicht verwaltet werden. Ein wissenschaftliches Studium benötigt geistige Autonomie mit einer Führungsspitze, die für den Freiheitsraum und die personalisierte Verantwortung ihrer Hochschulmitglieder einsteht, und nicht zuletzt Pressionen innerhalb und außerhalb des Lehrkörpers abzuwehren hat. Der einzelne Hochschullehrer kann sich demgemäß nicht nur durch Fachwissen qualifizieren; er benötigt eine gleichgewichtige generalistische Bildungsgrundlage, epistemologischen Scharfsinn und die Fähigkeit, Grundsatzfragen seines Fachgebietes in die anderen Wissenschaftsgebiete allgemeinsprachlich und eigenständig zu integrieren. Die erfolgreiche Betreuung der Kranken muss des Weiteren gleichgewichtig zur wissenschaftlichen Qualifikation stehen, denn der Arzt kann nicht Studenten zur persönlichen Hilfeleistung anleiten, wenn er sich nicht darin täglich neu bewähren muss.

Zur Autonomie der Hochschule gehört die Feststellung, ob ein Studienbewerber überhaupt studierfähig und für die vorgesehene Berufswahl geeignet ist. Zur Autonomie der Hochschule gehört auch Gestaltungsfähigkeit und Gestaltungsfreiheit der Gesamteinrichtung, Mobilität der inneren Struktur und Mobilität im personellen Bereich. Es kann in ihr keine Laufbahn, sondern nur ärztliche, wissenschaftliche und pädagogische Leistung geben. Diese Leistung benötigt einen eigenständigen, insbesondere auch finanziellen Entscheidungsspielraum, aber auch ein persönlich zu tragendes Risiko am Gesamterfolg der Institution.

In Witten/Herdecke soll nicht ein besonderes Modell eines Medizinstudiums erprobt werden, es soll vielmehr versucht werden, die Bedingungen einer wissenschaftlichen Ausbildung als solcher zu realisieren. Dieser Versuch findet heute noch seine Grenzen an den Ketten, an die eine überholte Ausbildungsordnung jedes wissenschaftliche Studium legt. Diese Ausbildungsordnung für Ärzte ist perfektionierteste Planwirtschaft bei konsequentester Missachtung der Würde des Menschen und der Freiheit der Wissenschaft, die je erdacht wurde. Es ist das Prinzip, Geist durch Verfahren – und nach Möglichkeit durch Verwaltung – zu ersetzen. Sie degradiert die Hochschule zu einer Dressurfachschule. Der Lernzielkatalog und die schriftliche Prüfung mit den vorgegebenen Antworten stellen einen maximalen Zwang nicht nur über den Lernstoff, sondern auch mit dem geforderten Inhalt der Beantwortung dar. Das Vertreten einer anderen Ansicht und eine andere Beurteilung aufgeworfener Fragen wird mit dem Nichtbestehen der Prüfung bestraft. Während der Student bei einer mündlichen Prüfung eine andere Beantwortung der Frage, als sie der Prüfer erwartet, vertreten und begründen darf, ist er hier dem totalen Meinungszwang im leeren Raum ausgeliefert. Der Hochschullehrer ist seinerseits in die Rolle des Repetitors zurückgedrängt, dessen alleinige Aufgabe es ist, den Studenten für die schriftliche Prüfung vorzubereiten, wobei er an Inhalt und Interpretation des Inhaltes gebunden ist. [...]

Die Ausbildung zum Arzt der Zukunft erfordert die Trennung von Staat und Wissenschaft,sonst wird unser Gesundheitswesen auch von der Ausbildungsseite her vollends zugrunde gerichtet. Dies erfordert die Autonomie der Hochschulen mit handlungs-, urteils- und entscheidungsfähigen Kernen, die in der Lage sind, ein wissenschaftliches Medizinstudium so zu gewährleisten, dass der Arzt darauf vorbereitet wird, die Würde des Menschen erkennen und achten zu können, erfolgreich persönliche Hilfe zu leisten und selbstständige Urteilkraft zu entwickeln. Das kaiserliche Gottesgnadentum, welches demgegenüber gewährleistet, dass gemäß dem Kirchenvater Eusebius Gott stets mit dem Amte auch den Verstand gibt, ist in die Wissenschaftshoheit des Staates metamorphosiert. Dies wird durch demokratische Legitimationsverfahren nur verschleiert. Über

die Würde des Menschen und über Wahrheit kann man nicht abstimmen. Das heißt, es gibt unveräußerliche Grundrechte, über die nicht die anderen – gleich mit welcher Prozedur – verfügen dürfen.

Mit der Trennung von Staat und Wissenschaft sollte nicht nur die tatsächliche Beendigung des Gottesgnadentums, sondern auch der Abschied von der Planwirtschaft für Wahrheit und Wissenschaft verwirklicht werden. Die Autonomie der Hochschule mit Forschung, Lehre, Personalgestaltung, Studentenauswahl, wirtschaftlicher Unabhängigkeit und radikaler Entbeamtung ist die Voraussetzung dafür, dass die Autonomie des sittlichen Bewusstseins anstelle geistiger Planwirtschaft für wissenschaftliche Bildung junger Menschen zum Tragen kommt. Wahrheit, Freiheit und soziale Verantwortung in ihrer vollen Unbedingtheit sind das Modell Herdecke. Mit Schiller möchte ich schließen: „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“

Gerhard Kienle (* 22. Nov. 1923 in Madrid; † 2. Juni 1983 in Herdecke) war ein deutscher anthroposophischer Arzt, Neurologe, Gesundheitspolitiker und Wissenschaftstheoretiker. Er war Hauptbegründer des Gemeinschaftskrankenhauses Herdecke und der Universität Witten/Herdecke. In den 1970er Jahren setzte er sich für die gesetzliche Verankerung und wirtschaftliche Erstattungsfähigkeit der homöopathischen, naturheilkundlichen und anthroposophischen Medizin im deutschen Gesundheitswesen ein. In seiner Rolle als wissenschaftlicher Gutachter des Arzneimittelausschusses des Bundestages hatte er die methodenpluralistische Fassung des Arzneimittelgesetzes von 1976 zu verantworten.

»Dem lebendigen Geist verpflichtet...«

Von Konrad Schily

Verehrte Festversammlung, liebe Vorredner,
liebe Freunde,

haben Sie alle herzlichen Dank, dass Sie gekommen sind; dies ist ein Ausdruck Ihrer Unterstützung und Ihres Interesses. Wenn ich hier im Saal herumschaue, so müsste ich vielen unter Ihnen persönlich danken, da Sie es erst möglich gemacht haben, dass wir diesen Tag feiern können.

[...] Dem lebendigen Geist fühlen wir uns verpflichtet. Unsere Hochschule soll ein Ort sein, wo intellektuelle Redlichkeit und der ungebeugte Wille zur Wahrheitsfrage herrschen muss. So entsteht Wissenschaft. Aber diese Wissenschaft bleibt abstrakt, wenn

nicht die Wissenschaftler die Probleme der Welt zu ihren eigenen Problemen machen. Der Einzelne muss sich engagieren. Es darf keinerlei Dogmatismus in der Hochschule vertreten sein. Die Akademie in der Universität muss dafür sorgen, dass Hochschule nicht einfach Schule wird. [...]

Aus dem Engagement der Akademiker an der Umwelt und aus dem Engagement der Praktiker an der gedanklichen Auseinandersetzung mit ihrer Umgebung entsteht Universität. Die Auseinandersetzung kann aber nur in größter innerer Freiheit und mit dem notwendigen Pflichtbewusstsein erfolgen. Der innere Wahrheitswille und das Engagement an der Umwelt müssen also zum Hochschullehrer befähigen.



In ihrer Freiheit, die zwingend zum Aufbau eines Ortes der unabhängigen Reflexion gehört, ist Hochschule durchaus ein politischer Ort, darf aber niemals ein Ort der Politik, besser gesagt, der Machtpolitik werden. Die Freiheit bzw. die Unabhängigkeit ersetzt jedoch nicht die Zivilcourage, die dem Wissenschaftler abverlangt wird, der sich gegen bisherige Gewohnheiten oder wissenschaftliche Denkkollektive oder gesellschaftliche Trends behaupten will, aber sie ist eine der Voraussetzungen.

Deshalb muss es fließende Grenzen zwischen Hochschule und Gesellschaft geben, die nicht durch komplizierte Verfahren gehemmt werden.

Unsere Hochschule will sich den gesellschaftlichen Aufgaben und Erfordernissen, die aus der Gesellschaft auftreten, stellen. Mit diesen letzten Sätzen habe ich auch die Aufgabe unseres Kuratoriums umrissen. Ich danke den einzelnen Kuratoren, dass sie die Unabhängigkeit der Einrichtung als ihre Aufgabe



Gründungsveranstaltung 1983 im Wittener Saalbau

Dr. Konrad Schily
Vorsitzender des Vorstandes des Universitätsvereins
Witten/Herdecke

ansehen, dass sie aber auch andererseits die gesellschaftlichen Probleme in diese Universität hineintragen wollen.

Eine freie Universität kann es sich nicht leisten, im luftleeren Raum zu leben. Sie muss durchsichtig bleiben. [...] Die Unabhängigkeit einer Hochschule ist nicht nur die Frage des Geldes, sie ist, das sagte ich, eine Frage des inneren Wahrheitswillens der Akademiemitglieder in der Universität; sie ist eine Frage des Engagements an den Problemen um uns herum. Die Hochschule, die sich an den Problemen der Welt dinglicher und sozialer Art engagiert, wird nicht fremd im Volke bleiben. Das Volk wird sie verstehen, und es wird unsere Hochschule verstehen, wenn wir um Wahrheit und um Lebensinhalte ringen werden. In diesem Ringen muss auch die Möglichkeit des existenziellen Misserfolges enthalten bleiben, der von den Einzelnen und der Gemeinschaft zu tragen ist. Wir wollen uns diesem Risiko stellen!

Obwohl der Weg lang war, der zum heutigen Tag geführt hat, brauchen wir wieder Zeit für die nächsten Schritte, bis wir wieder Erfolge vorweisen können. Wir bitten darum: Geben Sie uns diese Zeit! Wir sind uns mit Ihnen darin gewiss, dass wir einen Nachwuchs brauchen, der bereit ist, sich für seine Umwelt einzusetzen, der hart arbeiten will und der neben einer speziellen Bildung eine breite Allgemeinbildung erwerben will, um die immer komplizierter werden den Steuerungsinstrumente zu durchschauen und zu beherrschen. Wir stellen uns dieser Herausforderung, weil wir meinen, dass die Hochschulen von innen heraus neue Gestaltungskraft und Ideenfähigkeiten entwickeln müssen.

Wir wollen also nicht festgezurte Inhalte vermitteln und nicht Verfahren statt Inhalte produzieren. Wir werden glücklich sein, wenn wir begabte Studenten und die unbekannten Genies entdecken können.

Setzen wir also die uralte Suche nach der Wahrheit und nach dem Menschen fort und tun wir dies in einem freien und lebendigen Geist! [...]

Ich danke Ihnen.

»Glück auf«

Von Klaus Lohmann

Sehr geehrter Herr Minister, verehrter Herr Landrat, sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde,

[...] Der Gedanke einer Universität in freier Trägerschaft ist in Witten von Anfang an auf fruchtbaren Boden gefallen. Der Rat der Stadt hat bereits im Juni 1981 einstimmig seinen Willen bekundet, nach Kräften dazu beizutragen, dass sich die Universität Witten/Herdecke gedeihlich entwickeln kann. Diesen festen Lippenbekenntnissen sind auch Taten gefolgt. Zunächst war es ja nicht ganz leicht, das Land und die Landesregierung davon zu überzeugen, dass eine private Universität eine unsere Gesellschaft und Wissenschaft durchaus bereichernde Einrichtung sein könne. Die Stadt hat das zähe Ringen von Ihnen, Herr Minister Schwier, und den Herren Dr. Schily und v. Oertzen bei der Landesregierung und unserem Ministerpräsidenten Johannes Rau nachhaltig und manchmal fast penetrant unterstützt. Die Stadt Witten ist der Landesregierung heute dankbar, dass sie diesen sicherlich nicht einfachen Schritt getan hat. Sie werden verstehen, dass aus der kommunalen Sicht für uns die Schaffung neuer Arbeitsplätze im tertiären Bereich im Vordergrund unserer Überlegungen gestanden hat. So ganz nebenher freuen wir uns natürlich, dass wir uns als Stadt zwischen den Universitäten – wenn auch etwas bescheidener – nun zusammen mit Herdecke die jüngste Universitätsstadt Deutschlands nennen dürfen. Und ich kann Ihnen versichern, wir werden alles tun, diesen unseren neuen Ruf auch zu rechtfertigen. [...]

Die Stadt liegt im Kranze der Hügel und Wälder, halb Ruhrgebiet, halb Sauerland. Wer schöner wohnen will, wohnt in Witten, natürlich auch in Herdecke. Ich will damit ganz schlicht sagen: Hier lässt es sich gut leben, ohne dass die Verbindung zur Arbeit,

zum arbeitenden Menschen verloren geht. [...]

Die Stadt Witten selbst hat deshalb auch zum vorgesehenen Gebietsentwicklungsplan ihren Anspruch angemeldet, in Witten-Heven eine Fläche für die Ansiedlung von Betrieben und Einrichtungen der Wissenschaft und Forschung auszuweisen. Wir meinen, dass an einem solchen Standort in einer Universitätsstadt zwischen den Universitäten, sich Forschung und Lehre auf der einen und die planende Wirtschaft auf der anderen Seite innovativ zusammenfinden können. Wir arbeiten schon jetzt mit dem ITZ, mit dem Innovationsförderungs- und Technologie-Transfer-Zentrum der Hochschulen des Ruhrgebietes, und den entsprechenden Technologie-Beratungsstellen des Kommunalverbandes Ruhrgebiet und der Industrie- und Handelskammern eng zusammen.

Die neue Universität Witten/Herdecke wird dazu beitragen, diese Zusammenarbeit zu vertiefen und zu befruchten. Als einen ersten und richtigen Schritt werden wir daher auch die Absicht, den Studienbetrieb der Zahnmedizin durch eine angeschlossene Zahnklinik zu ergänzen. Die Stadt Witten hat hierfür



Ehem. Bürgermeister Klaus Lohmann, MdB, bei der Gründungsveranstaltung

Erstes Verwaltungsgebäude der Universität,
Ruhrstraße 70, 1983 bis 1993 (Einzug in den
Campusbau)



die Eggeschule in unserem Ortsteil Bommern mit einem ausreichend großen Grundstück zur Verfügung gestellt. Die neue Universität hat hier nebenan in der Ruhrstraße, in der stadteigenen Villa „Imhausen“ (dies war ein großer Mann unserer Stadt, der in Krisenzeiten aus Kohle Margarine gemacht hat), ihren Verwaltungssitz bekommen. In Herbede hat die Stadt das Ledigenheim „Am Huchtert“ und das „Helenenstift“ – für Wohn- und Studienzwecke – bereitgestellt, ebenso in unserem Ortsteil Rüdinghausen eine alte Schule. Wir haben unsere grundsätzliche Bereitschaft erklärt, sowohl auf der grünen Wiese

städtische Flächen im Bereich Wullen als auch weitere dezentrale Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen. Die weitere Entwicklung dieses noch sehr jungen und zarten Gebildes der freien Universität Witten/Herdecke wird zeigen, welcher endgültige Bedarf besteht und wohin die Reise geht. Für diesen Weg einer gedeihlichen und erfolgreichen Entwicklung überbringen Ihnen Rat und Verwaltung der Stadt Witten die besten Wünsche. Der neuen Universität Witten/Herdecke von dieser Stelle, wo vor 55 Jahren die Schachtanlage Franzisca Tiefbau noch Kohle förderte, ein herzliches Glück auf!

»... Ausdruck eines Esprit Engagé«

Von Alfred Herrhausen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Freunde dieser neuen Hochschule,
liebe Kommilitonen,

[...] Im politischen Denken der letzten 150 Jahre spielt der umstrittene Begriff der Ideologie, d. h. der ideellen Begründung politischer Herrschaft, eine entscheidende Rolle. Ideologien erheben im Selbstverständnis richtiger, jeweils richtiger Weltanschauung Anspruch auf die Gestaltung des Fortschritts, ja sie treten – wie Karl Dietrich Bracher es in einem Buch „Zeitalter der Ideologien“ beschrieben hat – geradezu als seine weltgeschichtlichen Träger auf. (Karl Dietrich Bracher: „Zeit der Ideologien“, ZVA Stuttgart, 1982, Seite 12.)

Dabei stehen sich von jeher zwei philosophisch-historische Grundprinzipien gegenüber, die auf eine unversöhnliche Art von uns Menschen, den Betroffenen, Verhaltensweisen extremer Gegensätzlichkeit verlangen. Das eine Prinzip manifestiert sich in der Überzeugung, dass es einen geschichtlichen Weltplan nicht gibt oder, falls es ihn doch gibt – denken Sie an Einsteins Wort: Gott würfelt nicht! –, niemand zu Recht behaupten kann, ihn zu kennen. Das andere behauptet gerade dies, nämlich dass die Geschichte determiniert ist und sich nach einem historischen Gesetz „vollzieht“, das bekannt ist. [...]

Wer die Zukunft als determiniert begreift und ihr Strukturgesetz zu erkennen vorgibt, der verneint das Recht auf spontane, autonome Initiativen, die keinen Zusammenhang mit diesem Gesetz aufweisen, ja sich nicht darin einpassen. Für ihn besteht Freiheit in der „Übereinstimmung mit der geschichtlichen Notwendigkeit“. [...]

Wenden wir uns statt dessen unserer Welt zu, den geistigen Ausgangspositionen der heutigen westlichen Grundauffassung von Geschichte. Gewiss, das Streben nach umfassender Weltorientierung und damit nach einer Einheit aller menschlichen Erkenntnis ist auch bei uns als Tendenz nie untergegangen. Sie war und ist Kennzeichen für abendländisches, philosophisches Denken. Aber charakteristisch für dieses Denken ist eben seit Langem auch die Überzeugung, dass es einen göttlichen Weltplan entweder nicht gibt oder niemand ihn kennt.

Für uns ist die Zukunft undeterminiert oder zumindest subjektiv offen. Daraus erwächst eine andere Freiheit, eine Freiheit, die aus der Ungewissheit kommt. Ihre offenen Räume füllt nicht „die Geschichte“ nach einem vorgegebenen Schema, sondern unser Handeln und Entscheiden. Autonomes, selbstgesetzliches Gestalten ist unsere Option. [...]

Eine von dort her definierte Freiheit verbietet Diktatur, weil niemand sicher wissen kann, was zukunftsrichtig ist, verurteilt Bevormundung, weil sie mündige Bürger sucht, schließt Gewalt als Mittel der Politik aus. Aber sie verlangt Ordnung und Regel als Gegenteil von Anarchie, individuelle Initiative und Leistung statt kollektiven Anspruch und Lernfähigkeit des Einzelnen wie des Systems. Und sie begründet eines, das entscheidende Begleitmerkmal persönlicher Freiheit: Verantwortung. Jeder muss die Ergebnisse seines Handelns bedenken und notfalls für sie einstehen. [...]

Meine Damen und Herren, im Lichte dieses Imperativs und im Kontext unserer Geschichtsbetrachtung möchte ich werten, wozu wir heute zusammengekommen sind: **die erste deutsche private Universität zu eröffnen und damit eine vom Staat unabhängige**



Dr. Alfred Herrhausen

ge, freie Stätte der Begabtenförderung zu schaffen. Sie wird sich verstehen als Ausdruck eines „esprit engagé“, als engagierter Geist, der entwickelt und eingesetzt werden muss, um dabei mitzuhelfen, die Entwicklung unserer Gesellschaft zu fördern. Gewiss werden all jene, die mit Beharrlichkeit und festem Glauben an ihren letztendlichen Erfolg für das gearbeitet haben, was uns heute hier zusammenführt – wir schulden ihnen großen Dank, den ich stellvertretend für alle an Herrn Dr. Schily erstatten möchte. [...] Die Gründungsväter dieser Hochschule sind von dem Prinzip der offenen Gesellschaft in einer offenen Zukunft ausgegangen. [...]

Sie haben freien, privaten Gestaltungsraum gesehen und ihn für sich, für ihre individuelle Initiative und Leistung reklamiert, um für die Zukunft und in sie hineinzuwirken. Sie wollen auf ihrem Gebiet, dem der Wissenschaft, die wohltätigen Wirkungen ausdehnen, die sich schon immer ganz unbeabsichtigt aus Beschränkungen der Staatsgewalt ergeben

haben. Dabei war ihr Motiv gewiss nicht bildungspolitischer Freiheitsdrang allein oder manifeste Unzufriedenheit mit den vielen bürokratischen Fesseln, die die staatlich reglementierte Universitätswelt von heute unvermeidlicherweise so sehr einengen; es ging und geht ihnen auch um nützliche Zwecke, um unser gesellschaftliches und wirtschaftliches Fortkommen. Dazu einen Beitrag zu leisten, ohne den Staat, den großen Bruder, vorzuschicken, wie das so oft geschieht, dieser verpflichtende Gedanke steht Pate für den heute beginnenden Versuch.

[...] Die Menschen in der Bundesrepublik Deutschland – und nicht nur hier – sehen sich heute vor einem Bündel von schwerwiegenden Problemen, die zur gleichen Zeit fast alle wichtigen Bereiche von Wirtschaft und Gesellschaft betreffen. [...]

Wie alle diese Probleme gelöst werden können, weiß niemand mit Sicherheit zu sagen. Aber dass ihre Lösung nur möglich ist, wenn wir das dazu

... »... Ausdruck eines Esprit Engagé«

erforderliche geistige Kapital zielstrebig und konsequent entwickeln und alle Begabungen tatkräftig fördern, das ist gewiss.

Jede Gemeinschaft, meine Damen und Herren, kann auf Dauer nur so intelligent, leistungsfähig und erfolgreich sein wie die Menschen, aus denen sie besteht. Es kommt deshalb darauf an, immer wieder Bedingungen zu schaffen, die es erlauben, alle in ihr vorhandenen Fähigkeiten und Talente voll zu entfalten und auszuschöpfen. Dazu gehört zweierlei:
// dass alle Menschen die Möglichkeit bekommen, sich zu bilden – die Chancen also gleich sind;
// dass die besonders Begabten und Fähigen besser sein dürfen, ja besser sein sollen – die Ergebnisse des Bildungsprozesses also verschieden ausfallen.

Freiräume für hervorragende Leistungen auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Denkens, Forschens, Handelns und Gestaltens nur passiv offenzuhalten, genügt nicht. Wir müssen dazu an-

regen, dass man sie nutzt, und wir müssen jeden Versuch, dies zu tun, aktiv unterstützen. Dazu ist es nötig, Leistung zu fördern und sie anzuerkennen. [...]

Wenn wir mit den großen Problemen der schwierigen, vor uns liegenden Jahre fertig werden wollen, müssen wir soviel Talente wie möglich einsetzen. Wirtschaft und Technik können es sich nirgendwo leisten, auf Kreativität zu verzichten.

Wenn wir unserer Demokratie die Qualität geben wollen, die ihr gebührt, müssen wir sowohl die Chancen vergrößern, die sie ihren Bürgern für Bildung und Ausbildung bietet, als auch die geistigen Rangunterschiede zulassen, die sich dann einstellen. Die Zeiten sind nicht so, dass unsere Gesellschaft es sich erlauben dürfte, Talente unentdeckt und ungefördert zu lassen. Die Vielfalt kann nicht groß genug sein.

Für beide Zusammenhänge gilt: Es ist kein Luxus, große Begabungen zu fördern, es ist Luxus, und zwar sträflicher Luxus, dies nicht zu tun. [...]

An unseren Hochschulen und Universitäten zeigen sich neben vielen konstruktiven und positiv wirksamen Formen demokratischer Mitbestimmung auch solche Folgen der Umgestaltung des Bildungswesens, die den geistigen Ertrag geringer ausfallen lassen, als unsere Gesellschaft es sich wünschen sollte. Weitgehende Bürokratisierung, zeitraubende Entscheidungs- und Mitentscheidungsprozeduren, Leistungsvorbehalte, Nivellierungstendenzen und Autoritätszweifel engen die Freiheitsräume ein, in denen die wissenschaftliche Suche nach Wahrheit und Erkenntnisfortschritt sich vollzieht.

Eine oftmals nur noch instrumentelle Vernunft verengt die Lern- und Forschungsinhalte, lediglich erfolgsorientierte Erkenntnissuche führt zu geistiger Verarmung, ideologiesteuerter Voreingenommenheiten verfremden die wertfreie Wissenschaft. [...] Das richtige Ziel, möglichst vielen den Zugang zu den Hochschulen zu öffnen, darf nicht in Konflikt geraten mit dem Anspruch, den immer relativ wenigen Spitzenbegabungen ihren angemessenen Entwicklungs- und Entfaltungsraum zu geben.



Gäste der Gründungsveranstaltung

Die Wirtschaft ruft nach guten, nach erstklassigen Köpfen. Ihre Probleme sind heute so groß und entscheidend, dass die Besten ihr gerade gut genug sein müssen. Deren erfolgsorientierte Kreativität und pragmatische Wissensanwendung sind notwendige und in vielen Fällen hinreichende Voraussetzungen dafür, dass die Schwierigkeiten gemeistert werden. Krisenbewältigung erfordert neben dem rechtzeitigen Erkennen der Gefahren und einem großen Potenzial an Können und Erfahrung nationaler und internationaler Art viel Hingabe, oftmals Schonungslosigkeit der Führungskräfte gegen sich selbst und den Anreiz der Anerkennung für vollbrachte Leistungen. Es kann keinen Zweifel darüber geben, dass die Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit unserer Volkswirtschaft in entscheidendem Ausmaß von der Intelligenz und dem Können derer abhängen, die in ihr arbeiten. Das Feld für Tüchtige ist nicht kleiner, es ist fortwährend größer geworden.

Gleiches gilt gewiss auch für die Politik und die öffentliche Verwaltung, gilt für Kunst und Kultur, für Medien und Diplomatie. Hier stellt sich die Frage nach der Fähigkeit des politischen Systems, Probleme zu verarbeiten. Es ist zugleich die Frage nach der demokratisch-politischen Kultur der Gesellschaft, der gerade in Zeiten, in denen der Wohlstand nicht mehr steigt, erhöhte Bedeutung zukommt. Je größer das geistig-moralische Potenzial eines Landes, um so weniger dürfte es den in solchen schwierigen Zeiten latenten Versuchungen durch verunsichernde Irrationalismen der verschiedensten Art anheimfallen.

Unser Fazit lautet deshalb:

Ein Land wie die Bundesrepublik Deutschland, klein, eng, in der Nation geteilt und ohne natürliche Ressourcen, braucht Eliten. Aber es wird sie nur bekommen und auf Dauer behalten, wenn die Menschen in ihm es so wollen, weil sie einsehen, dass die Förderung von Begabten keine ungerechte Bevorzugung einzelner zulasten der Mehrheit bedeutet, sondern dass sie dem gemeinsamen Wohl aller dient. Es müssen offene Eliten sein, bei denen nicht ererbte oder formale Zugehörigkeiten zu bestimmten Schichten den Ausschlag für den Zugang geben, sondern allein die individuelle Leistung, gepaart mit Integrität und

Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Ganzen. Das können wir verstärken, wenn es gelingt, den gegenseitigen Austausch, die Mobilität der Begabungen zu verbessern, damit Funktionseliten nicht zu hochgezüchteten Spezialisten verkümmern.

Meine Damen und Herren, was wir brauchen, ist ein breiter Bildungskanon, auf dem man aufbaut und der es der Gesellschaft ermöglicht, alle schöpferischen Kräfte für ihre harmonische Fortentwicklung auf hohem Niveau einzusetzen. In einem solchen Umfeld wächst dann auch das Außerordentliche.

Die Universität Witten/Herdecke stellt sich dieser Herausforderung. Sie wird sich im Sinne der Verantwortungsethik, von der die Rede war, daran messen lassen müssen, wie gut ihr das gelingt. Der äußeren Freiheit vom Staat wird sie die innere Freiheit für Erkenntnis- und Wahrheitssuche hinzuzufügen haben, um eine Unzahl von Aufgaben des täglichen Lebens und der zivilisatorischen Wirklichkeit, die forschend und lehrend gelöst werden können, in Angriff zu nehmen.

[...] Bei ihrem Bemühen muss sich die Hochschule als Teil der Gesellschaft begreifen, die sie letztlich trägt. Diese Gesellschaft muss und wird zu Recht fordern, dass die Tätigkeit in der Universität für sie durchschaubar bleibt. Sie muss die Hochschule ebenso verstehen, wie diese sich von ihr verstanden fühlen will.

Das meine ich im übertragenen wie im ganz trivialen Sinne. Jenes zynische Wort von der Fachsprache, die die Rache der Experten an den Laien ist, sollte hier nicht gelten. Wir brauchen den ständigen Dialog. Die heutige Losung heißt Hochschule und Gesellschaft, Universität und Wirtschaft. Trennendes darf es nicht geben. Die Probleme von Gegenwart und Zukunft können wir nur gemeinsam lösen.

Meine Damen und Herren, ich beglückwünsche alle diejenigen, die die Gründung dieser Universität vorbereitet und ermöglicht haben. Ich gratuliere neidvoll jenen, die hier demnächst forschen, lehren und lernen dürfen. Und ich wünsche von Herzen diesem Ereignis, dem intellektuellen Abenteuer [...] eine lange erfolgreiche Dauer.

Vielen Dank.

Ärztliche Ausbildung: Neue Ärzte braucht das Land!

>> Von Robert Wiedersheim



Erster Jahrgang des Studiengangs Medizin 1983



Der Weltbestand an medizinischen Fakultäten, 1960 waren es 651, hat sich zwar in zehn Jahren verdoppelt, doch haben die stürmischen Neugründungen der Nachkriegszeit nachgelassen. In der Bundesrepublik ist die Zahl der medizinischen Fakultäten von 1960 bis heute von 19 auf 28 gewachsen. Im Jahre 1960 haben 2 466 Studenten das Medizinische Staatsexamen abgelegt, 20 Jahre später ist die Zahl auf 6 965 angewachsen.

Dennoch hat sich die Ausbildung von Gesundheitspersonal weltweit in den letzten 20 Jahren wenig verändert. Dasselbe gilt auch für die Entwicklung der ärztlichen Versorgung im Rahmen der staatlichen oder privaten Gesundheitsdienste innerhalb Europas. Versuche, eine andere Vorstellung vom Arztum in das Medizinstudium einzubringen, hatten geringen Erfolg.

Obwohl 71 medizinische Fakultäten innerhalb dieser 20 Jahre in Europa neu gegründet wurden, änderten sich Ausbildungsziele und Methoden nicht wesentlich.

Die Abneigung, neue Zielsetzungen für die Studenten einzuführen, ohne vorher des Erfolges sicher zu sein, d.h. Angst vor Änderungen, ist einer der Gründe dafür. Die Strukturen und Anstellungsbestimmungen der medizinischen Fakultäten, die staatliche Kontrolle der Ausbildung, sowie die Isolation von Lehrenden und Lernenden durch einen akademischen Massenbetrieb tragen ebenfalls dazu bei. Die seit Oktober 1970 erlassene Approbationsordnung für Ärzte hat am alten Studiengang wenig geändert und die Problematik der ärztlichen Ausbildung nicht durch neue Ansätze lösen können. Auch die deutliche Verschiebung demographischer und sozialer Situationen hat die Ausbildung der Heil- und Fürsorgeberufe in Europa bisher noch wenig beeinflusst. Das Medizinstudium gewichtet die theoretische und die praktische Ausbildung im Sinne biologischer oder anderer naturwissenschaftlicher Interpretation der Krankheitsbilder. Eine praktische ärztliche Tätigkeit, die auch das psycho-soziale Umfeld der Patienten berücksichtigt, bleibt immer noch das Aschenbrödel gegenüber klinischer Vormachtstellung.

In Europa scheint also ein kritisches Überdenken der Studienordnungen für künftige Ärzte aus einer vorläufigen Planungsphase nicht herauszukommen.

... Ärztliche Ausbildung: Neue Ärzte braucht das Land!

Dagegen haben in neuerer Zeit Reformbewegungen für die Mediziner Ausbildung in den USA angesetzt, dort also, wo „Traditionen“ schon immer ins Wanken gebracht und oft durch „Alternativen“ ersetzt wurden.

Die Selbstverwaltung der Universitäten ist ja seit dem Bestehen der American Medical Association (AMA 1848) und dann auch von der Association of American Medical Colleges als Eigenverantwortung angesehen worden. [...] Gegengewicht zur einseitigen klinisch-naturwissenschaftlichen Ausbildung hat sich dann erstmals 1950 in der North-Western Medical School in Cleveland, Ohio, manifestiert. Gleichzeitig wurden an anderen Universitäten Seminare angeboten, um den Lehrern an medizinischen Fakultäten einen Einblick in verschiedene Lehr- und Lernmethoden zu geben. [...]

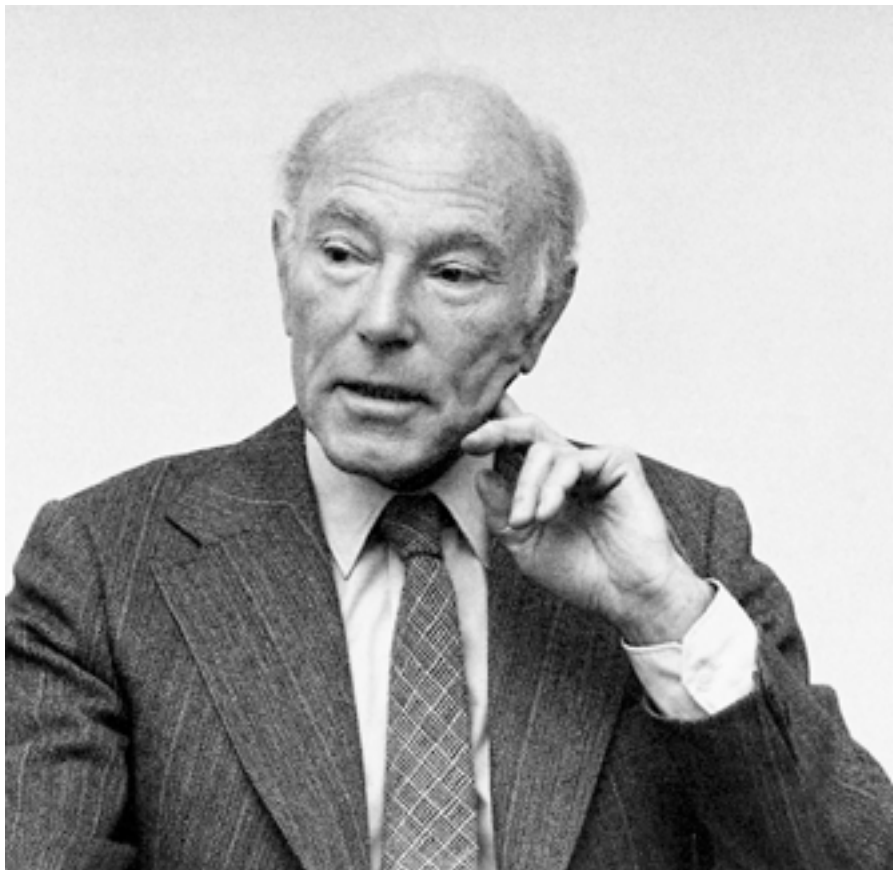
Der Schritt von einem fachbezogenen Lehren (Vorklinik in Abschnitten, dann Klinik, ebenfalls in Etappen) zu einem in seiner Komplexität ansteigenden, problemorientierten Lernen ist nicht leicht zu vollziehen.

[...] Eine bessere oder studentenorientierte Mediziner Ausbildung durchzusetzen, hängt von vielen Faktoren ab: z.B. von dem Geschick der Gründungspersönlichkeiten als Manager, Lehrer und Finanzexperten; von der Koordination aller Abteilungsleiter oder Dozenten, sich auf eine klare Linie der Ausbildungsziele und Methoden zu einigen; von dem Mut, Studenten als Mitarbeiter in die Entwicklung der Fakultät mit einzubeziehen. [...]

Medizinische Fakultäten, die das traditionelle Schema der Ausbildung ihrer Studenten aufgaben, haben die dazu führenden Gründe vor Beginn des Studienbetriebes klar angegeben, so z. B. die McMaster Universität in Canada, gegründet 1969. Die Aufgabe dieser medizinischen Fakultät ist mehr darauf ausgerichtet, die Studenten vom ersten Jahr an mit der Klinik vertraut zu machen und die vorklinischen Fächer dort einzusetzen, wo dies zum Verständnis der Krankheitsbilder nötig ist. [...]

Die Gründer der medizinischen Fakultäten in Maastricht, Holland, 1974 und Tromsø, Norwegen, 1973 haben die Grundideen von McMaster übernommen.

Die Universität von Newcastle, New South Wales, gegründet 1978, gibt zwei Hauptgründe an,



Prof. Dr. Robert Wiedersheim

warum die Ausbildungsziele der anderen neun medizinischen Fakultäten in Australien nicht übernommen wurden. Einmal, weil ein problemorientiertes Lernen der Wirklichkeit des ärztlichen Handelns eher entspricht als fraktioniertes Wissen, vermittelt durch eine vorklinische Ausbildung, gefolgt von einer Krankenhausmedizin, die ja im besten Fall nur 12 % aller Krankheitsfälle der Bevölkerung stationär oder ambulant behandeln kann. Zum anderen, weil in der Zukunft dem Arzt eine Reihe anderer Aufgaben zufallen werden und das Behandeln von Einzelpersonen nur einen Teil der Gesamtbildung darstellt.

Health-Care-Problems, also die im weitesten Sinne angewendete Gesundheitsfürsorge, was auch Vor- und Nachsorge beinhaltet, sollen die Grundlage bilden für ein Verständnis des Arztberufes

(OECD 1975).⁸) Die Lernziele müssen klar formuliert sein und so erarbeitet werden, dass die Grenzen des Lernbaren nicht utopisch gesetzt werden. Selbstlernen wird als Basis des Studienganges festgeschrieben und der fachwissenschaftliche Beistand für Studenten durch Tutoren gewährleistet. Über 100 Allgemeinärzte sind als Lehrer zusammen mit den Krankenhausdozenten verpflichtet. Die Arbeit der Vorkliniker begleitet die Studenten während des gesamten Studiums und legt mit den Klinikern und Allgemeinärzten die Prioritäten fest, die als Vorschläge an ein Curriculum-Komitee weitergegeben werden.

Die Medizinische Fakultät der Universität Witten/Herdecke versucht einen anderen Ansatz zur Erziehung ihrer Studenten zu finden.

Einmal ist das Schwergewicht auf eine mit dem Studienbeginn einsetzende Erfahrung mit kranken Menschen gelegt. Der Lehrplan sieht dann vom 2. Semester an ein klinisch medizinisches Praktikum vor. Dabei wird Wert darauf gelegt, dass der Student beobachten lernt; dass er sich darin übt, mit Patienten umzugehen, und langsam in die medizinische Diagnostik eingeführt wird. Zum anderen werden die theoretischen Fächer inhaltlich mehr auf die wichtigsten Krankheitsbilder ausgerichtet. **Studenten haben schon ab dem 2. Semester wesentlich bessere Einsichten in die Verläufe der Krankheitsgeschehen und damit verstärkt Motivation, die auslösenden Faktoren von Krankheit von der biographischen, psychologischen und biologischen Seite her zu verstehen.** Angestrebt wird ein interprofessioneller Ansatz der medizinischen Ausbildung, um die **Fraktionierung des zu lernenden Stoffes zu verringern.** Damit soll erreicht werden, dass die **angehenden Ärzte sich schon früh einem Ganzheitsbegriff der Medizin ausgesetzt sehen, ohne dabei auf die Kenntnisse modernen Diagnostik und Therapie zu verzichten.** Es ist geplant, den Ausbau einer Mediothek sowie das Selbstlernprinzip, durch Seminare und problemorientierte Ansätze der Ausbildung unterstützt, den Studenten mehr Verantwortung für ihr Studium und Mitverantwortung beim Aufbau der medizinischen Fakultät zu vermitteln. Das klinisch-medizinische Praktikum ist also ein Gegengewicht, Krankheitsgeschehen nicht nur vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus zu begreifen.

Die kleine Zahl der Studenten pro Jahrgang macht es möglich, die klinische Ausbildung zum Arzt wirksamer zu gestalten. In Gruppen zu vier werden die Studenten mit den psychischen wie auch den körperlichen Problemen der Patienten vertraut gemacht. Ein Lehrangebot des „Studium fundamentale“ ist in dem gesamten Studienablauf mit eingebaut. Damit soll erreicht werden, dass die werdenden Ärzte kritisch die übernommenen wie auch neuere Begriffe des Arztstums von erkenntnistheoretischer Seite her betrachten sowie die Möglichkeiten und Grenzen des Arztseins überdenken.

[...] Vielleicht kann der Herdecker Ansatz auf zwei Ebenen einen Beitrag zur Ausbildung der Ärzte leisten. Einmal, indem die Lehrinhalte auch in Richtung auf Gesundheitsprobleme der nahen Zukunft auszurichten sind, zum anderen, indem wesentlich mehr Talent und Zeit in die Entwicklung besser durchdachter Lehr- und Lernprogramme eingebracht werden. Die Zwangsjacke der bundesdeutschen Studien- und Prüfungsordnung wird es den Studenten und Dozenten der neuen medizinischen Fakultät in Herdecke damit nicht leicht machen.

Prof. h. c., Dr. med. et phil., Master of Public Health Robert Wiedersheim (1919 - 2005),
Dekan der Fakultät für Medizin an der Universität Witten/Herdecke 1982 - 1990
Nach dem Medizinstudium in Freiburg, wo er zum Dr. med. und Dr. phil. promoviert, wechselt er 1952 an das pharmakologische Institut der Universität in Kapstadt, Südafrika. Weiter in Stichworten: 1959 als Associate Professor an die George Washington University Washington D. C., September 1960 Angestellter der WHO. In Haiti und der Dominikanischen Republik bis 1964 zuständig für die Lehrpläne neuer Unis mit WHO-Förderung. Von 1964 bis 1972 bei der WHO in Genf. Von 1973 bis zu seiner Pensionierung 1980 leitet Wiedersheim die Abteilung Health Manpower Development des Regionalbüros Europa der WHO in Kopenhagen. Nach seinem Dekanat in Witten ist Wiedersheim über zwei Jahre 1990 bis 1992 Berater, Mitarbeiter und Motor des sich aus einem Studentenstreik in Berlin entwickelnden Reformstudienganges an der Charité.

Ein Pflänzchen hegen

>> Von Haro von Buttlar



Prof. Dr. Haro von Buttlar

(27.10.1926 - 13.10.2000) gehörte zum erweiterten Gründungskreis der Universität Witten/Herdecke. Er nahm u.a. an der ersten Hochschulkonferenz am 19.1.1980 in Herdecke teil, bei der bereits die Gründung einer Universität diskutiert wurde. Sowohl bei der Gründung als auch beim Aufbau der Universität wirkte er in vielen Gremien und verantwortlichen Funktionen (Universitätsverein, Hochschulrat) mit. Von 1966 bis 1991 war er außerdem Inhaber des Lehrstuhls für Experimentalphysik (Kernphysik) an der Ruhr-Universität Bochum.

Mit den Ideen, die zur Gründung der Universität Witten/Herdecke führten, kam ich durch eine zufällige Bekanntschaft mit Dr. Gerhard Kienle im Jahre 1973 in Berührung. Zunächst hielt ich ihn für einen unverbesserlichen Utopisten: Wie kann ein Einzelner eine Universität errichten wollen? Ich ließ mich dann aber überreden, 1976 mit zur Gründung der Freien Europäischen Akademie nach Driebergen in den Niederlanden zu fahren. Er nahm mich in seinem Auto mit; ein weiterer Fahrgast, mit dem mich sofort eine starke Sympathie verband, wurde mir als Dr. Diether Lauenstein vorgestellt. In Driebergen lernte ich auch Prof. Herbert Hensel aus Marburg kennen.

Diese drei Persönlichkeiten beeindruckten mich in der darauffolgenden Zeit sehr. Ihnen habe ich es zu verdanken, dass sich meine Interessen an den philosophischen Grundfragen zu erweitern und sich meine Ansichten zu ändern begannen, sodass ich schließlich auch zusagte, bei dem ersten später an der Nichtanerkennung durch die Behörden gescheiterten Versuch mitzuwirken, Medizinstudenten in Herdecke auszubilden. [...] Einmal im Monat fanden an Samstagen Bachschulkonferenzen statt, in denen die geistigen Grundlagen für eine zu gründende Universität in freier Trägerschaft erarbeitet wurden. Die Zahl der Interessenten vergrößerte sich bald auf 40 bis 50 Personen; viele von ihnen gehörten später zu den Gründern des Universitätsvereins Witten/Herdecke. Die oftmals auf hohem Niveau dargebotenen Beiträge und die anregenden Diskussionen um den runden Tisch im Konferenzraum des Herdecker Krankenhauses sind sicher nicht nur mir zu einer wichtigen Quelle der Kraft geworden.

Der Tod entriss uns viel zu früh, noch vor dem Beginn des Universitätsbetriebes, unsere geistigen Vaterfiguren Hensel und Kienle. Dr. Lauenstein musste aus gesundheitlichen Gründen nach Südwest-Afrika auswandern. Damit fiel uns Jüngeren

die Aufgabe zu, ihr Gedankengut weiterzutragen und das Pflänzchen zu hegen und zu pflegen, dessen Samen sie in fruchtbaren Boden gelegt hatten.

Neben dem unbeirraren Streben nach Wahrheit, das die drei Persönlichkeiten in ihren wissenschaftlichen Bemühungen auszeichnete, erscheinen mir zwei Ideen von besonderem Gewicht, die sie entwickelt und uns anvertraut haben. Es handelt sich um das Konzept der Erkenntnisgemeinschaft der Lehrenden, als das Fundament einer in Forschung und Lehre zukunftsweisenden Universität und um den Gedanken des Studiums fundamentale, das die Urteilsfähigkeit der Studenten ausbilden und sie zu Menschen erziehen soll, die sich über ihre Verantwortung der Gesellschaft gegenüber bewusst sind und sich dieser auch stellen wollen.

Die Erkenntnisgemeinschaft hat zum Ziel, die Lehrenden der verschiedenen Zweige der Wissenschaften in dem gemeinsamen Willen zu vereinigen, die Grundlagen der heute herrschenden Paradigmen zu hinterfragen und auf ihren Gehalt an Wahrheit oder auch Falschheit zu untersuchen. Eine wichtige Voraussetzung ist, dass eine allgemein verständliche Sprache gepflegt wird, damit sich die Experten der Fächer gegenseitig verstehen können. Eine solche Gemeinschaft ist an den gegenwärtigen Universitäten wegen der Mammutgröße und der bürokratischen Gängelung schlecht erreichbar. Hier kann sich im freien Zusammenschluss von Gelehrten ein Zentrum entwickeln, das zur Lösung der gravierenden Gegenwartsfragen beitragen und möglicherweise Wege aufzeigen kann. [...]

Der Rahmen für die Erkenntnisgemeinschaft ist eine inneruniversitäre Akademie, die sich aus der Hochschulkonferenz entwickelt hat und an der insbesondere alle Lehrenden an der Universität mitwirken. Bisher hat sich die Akademie mit Fragen der Wissenschaftstheorie, mit Problemen der Grundlegung der Mathematik und der Naturwissenschaften, mit den Studiengängen an der Universität (bisher Medizin und Wirtschaftswissenschaften) und auch mit dem Studium fundamentale beschäftigt. Darüber hinaus können Forschungsansätze für interdisziplinäre Vorhaben aus den gemeinsamen Anliegen der Akademiemitglieder erwachsen.

Für die Universität als Gesamtorganismus ist die Erkenntnisgemeinschaft von zentraler Bedeu-

tung. Hier ist das Forum für die Bildung und Reifung der inneren Haltung ihres Wirkens, hier findet der Gruppenprozess statt, der ein so delikates Vorhaben wie eine Universität in freier Trägerschaft geistig prägt. Trotz aller Verschiedenheiten der Einzelpersonen entsteht ein gemeinsamer Wille zur Erkenntnisuche und zur Überwindung der Fachgrenzen im Sinne einer Universalität der Bemühungen um Wissenschaft für den Menschen. Auch die Studenten spüren etwas von diesem Klima, das die Akademiearbeit ihrer Lehrer ausstrahlt.

Das zweite wichtige Konzept betrifft die Wege, wie eine freiheitliche Entwicklung der Persönlichkeiten der Studenten gefördert werden kann. Das Ziel ist, die Urteilsfähigkeit auszubilden und den Willen zu stärken, die Kräfte zum Wohl der Mitmenschen einzusetzen. Um eine solche Fach- und Sozialkompetenz zu erlangen, muss der junge Mensch seine inneren Organe des Wahrnehmens und Denkens erweitern lernen, sodass ihm die Schuppen von den Augen fallen. Nicht nur das Gehirn muss gefüttert und geschult werden, sondern auch Gemüt, Seele und Hände bedürfen der Ausbildung. Deshalb nehmen die Studenten an einem Studium fundamentale teil, das sich dem Geiste nach durch das gesamte Fach ziehen soll, indem durchweg eine ganzheitliche und in den Lauf der Geschichte eingebettete Darstellungsweise geübt wird, während in Zusatzveranstaltungen Kenntnisse und Fähigkeiten z. B. in Philosophie, Kulturgeschichte und Kunst vermittelt werden. Als Schwerpunkt für letztere bieten sich an einerseits Erkenntnistheorie, Sinneslehre und Begriffsgeschichte, andererseits künstlerische Übungen.

Außerdem können die Studenten sich über die Grundprobleme anderer Wissenschaften informieren, um ihr eigenes Fach in den Gesamtkanon des menschlichen Wissens an der richtigen Stelle einordnen und dessen methodische Grenzen kennenlernen zu können. Auslandsaufenthalte und praktische Tätigkeiten während des Studiums werden in jeder Weise gefördert. [...]

Privat sein, um frei zu sein

>> Wie wir wurden, was wir sind.

Gedanken zum Aufbau der freien Universität Witten/Herdecke

Von Konrad Schily



Was ist das eigentlich, die freie Universität Witten/Herdecke? So fragen sich viele. Ein akademischer Anthroposophentempel? Eine exklusive Kaderschmiede künftiger Eliten? Ein wissenschaftlicher Zuliefererbetrieb der Großindustrie? Eine Spielwiese von Phantasten? Gründungsmitglied Dr. Konrad Schily stellt im folgenden Beitrag das Unkonventionelle, Provokierende der Pionierunternehmung ebenso unorthodox wie zum Nachdenken stimulierend dar. [...]

Bezogenheit Kompetenz, Verantwortung

Das Wichtigste in unserer Organisation kann man mit drei Schlagworten beschreiben. Das ist die Bezogenheit, die Kompetenz und die Verantwortung. Derjenige, der fachübergreifend einer Einheit vorstehen soll, muss die Kompetenz dafür haben. Er ist damit der Bezogene und er muss bei uns die volle Verantwortung übernehmen. Daraus resultiert, dass wir ihm die Gestaltungsfreiheit dafür geben. Sagen wir so: Wenn Hoechst dem Massachusetts General Hospital Geld gibt, wie viel auch immer, so beansprucht das Unternehmen General Hospital die Freiheit, darüber zu befinden, wie das ausgegeben wird. Diese Freiheit beanspruchen wir als Einrichtung, als Unternehmen, oder wir geben sie weiter. Wir geben diese Freiheit nicht nur weiter, wir geben auch die Verantwortung weiter. Deswegen können in dieser privaten Universität keine beamtenähnlichen Stellen geschaffen werden, sondern nur Stellen im Sinne eines Topmanagements, die kündbar sind: zeitlich nicht begrenzt, aber kündbar.

Wir sind 1982 anerkannt worden und 1983 in Betrieb gegangen, zuerst mit der Medizin, weil wir uns auf ein Krankenhaus stützen, das wir selber auch vor 15 Jahren gegründet hatten. Ich will an dem Beispiel Zahnmedizin, die wir als nächstes realisierten, zeigen wie wir arbeiten.

Zahnmedizinischer Notstand

Wir leben in Witten/Herdecke in einem dicht besiedelten Ballungsraum im Ruhrgebiet. Wir haben uns gefragt, was können wir als nächstes tun: Wir stellten fest, die zahnklinische Versorgung dieses Gebietes um uns herum entspricht etwa der des Bayerischen Waldes! Auf einen Zahnarzt kommen hier über 3000 Patienten, während die Schnittzahl 1 Zahnarzt auf 1500 sein sollte. Dies haben wir 1982 in einer Marktstudie festgestellt. Darauf haben wir im Herbst 1982 die Zahnklinik geplant, begannen 1983 zu bauen (gaben also am 31.12. noch schnell die Pläne ab, damit wir die Investitionsbeihilfe kriegten) und haben in einem Jahr Bauzeit die Zahnklinik fertiggestellt. Sie hat einschließlich Grundstück 2,8 Millionen DM gekostet [...]. In Bochum gab es zur gleichen Zeit zahnmedizinische Planungen, beginnend mit 35 Millionen. Da haben wir den Bochumern den Professor „geklaut“, den sie für die Zahnmedizin angestellt hatten, und haben am 1.1.1984 mit der Klinik

Zahnklinik in Witten-Bommern während des Erweiterungsbaus



begonnen. Die Klinik hat im 1. Quartal 750 Patienten behandelt, im 2. Quartal 1400, im 3. Quartal 2000. Sie wird jetzt im nächsten Jahr erweitert um den 2. Bauabschnitt.

Die Zahnklinik ist in Form einer GmbH, einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung geführt, so dass sie ihre eigene Tätigkeit, ihre eigene Forschung und ihre eigene Lehre finanziert. Es ist ein getrenn-

links: Eine alte Schule am Crengeldanz in Witten, in der die Fakultät für Wirtschaftswissenschaften zeitweilig untergebracht war.

ter Wirtschaftskreis von den übrigen der Universität, wobei diese GmbH, in der sie geführt wird, voll vom Universitätsverein geführt wird. Sie ist vollständig Eigentum des Universitätsvereins.[...]

Kooperation und Finanzierung

Hereingehen in die Praxis heißt eigentlich: sich dort tummeln, wo der Markt ist, mit den Gegebenheiten umgehen. Dies gilt für uns in den ganzen Bereichen, wo angewandte Fächer überhaupt existieren. Denn eine Universität soll ja fachpraktische Studenten entlassen. So sind wir auch in den Wirtschaftswissenschaften vorgegangen. Jeder der dort Aufgenommenen muss das Abitur haben, aber es wird von ihm verlangt, dass er einen Kaufmannsgehilfenbrief mitbringt oder eine adäquate Leistung. Also er kann Schreiner sein, aber er muss dann eine Schreinerei im Sinne des Kaufmännischen auch geführt haben. Die wirtschaftswissenschaftlichen Studenten werden alle eine Firma haben, in der sie während ihres gesamten Studiums eine Mentorenschaft erhalten. In diesen Firmen werden besondere Menschen bereitstehen, die ihnen helfen, eben die Mentoren. Wir wissen noch nicht, ob die Studentenzeit ihres gesamten Studiums nur eine Firma besuchen oder mehrere; das müssen wir erst entwickeln. Aber auch hier scheint uns der direkte und nahe Kontakt zur Wirtschaft wichtig. So haben wir auch in die Aufnahme der Studenten die Personalchefs, Personalberater, Arbeitsdirektoren mit einbezogen; sie nahmen bei den Auswahlgesprächen teil. Das geschah immer unter dem Aspekt: Würden Sie diesen jungen Mann für hoffnungsvoll halten, eine Karriere in Ihrer Firma zu machen? Das Geld, das die Firmen geben, spielt dabei keine Rolle. Unsere Finanzierung, die ja auf der einen Seite auf einem gewissen kleinen Vermögen basiert, besteht zur anderen Seite aus Spenden, die wir jährlich anwerben. Hierbei sind wir natürlich besorgt, dass wir das meiste dieser Spenden in das Vermögen nehmen. Das dritte sind Stiftungsunterstützungen. Das sind die Bereiche, in denen wir von Stiftungen zum Aufbau eines Bereiches gefördert werden. Derjenige, der also Geld gibt, gibt es uns ja nur, weil er in unserer Arbeit eine berechnete Aufgabe sieht, die dem Bildungsleben nützt. Wir geben ihm darüber kein Recht, das Innere der Universität zu bestimmen. Wir geben ihm

auch kein Recht, auf die Auswahl der Studenten einzuwirken oder Studenten einzukaufen. Wenn wir aus der Industrie oder aus dem Handel jemanden bitten, dann „ad personam“. Ich kann nur sagen, das macht den Menschen dort große Freude. Es war überhaupt kein Problem, Mentorenfirmen zu finden. Wir haben jetzt etwa doppelt soviel Mentorenfirmen wie wir Studenten der Wirtschaftswissenschaften haben.

Die Akademie gegen Fachidioten

Zentrales Element der privaten Universität ist für uns die Akademie. Die Akademie ist der Ort des fachübergreifenden Gesprächs. Die Organisation, das Unternehmen darf nie so groß werden, dass diese akademische Arbeit der Wissenschaftler untereinander aufhört. In unseren Verträgen ist neben der Kündbarkeit die Teilnahme an der Akademiearbeit der wichtigste Bestandteil: Man kann jemanden feuern, wenn er daran nicht teilnimmt. Wir haben das aus dem Gemeinschaftskrankenhaus übernommen. Die Ärzte sind dort auch jederzeit kündbar (sie haben ja Festgehälter), und sie haben die Teilnahmepflicht an der fachübergreifenden Konferenz. In der Hochschule heißt das: Der einzelne Wissenschaftler muss von Zeit zu Zeit im größeren und kleineren Kreis die Methodik seines Fachgebietes, sozusagen die Philosophie seines Fachgebietes, darstellen und auch darstellen, was er tut. Dies muss er allgemeinsprachlich, nicht fachsprachlich leisten. Es gibt natürlich auch die fachsprachlichen Kreise. Diese Akademiearbeit ist für uns das Zentrum der Universität. Hier entstehen die wesentlichsten inhaltlichen Verabredungen unter den Hochschullehrern. Hier ist für mich persönlich der Ort der meisten Innovation: Dinge zusammenzuschauen, die man vorher nicht zusammenschauen konnte.

[...] Das scheint mir die Aufgabe der Wissenschaft zu sein, dass wir auf der einen Seite die Fachspezialisierung, die Fachpraxis halten, dass wir auf der anderen Seite aber zu neuen Zusammenfassungen genereller Gebiete kommen. [...] Dies möchten wir auch in den Geisteswissenschaften fortsetzen. Wir haben bewusst gleichzeitig mit der Installation der Wirtschaftswissenschaften den ersten Professor für Nahöstliche Orientalistik eingestellt bzw. berufen. Er soll im Rahmen des „Studium fundamentale“

auch bei den wirtschaftswissenschaftlichen Studenten die Fächer der Mittelmeergeschichte darstellen. [...] Es ist uns sehr wichtig, dass der Student neben der Fachpraxis eine generelle und wissenschaftlich methodische Bildung bekommt.

Anstoß zur Freiheit

In den Geisteswissenschaften werden wir uns ebenfalls bemühen, bei Fächern wie Sprachen, Germanistik, die Studiengänge so aufzubauen, dass der Germanistikstudent während seines Studiums nach eigener Wahl Praxisorte kennenlernt. Das kann eine Werbeagentur, ein Theater oder eine Redaktion sein. Es müssen nur Orte sein, wo der Student sieht, was mit Sprache geschieht. Neben dieser Organisationsstruktur, die ich mit Bezo-genheit, Kompetenz, Verantwortung bezeichne, ist dieses Spannungsfeld der Praxis entscheidend. Daraus entwickeln wir die Forschung, aber daraus entwickeln wir auch die Lehre. Ich glaube, wir werden bestehen können.

Wir werden nie sehr groß werden, wir wollen in den nächsten zehn oder fünfzehn Jahren 2000 Studenten haben. Wir werden also nie eine Konkurrenz der ganz großen Einrichtungen werden. Wir verstehen unsere Aufgabe dahingehend, Anstoß zu geben für mehr Gestaltungsfreiheit an den öffentlichen Hochschulen. Denn für uns war der Weg in die Privatheit eigentlich nur ein Weg, darzustellen, wie man zu mehr Freiheit kommen kann.



Die „alte Anatomie“ an der Dortmunder Landstraße in Herdecke. Hier und in Räumen im Gemeinschaftskrankenhaus in der heutigen Bibliothek wurden die ersten Mediziner unterrichtet.

Die Anatomie als Grundlage einer Ganzheitlichen Medizin

» Von Wolfgang H. Arnold

Während der letzten beiden Jahre meiner Assistentenzeit in Erlangen spitzten sich die Probleme der Massenausbildung von Medizinstudenten bei zu wenig Lehrpersonal (600 Studenten pro Jahr, zwei Professoren und vier Assistenten in der Anatomie) immer mehr zu. [...] Häufig diskutierten wir unter uns Dozenten, wie ein Kompromiss zwischen der Massenausbildung und noch ausreichender Qualität zu finden sei: Was ist denn das Ziel einer Universität? Wie kann die Ausbildung der Medizinstudenten verbessert werden? Ist das nur eine Frage der Quantität? [...]

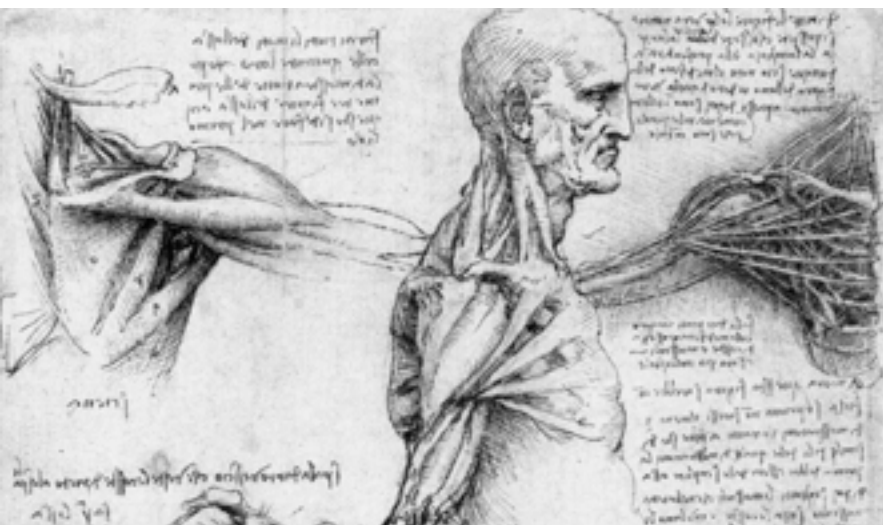
Die „Vorklinik“

Üblicherweise werden den Medizinstudenten an fast allen Hochschulen der Bundesrepublik in der Anatomie drei Vorlesungen angeboten, nämlich die sogenannte Anatomie I, II und III. Die Studenten sollten zuerst die Anatomie I hören, dort werden die Knochen, Bänder und Muskeln des Körpers „aufgezählt und auswendig gelernt“. Danach folgt die Anatomie II, in der die Eingeweide dargestellt werden. Schließlich wird in der Anatomie III das Nervensystem besprochen. Die einzelnen Vorlesungen werden häufig von mehreren Dozenten gehalten, die sich nacheinander abwechseln und über spezielle Themen referieren. Für die Dozenten hat das den Vorteil, dass sie sich nur auf einzelne Gebiete vorbereiten und nicht das ganze Fach beherrschen müssen. Die Folge aber ist, dass dadurch eine einheitliche Vorlesung mit einer klaren didaktischen Gliederung unmöglich wird. Hinzu kommt, dass auch die Vorlesungen in Anatomie I, II und III nicht aufeinander aufbauen, so dass die Studenten die vorgeschlagene Reihenfolge nicht einhalten müssen. Zusätzlich gibt es noch jeweils einen praktischen Kurs in mikroskopischer und makroskopischer Anatomie. Hier sollte eigentlich das anhand der Vorlesungen erarbeitete Wissen vertieft

werden. Da aber der Besuch der Vorlesungen nicht Voraussetzung für die Teilnahme an den Kursen ist, kommt dies kaum zustande.

Die erfolgreiche Teilnahme an den praktischen Kursen muss, so will es der Gesetzgeber, überprüft werden. Dies geschieht meist in der Form von Klausuren, in denen anhand von multiple-choice-Fragen das theoretische Wissen der Studenten abgefragt wird. Für die Studenten ergibt sich nun das Problem, dass sie sich mit einer Fülle von beziehungslos nebeneinander stehenden Fakten konfrontiert sehen und sie diese Fakten einfach auswendig lernen. Hinzu kommt, dass neben der Anatomie ja auch die Fächer Biochemie, Physiologie und ein paar sogenannte kleine Fächer „gelernt“ werden müssen. Inzwischen ist diese Art der Ausbildung an den Hochschulen in das Kreuzfeuer der Kritik geraten. So versucht man z. B. seit langem, die Approbationsordnung für Ärzte zu ändern, um damit eine bessere Ausbildung von Medizinern zu erreichen. Alle bisher durchgeführten Reformversuche haben sich jedoch als Fehlschläge erwiesen. Eine echte Reform des Studiums muss einer veränderten Denkweise entspringen. Nicht das aufzählende Nebeneinander von Fakten muss Lehrinhalt sein, sondern der innere Zusammenhang, in dem sie stehen. Dieser kann sich jedoch nur dann ergeben, wenn die Einzelheiten aus einem ganzheitlichen Verständnis her aus betrachtet werden und sich somit ein Faktum aus dem anderen ergibt (synthetisches Denken). Das bedeutet für das Studium, dass es nicht allein dazu dient, sich Fakten anzueignen, sondern das eigene Denken zu schulen.

Welchen neuen Weg gehen wir nun an der Universität Witten/Herdecke? [...] Neben dem Inhaltlichen muss sich, um ein ganzheitliches Konzept zu verwirklichen, auch die Unterrichtsform verändern, denn zum Kennenlernen des Organismus gehört



gleichzeitig, dass die Studenten die physiologischen und biochemischen Funktionen der Organsysteme, Organe und der Zellen kennenlernen. „Normalerweise“ werden an den Hochschulen die Fächer Anatomie, Physiologie und Biochemie isoliert voneinander unterrichtet: So kann es passieren, dass die Studenten z.B. in einem Semester in der Biochemie etwas über Stoffwechselfunktionen hören, im darauf folgenden dann den Stoffwechsel in der Physiologie besprechen, obwohl ihnen der Bau der Stoffwechselorgane noch nicht bekannt ist. In Witten/Herdecke dagegen versuchen wir, die drei Fächer in einer Art „Epochenunterricht“ zu koordinieren. [...] Schließlich wird am Ende eines jeden Semesters in der Anatomie der Fortschritt der Studenten im Studium „überprüft“. Dazu finden sogenannte Kolloquien statt, in denen nicht nur das anatomische Wissen der Studenten, sondern auch die Fähigkeit, Zusammenhänge zu erkennen, diskutiert wird.

Die „klassische Anatomie“

Wenn die Studenten auf die eben geschilderte Weise den menschlichen Organismus bis in die mikroskopische Dimension hinein „kennengelernt“ haben, folgt gewissermaßen als Synopsis und Vertiefung des Vorangegangenen das Studium an der Leiche. Die Studenten haben nun noch einmal die Möglichkeit, die Lage der Organe in ihrer räumlich-topographischen Beziehung zu studieren, um sich damit die Grundlage für das medizinische Handwerk zu erarbeiten. Auf der anderen Seite ergeben sich bei dem Studium an der Leiche erste Berührungspunkte zur Klinik. In enger

Zusammenarbeit mit den Kollegen aus der Chirurgie, Neurochirurgie, Innere Medizin und Neurologie ergibt sich nun die Möglichkeit, aus den topographisch-anatomischen Zusammenhängen heraus wichtige klinisch-anatomische Zusammenhänge zu besprechen. Für die Zukunft ist jedoch zu fordern, dass der praktische Anatomieunterricht in Anlehnung an den klinischen Unterricht im sogenannten klinischen Studium fortgeführt und ausgebaut wird. Erst dann wird das, was am Anfang für den Anatomieunterricht geschildert wurde, für den Studenten wirklich Früchte tragen.

[...] Welche Konsequenzen ergeben sich nun aus dem Geschilderten für die Ausbildung in der Medizin allgemein und für die Universität Witten/Herdecke im Besonderen? Erstens sollten die Studenten der Medizin den Menschen aus einer ganzheitlichen Anthropologie kennenlernen. Dazu gehört nicht nur die Morphologie, Biochemie und Physiologie des Körpers, sondern vor allem auch die Auseinandersetzung mit dem „menschlichen Wesen“ an sich. Das bedeutet die Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen und existenziellen philosophischen Problemen, was z. B. im Studium fundamentale geschehen kann.

Zweitens sollte der fächerübergreifende Unterricht, wie er in Witten/Herdecke in der Vorklinik bereits praktiziert wird, auf das gesamte Medizinstudium ausgedehnt werden.

Drittens muss dazu von den Dozenten dieser Universität ein einheitliches curriculares Konzept erarbeitet werden. Eines der größten Hindernisse, ein wirklich neues Konzept zu erarbeiten, ist dabei die gültige Approbationsordnung. Hierdurch wird eine freie konzeptionelle Gestaltung oft von vornherein zunichte gemacht, da alle Konzepte in die vorgegebene Norm gepresst werden müssen. So ist z. B. eine Verflechtung der „Vorklinik“ und „Klinik“ zurzeit nicht möglich. Es ist daher die Forderung zu stellen, die Ausbildung unserer Studenten bis zu einem abschließenden Staatsexamen (dessen Form noch zu erarbeiten wäre) vollständig in unsere Hände zu geben.

Prof. Dr. med. dent. Wolfgang Arnold (geb. 1951) war von 1985 bis '94 Professor und Inhaber des Lehrstuhls für Anatomie und von 2007 bis '08 Dekan der Fakultät für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde der UW/H. Derzeit ist er Inhaber des Lehrstuhls für biologische und materialkundliche Grundlagen der Zahnmedizin.

Dezentrale Standorte



Oben: Die Schule am Crengeldanz, in der die Fakultät für Wirtschaftswissenschaft zeitweilig untergebracht war.



Oben: Ein Pavillon-Anbau an der Crengeldanz-Schule

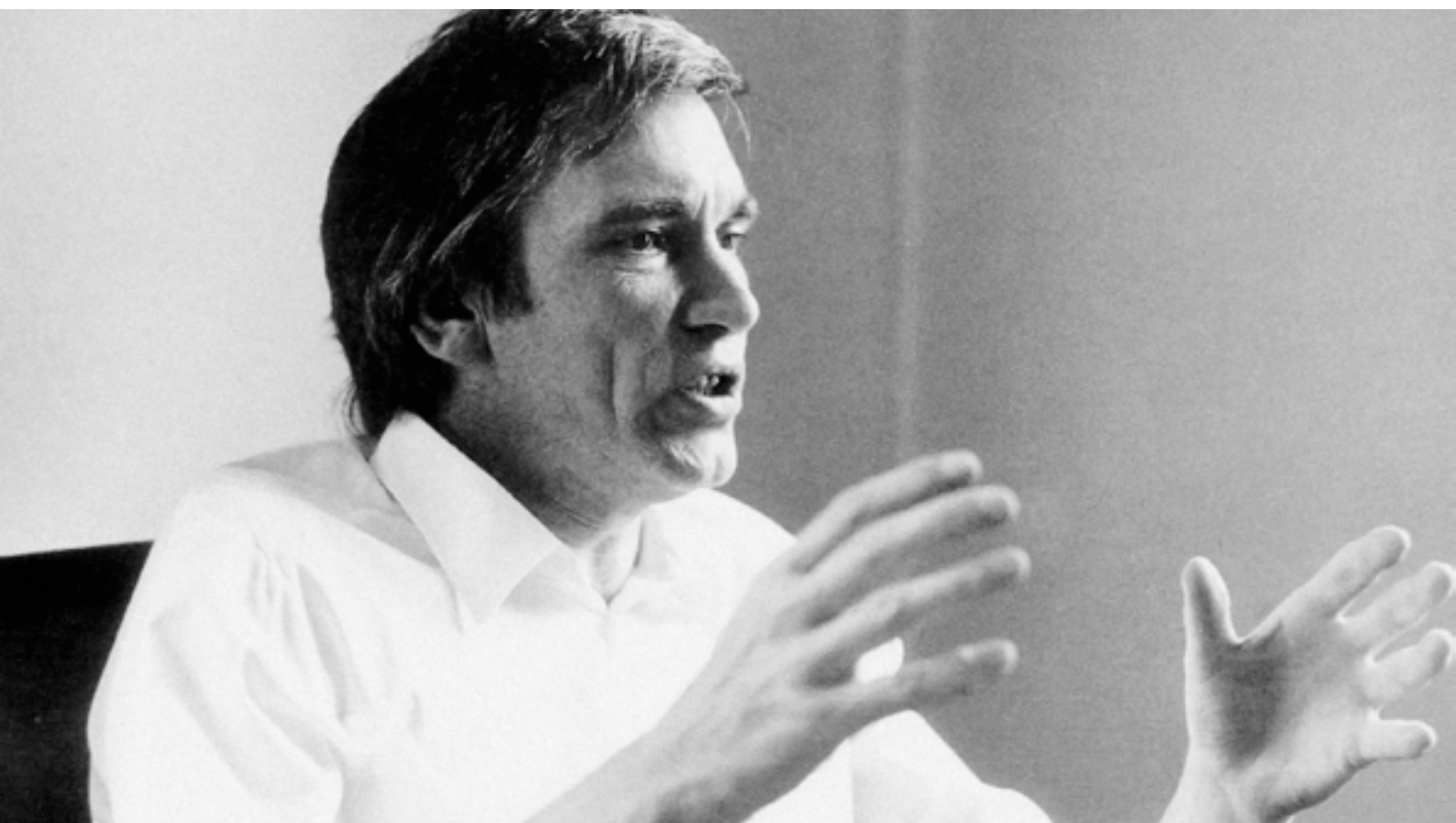


Rechts: Eine Schule in Witten-Rüdinghausen, Wemerstraße 2, in der die Fakultät für Wirtschaftswissenschaft zeitweilig untergebracht war.



Ein lebendiges Ganzes schaffen

>> Gespräch mit Dr. Konrad Schily.



? Sie haben bei der Eröffnungsveranstaltung die Sätze formuliert: „Unsere Hochschule soll ein Ort sein, wo intellektuelle Redlichkeit und der ungebeugte Wille zur Wahrheitsfrage herrschen muss. So entsteht Wissenschaft. Aber diese Wissenschaft bleibt abstrakt, wenn nicht die Wissenschaftler die Welt zu ihren eigenen Problemen machen. Der Einzelne muss sich engagieren.“ Was bedeutet das für die heutige Situation?

Das heißt, dass der Hochschullehrer einen wunderschönen, aber einen der schwersten Berufe der Welt hat, wenn er ihn ernst nimmt. Ein Wissenschaftler, und ein Hochschullehrer sollte Wissenschaftler sein, muss bereit sein, das berühmte Bild wahr zu machen, auf dem Wasser zu laufen in der Bereitschaft unterzugehen. Man kann es auch anders ausdrücken: Seine Meinung von gestern kann heute vielleicht der Irrtum von gestern sein. Wenn diese Anschauung, dieses Ideal fehlt, und wenn ein zweites Ideal fehlt, wenn er es nur für sich tut, so wäre es alles nichts. Wissenschaft muss auch darin bestehen, dass ich sozusagen die Wahrheitsfrage uneigennützig behandle und dass ich den hohen Vorzug, den ich aus meiner Tätigkeit gewinne, durch hohes Engagement gegenüber der Welt und der Gesellschaft ausgleiche. [...]

? Wenn Sie auf die letzten Jahre zurückblicken: Was beschäftigt Sie da, was halten Sie für positive wie negative Erscheinungen?

Positiv ist, dass wir mit der Universität begonnen haben. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob wir auch in der Vergangenheit alles richtig gemacht haben, auch was die Organisation bedeutet. In der Universität sind wir im typischen Pionierstadium. Nachdem wir gekommen sind, geht es jetzt darum, bestimmte Fehler, die man aus der Vergangenheit weiß, nicht zu wiederholen. Es geht aber auch

darum, wirklich die Form der Universität zu organisieren. Also nicht nach hinten schielen und zu sagen wir möchten so werden, wie es alles einmal war, sondern einen Organismus, ein lebendiges Ganzes zu schaffen, das in sich lebensfähig ist und bleibt. Beschreibungen des sozialen Ganzen zu finden, die tatsächlich der Wirklichkeit entsprechen, die also weder die Freiheit in die Willkür entgleiten lassen noch die Verantwortung in Kontrolle ersticken.

Im Moment ist das immer noch ein Abenteuer. Dass dieses Abenteuer an manchen Stellen gelungen ist, und wir Erfolge vorweisen können, darf nicht darüber beruhigen, dass ein mit Sicherheit langer und harter Weg noch vor uns liegt in den nächsten zehn Jahren, bis man sagen kann: Nun hat das Gebilde eine Form gefunden und eine Lebenskraft aus sich selber heraus, die eine Dauer verspricht. Sie wissen selber, wenn etwas eine Dauer verspricht, kommt die nächste Gefahr, dass es sofort seine Sklerose entwickelt und alles verbürokratisiert. [...]



... Ein lebendiges Ganzes schaffen

? Ist es nicht für Sie persönlich, ohne auf „Modelle aus der Schublade“ zurückgreifen zu können, manchmal eine große Belastung, daran denken zu müssen, wie „alles weitergeht“?

Hier gibt es etwas sehr Merkwürdiges. Die Menschen sitzen in Konferenzen zusammen, die Hochschullehrer, also nicht unsere, sondern Hochschullehrer ganz allgemein, und sie stellen fest, wie es vernünftiger wäre, und dann stellen sie gleichzeitig fest, dass es vernünftiger nicht geht, weil irgendein Gesetz dagegen ist. Jetzt muss man eigentlich nur hergehen und engagierte Hochschullehrer und Wissenschaftler befragen, was aus der Sache heraus sich als notwendig ergibt. Also wie man heute, wenn man Maschinenbau studieren wollte, Maschinenbau studieren sollte, und nicht eben wie vor fünfzig Jahren. Und da bekommt man gute Antworten. Es ist kein Geheimnis, und nicht nur Prof. Merkle von Bosch verkündet es, dass ein zukünftiger Mensch im Beruf eben Mobilität und Flexibilität haben muss. Und dass er ein gewisses Grundallgemeinwissen haben muss, um überhaupt den wechselnden Anforderungen gerecht werden zu können, die an ihn gestellt werden. Unsere Aufgabe ist ja eigentlich nur dies, was andere nicht nur klug ausgedacht haben, sondern was deren gesammelte Erfahrung auch ist, in eine Form zu bringen und es in die Tat umzusetzen. Wenn wir das tun, wird die Welt unsere Universität immer als etwas Berechtigtes empfinden. [...]

? War dies auch der Grund für die damalige Klinikgründung in Herdecke? Konnten die Gründer ihre Vorstellungen in anderen Kliniken nicht realisieren?

Das hängt mit der Geschichte zusammen, die unsere Wissenschaft, die Hochschule und auch die Kliniken in den letzten Jahrzehnten oder im letzten Jahrhundert genommen hat. Es war und ist unsere Überzeugung, dass die einseitige Ausrichtung der Medizin, was man früher als Schulmedizin bezeichnete, nicht das allein Seligmachende sein kann. Es war weiterhin die Grundüberzeugung, dass der Materialismus/Positivismus als herrschende Idee nicht in der Lage ist, die sozialen Probleme zu lösen. Wenn ich den Menschen sozusagen nur als Black-Box oder nur als ein diesseitiges Wesen, als ein diesseitigenetisches Wesen ansehe, ergibt sich daraus keine wirkliche soziale Fruchtbarkeit. Wir wollen eine Medizin verwirklichen, die dem Menschen in seinem ganzen Umfang als seelisches, geistiges und physisches Wesen, gerecht wird. Aber nicht unter Verzicht auf den erreichten Stand der rationalen Wissenschaftlichkeit, sondern in ihrer Erweiterung.

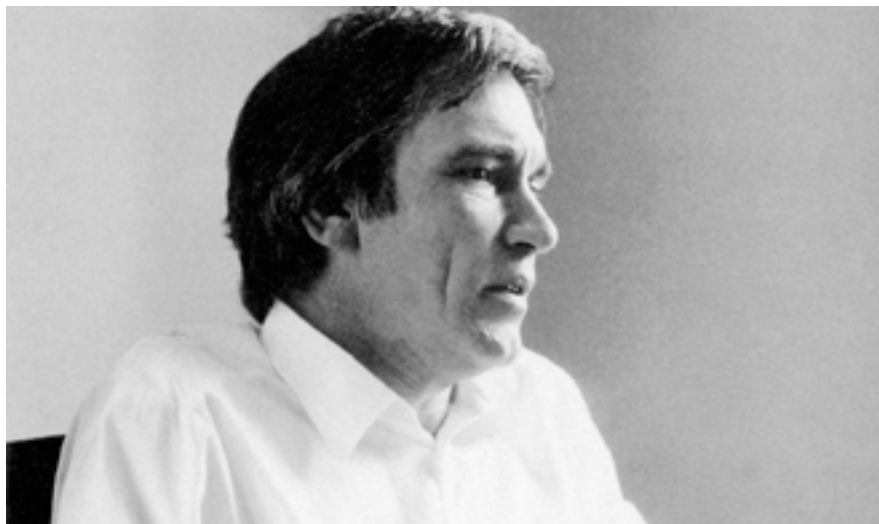
Dazu bedurfte aber auch der Aufbau und die soziale Struktur einer Klinik einer Erneuerung. Uns schien das weder in der alten Ordinarienherrlichkeit durchführbar zu sein noch im klassischen System unseres chefärztlichen Aufbaus. Wir meinten, dass einiges dringend der Änderung bedurfte: Dass die ärztliche Leistung und die pflegerische Leistung keinen Warencharakter annimmt, die handelbar ist auf dem Markt. Die Situation des Patienten darf nicht dazu führen, dass ein anderer sich, gleichgültig in welcher Form auch immer, bereichert. Das heißt nicht, dass der Arzt, die Schwester, der Pflegenden mit dem Existenzminimum leben muss. Dies ist auch der Grund für den Namen „Gemeinschaftskrankenhaus“. Eine Gemeinschaft stellt eine Leistung im pflegenden und Therapiebereich zur Verfügung und wird dafür erhalten. Das führt auch zu der Regelung im Gemeinschaftskrankenhaus, dass der einzelne Arzt nicht in den Genuss der Privatliquidation kommt, weder poolmäßig noch sonst.

Aber, wie gesagt, es bewegte uns von vornherein auch ein wissenschaftliches Motiv. Wir wollten in neue Bereiche der Medizin vorstoßen. Dies kann nur in einer Klinik, nicht in einer Praxis geschehen.

? Die treibende Idee der 60er Jahre, eine eigene Klinik zu gründen, war das nicht auch der Keim dafür, eine Universität zu gründen, oder spielte das in Ihren Diskussionen damals noch keine Rolle?

Für Kienle und für viele seiner Freunde, und darunter auch ich, hat das schon von vornherein eine Rolle gespielt. Nicht alle, die das Gemeinschafts-krankenhaus Herdecke mitbegründet haben, mögen damals schon an eine Universität gedacht haben. In den ersten Jahren stand es auch für uns nicht im Vordergrund, denn es hieß, die Klinik zu etablieren und aufzubauen. Nur der Ausbau der Klinik stand selbstverständlich im zielmäßigen Zusammenhang mit einer späteren Entwicklung zur Universität.

Auch ergaben die Erfahrungen sowohl im forschenden wie im praktischen Bereich die Erkenntnis, dass es grundsätzlich nicht zum Besten steht mit der Ausbildung des Arztes in der Bundesrepublik.



Die nähere Betrachtung ergab die Diagnose grundsätzlicher und sehr allgemeiner Mängel, die im Fach der Medizin sehr auffällig sind, die im Prinzip auch in den anderen Fächern auftauchen, wovon wir schon oft gesprochen haben. Der fehlende Praxisbezug zum Beispiel, die fehlende Gestaltungsfähigkeit und der dadurch erlahmende Gestaltungswillen und vieles andere. Ich brauche das hier jetzt nicht weiter ausführen. Ich kann das vielleicht so zusammenfassen: Je mehr wir von der Klinik aus in Forschungsbereiche und in Ausbildungsfragen überhaupt vorgestoßen sind, desto mehr verstärkte sich die Einsicht, dass in Deutschland eine Universität entwickelt werden müsse, in der neue Ideen nicht nur beredet, sondern auch realisiert werden können. Es war von vornherein klar, dass eine solche Universität auch in ihrem Aufbau und in ihrer Struktur vieles neu greifen müsse. [...]

Auf der Suche

>> Das Medizinstudium in Witten/Herdecke

Von Peter Matthiessen

Wie kommen Menschen bei gesundem Verstand unter den gegenwärtigen Zeitbedingungen und angesichts der damit verbundenen immensen Finanzierungsprobleme dazu, eine freie Hochschule in privater Trägerschaft zu gründen und zu betreiben, eine Einrichtung also, die zwar einer privaten Initiative entstammt, die aber nicht Instrument gruppenprivater Vorteile und partikularer Interessen sein will, sondern ein öffentlicher Beitrag zum mitteleuropäischen Hochschulwesen?

Denn das Ziel der Universität Witten/Herdecke ist ja nicht, Rechtfertigungswissenschaft für bestimmte Weltanschauungen zu betreiben, die Bildung anerkannter oder außerordentlicher „alternativer“ Denkkollektive zu fördern, sondern einen Ort uneingeschränkter, opportunitätsimmuner Wahrheitssuche und ungegängelten Geisteslebens zu schaffen und mithin bei ihren Betreibern die Entkollektivierung der Meinungsbildung und damit die individuelle Urteilskraft sowie die personale Verantwortbarkeit des Tuns zu erwarten und zu ermöglichen.

Eine solche innere und äußere Autonomie lässt sich nur unter den Bedingungen völliger geistiger Freiheit verwirklichen in Unabhängigkeit von konfessionellen oder staatlichen Entscheidungsbefugnissen im Hinblick auf Forschung, Lehre, Personalgestaltung, Studentenauswahl und Organisationsform. Wahrheit und Wissenschaft lassen sich weder unter kirchlicher oder staatlicher Hoheit verwalten noch planwirtschaftlich betreiben. Vielmehr bedarf die Universität einer Sozialgestalt und einer Führungsspitze, die die Verantwortlichkeit auf die Hochschulmitglieder personalisiert, Pressionen innerhalb und außerhalb des Lehrkörpers verhindert und dem Einzelnen, auch gegen möglichen Opportunitätsdruck, einen Freiraum zu eigenständiger Erkenntnisarbeit erschließt.

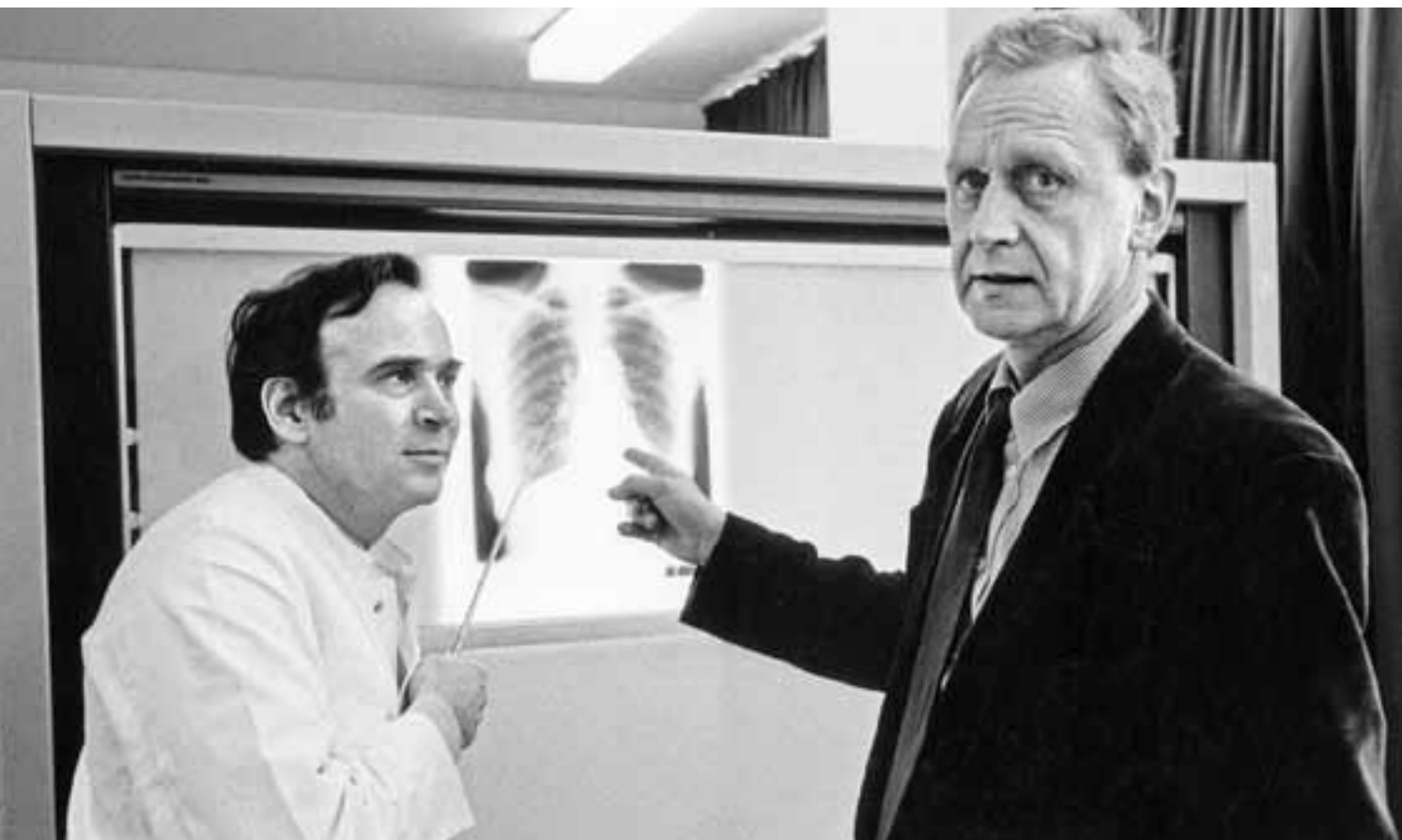
Eine dergestalt auf Autonomie hin angelegte Hochschule kann freilich nicht eine Freizone für Beliebigkeit, Unverbindlichkeit, Weltfremdheit und Selbstgenügsamkeit bedeuten. Ihre soziale Rechtfertigung erfährt sie vielmehr erst dann, wenn die dort Tätigen sich bereitfinden, ihre Freiheit von fremdbestimmenden Elementen in eine Freiheit zur selbstgewählten Verpflichtung gegenüber den als lösungs- und gestaltungsbedürftig erkannten sozialen Erfordernissen unserer Zeit umzusetzen. Erst daran, an der Fruchtbarkeit der Beiträge zur Lösung der Zeitprobleme, an ihrer sozialen Relevanz, lässt sich letztlich die Berechtigung universitärer Freiräume festmachen.

Die Gründung der Universität Witten/Herdecke ist denn auch kein Ad-hoc-Ereignis gewesen, sondern das Ergebnis eines Willensimpulses mit einer über 35-jährigen ideellen Anamnese.

Der Beginn der Arbeit am ideellen Untergrund dieser Hochschule ist bereits in die ersten Nachkriegsjahre zu datieren.

Bereits damals machte sich eine Gruppe von Menschen, von denen ich hier nur den Philosophen Diether Lauenstein sowie die Mediziner Gerhard Kienle, Herbert Hensel und K.E. Schäfer nenne, daran, radikal im wörtlichen Sinne, von den Wurzeln, vom Fundament her über eine Neugestaltung des Hochschulwesens nach- und vorzudenken.

Alle Genannten erwarben sich in den nachfolgenden Jahrzehnten ein hohes Maß an Kompetenz und Anerkennung innerhalb des Wissenschaftsbetriebes ihrer Disziplinen. Aber darüber hinaus war es ihnen ein tiefgehendes Anliegen, der zunehmenden neopositivistischen Tendenz, die Wahrheitsfrage durch formale Richtigkeitskriterien und durch Soziologisierung der Akzeptanz wissenschaftlicher Ergebnisse zu ersetzen, den unbedingten Erkenntniswillen unter Miteinbeziehung aller wissenschaft-



lichen Fundamentalfragen entgegenzustellen. Und in diesem Zusammenhang ging es ihnen, aus der Auseinandersetzung mit der Anthroposophie R. Steiners heraus, auch darum, eine nur naturwissenschaftlich im Sinne eines methodischen Materialismus fundierte Medizin unter Beibehaltung und Erweiterung exakter Methodologie zu erweitern um eine geisteswissenschaftliche Dimension vom Menschen in Gesundheit und Krankheit. Dabei ist es ein merkwürdiges und schmerzliches Schicksal der Gründungsgeschichte unserer Hochschule, dass alle drei genannten Mediziner in enger Zeitfolge kurz vor der Eröffnung der Universität Witten/Herdecke verstarben.

Dass der Gründungsimpuls dabei überwiegend von Ärzten ausgegangen ist und dass der Suche nach neuen Wegen in der Ärzteausbildung beim Zustandekommen der Universität eine Vorreiterrolle zugekommen ist, mag dabei kaum zufällig gewesen sein. Denn kaum eine Hochschulausbildung findet sich heute so verschult, durch so viele Vorschriften

gegängelt und so von dem naiven Glauben an die Objektivität „faktischen“ Wissens beherrscht wie das derzeitige Medizinstudium. Die gegenwärtige Ausbildungsordnung für Ärzte stellt eher ein planwirtschaftliches System zum Ausschluss von Wissenschaftlichkeit und zur Verhinderung praktischer Fertigkeiten dar als einen Weg zum Erwerb medizinisch-wissenschaftlichen Denkvermögens und spezifisch ärztlicher Fähigkeiten.

Lernzielkataloge und schriftliche Multiple-choice-Prüfungen mit Festschreibung der „richtigen“ Antworten dressieren Studenten wie Hochschullehrer zur Repetition einer Sammlung von per Majoritätsbeschluss anerkannten Meinungen und bestrafen abweichende Urteilsbildungen mit Nichtbestehen. Der angehende Arzt mag hierunter kein souveränes Verhältnis zu den Grundfragen der Medizin und ihrer Hilfswissenschaften erwerben. Statt sich grundsätzlich und undogmatisch mit den jeweiligen Phänomenen und den sich an ihnen entzündenden Fragen auseinanderzusetzen und eigene

... Auf der Suche

Erkenntnisarbeit zu leisten, gerät er zunehmend in eine gläubige und ideologische Haltung gegenüber den Einzeldisziplinen und ihren Ergebnissen, deren Zustandekommen und deren Gültigkeitsgrenzen er somit immer weniger zu beurteilen vermag. Dies zumal deshalb, weil eine Vielzahl von Disziplinen, deren Ergebnisse sich der Mediziner anzueignen hat, wie etwa Physik, Chemie, Biologie, Psychologie, Soziologie, Ökologie, keineswegs spezifisch ärztliche Wissenschaften sind, sondern für den Arzt lediglich Hilfswissenschaften darstellen. Gerade ihnen gegenüber ist die Gefahr der Entwicklung eines unkritischen, gläubigen Verhältnisses erfahrungsgemäß besonders groß. So zeigen Mediziner gerade gegenüber der vermeintlichen Objektivität von Ergebnissen etwa der Physik oder der Statistik eine rührende Gläubigkeit, wie man sie jedem Theologiestudenten nur wünschen möchte.

Andererseits steht die Medizin als die das ärztliche Handeln auf spezifische Weise stützende Wissenschaft nach wie vor vor dem Dilemma, dass ihr für ihre spezifischen Kategorien – Gesundheit, Krankheit, Heilung – die Grundbegriffe fehlen. Ausbildungsneuerungen im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte haben denn auch lediglich dazu geführt, immer weitere, jedoch ihrerseits positivistisch aufgebaute und damit zur Erhellung der medizinischen Grundfragen kaum geeignete Hilfsdisziplinen – wie etwa medizinische Psychologie, medizinische Soziologie, Ökologie, Psychosomatik – dem Studium rein additiv hinzuzufügen.

Der Insuffizienz hinsichtlich der theoretischen Ausbildung steht diejenige in der praktischen Unterweisung nicht nach. Der heranwachsende Arzt findet heute im Studium kaum Gelegenheit, die Probleme des Kranken in ihrer natürlichen Komplexität kennen und erfassen zu lernen und daran Sozialreife, Urteilsvermögen, Mitleidsfähigkeit, therapeutische Fantasie und Gestaltungswillen zu entwickeln.

Denn ich möchte daran erinnern, dass ärztliches Tun seinem Wesen nach ja weder angewandte Wissenschaft noch unreflektierter Aktionismus ist, sondern eine durch die Medizin und ihre Hilfswissenschaften in sehr wechselndem Ausmaß gestützte Kunst der persönlichen Hilfestellung. Es ist ein wissendes Können bzw. ein könnendes Wissen, das

sich letztlich immer an der biographisch fruchtbaren Entfaltung des Kranken zu orientieren hat. Weder der Wissenschaft als Selbstzweck noch die rasche, berufsschulmäßige Aneignung von Handlungsgehnheiten und Berufstricks konstituieren ärztliche Kompetenz, sondern nur die Fähigkeit zu eigenständigem und damit eigenverantwortlichem Beurteilen und Behandeln der individuellen Situation des Kranken in ihrer vollen Wirklichkeit.

Anteilnahme und Engagement

In Konsequenz des Prinzips der personalisierten Verantwortung überlassen wir die Auswahl der Studenten an der Universität Witten/Herdecke nicht dem Computer, sondern folgen einem Modus der willkürfreien Ermessensentscheidung durch die Hochschullehrer und weitere dafür geeignet erscheinende Persönlichkeiten mit dem Ziel, diejenigen Menschen zu finden, die neben entsprechender Begabung und Motivation bereit und in der Lage sind, unter Hintanstellung persönlicher Vorteile eigenständiges Ideen- und Urteilsvermögen, empathische Anteilnahme und ärztlichtherapeutisches Engagement zu entfalten. [...]

Derzeit befinden wir uns in der Situation, pro Jahrgang aus durchschnittlich 1200 – so aufschlussreich wie möglich zu haltenden – Bewerbungsschreiben, die jeweils unabhängig voneinander von drei verschiedenen Personen beurteilt werden, etwa 150 Bewerber auszuwählen. Jeder von ihnen wird zu einem Interviewtag gebeten, er führt dort mit sechs Vertretern der Hochschule drei Gespräche, die schwerpunktmäßig unter den Aspekten naturwissenschaftlicher Begabung, prospektiver ärztlicher Eignung und sozialer Kompetenz geführt werden. Von diesen zum Interview gebetenen Bewerbern werden pro Studienjahr ca. 25 zum Studium aufgenommen. Die abschließende Entscheidung soll von allen Beteiligten, also einstimmig, vertreten werden können. [...]

Im Rahmen des Witten/Herdecker Medizinstudiums wird der Student vom ersten Tag an mit der Betreuung kranker Mitmenschen betraut. Er beginnt mit pflegerischen Arbeiten unter Anleitung von Krankenschwestern und Ärzten und soll hier, zunächst frei von theoretischen Blickfeldeinengungen, Wahrnehmungs- und Begegnungsfähigkeit

sowie Verantwortungsbereitschaft und Sozialreife erwerben. Mit zunehmender Kompetenz soll sich diese praktische Tätigkeit, die zeitlich derzeit etwa 20 Prozent der Ausbildung einnimmt, als klinisches Praktikum von Semester zu Semester um eine immer weiterreichende Mitarbeit unter theoretischer und praktischer ärztlicher Anleitung erweitern. Die Frage nach Ursprung, Sinn, Bedeutung und Auswirkung von Krankheit für und im Rahmen der Biographie eines Menschen soll den heranwachsenden Arzt so von Beginn an begleiten. [...]

Im Rahmen des heutigen konventionellen Studiums sind dem heranwachsenden Arzt eigene Erfahrungen vielfach erst dann zugänglich, nachdem er sich längst die entsprechenden Vorstellungen mit ihren implikativen Deutungen, denen gegenüber er dann weitgehend unfrei ist, einverleibt hat. In dieser Hinsicht wollen wir mit dem Witten/Herdecker-Medizinstudium nicht irgendein curriculares Modell erproben, sondern einer Tendenz zur Brillenhaftigkeit begegnen, indem wir unabdingbare Voraussetzungen einer wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung als solche zu realisieren versuchen. [...]

Wie wichtig uns in Verfolgung eines undogmatischen Ausbildungskonzepts ein pluralistisches Lehrangebot ist, mag man daran ersehen, dass sich die medizinische Fakultät neben den vorklinischen Instituten und den klinischen Abteilungen des Gemeinschaftskrankenhauses Herdecke, dessen dezidiertes Anliegen, eine nach anthroposophisch-geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkten erweiterte naturwissenschaftliche Medizin zu pflegen und weiterzuentwickeln, bekannt ist, auf derzeit acht weitere kooperierende Kliniken stützt. Wir wollen unseren Medizinstudenten gerade nicht Weltbilder, sondern die Fähigkeit zu verschiedenen Anschauungsweisen und ein Wissen um ihre jeweiligen Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen vermitteln. [...]

Die Veranlagung und Förderung eines solchen differenzierten Wahrnehmungsvermögens durch das ganze Studium hindurch ist daher ein zentrales Anliegen der an der Universität Witten/Herdecke lehrenden Ärzte. Freilich nicht als Betrachten des Patienten als „klinisches Demonstrationsmaterial“ aus sicherer Distanz, sondern im Rahmen einer Begegnung von Mensch zu Mensch. [...]



Es geht uns im hiesigen Medizinstudium nicht um ein perfektes, feststehendes Curriculum mit dem Ziel, den Studierenden möglichst elegant und hürdenlos auf festgeschriebene Lernziele hinzuführen, sondern letztlich um eine grundlegende Neubesinnung und Neugestaltung der ärztlichen Ausbildung. [...]

Die Ausbildung zum Arzt ist nicht ein Machen von Ärzten durch ihre Lehrer, sondern sie bedeutet, individuellen Menschen in ihrer Entwicklung bestmöglich aber freilassend Hilfestellungen zu geben. Was diese jüngere Generation hieraus machen wird, muss ihr als Unverfügbares selbst überlassen bleiben. Häufig erscheint dies als erheblich abweichend, ja konträr zu dem von uns Erwarteten und Erwünschten. Mitunter stellt es sich bei genauerem Hinsehen als dasjenige dar, was die älteren – bewusst oder unbewusst – ersehnt, aber selbst nicht haben realisieren können. Und mit dieser Aussicht möchte ich schließen.

Prof. Dr. med. Peter F. Matthiessen (geb. 1944) ist langjähriger leitender Arzt der Psychiatrischen Modellabteilung für Jugendliche und junge Erwachsene sowie der Psychiatrisch-Psychotherapeutischen Abteilung am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke. Seit 1996 ist er Professor an der UW/H, von 2002 bis '09 war er zudem Inhaber des Gerhard-Kienle-Stiftungslehrstuhls für Medizinthorie und Komplementärmedizin. 1983 war er einer der Mitbegründer der Uni Witten/Herdecke.

Nadelöhr

>> Die Auswahl- und Aufnahmeverfahren für Medizinstudenten

Von Peter Lauer, Leiter des Aufnahmeyausschusses der medizinischen Fakultät

„Welches sind eigentlich Ihre Kriterien für die Aufnahme zum Medizinstudium?“ Dies ist die häufigste Frage, die dem Aufnahmeyausschuss und seinen Mitarbeitern bei Anfragen von Bewerbern gestellt wird. Es ist eine Frage, um deren Beantwortung jeder Bewerber sehr besorgt ist; er hofft, sich darauf vorbereiten zu können.

Wenn die Universität Witten/Herdecke nun nicht den Notendurchschnitt des Abiturzeugnisses zur Richtschnur nimmt wie die ZVS, auch nicht das Ergebnis des Tests, sondern ihren Bewerbern andere Aufgaben stellt, hat dies mit dem Selbstverständnis und den Zielen unserer neuen Universität zu tun. Es war zweifellos ein besonderes Ereignis in der Geschichte des deutschen Bildungswesens, dass am 14. Juli 1982 die erste wirklich private Universität von der nordrhein-westfälischen Landesregierung in Düsseldorf zugelassen wurde. Ein Kreis aus Ärzten und Hochschullehrern, von Förderern und Spendern und einigen Stiftungen hatte sich zusammengetan und den Entschluss, eine private Universität zu gründen, mit Risikofreude und Mut verwirklicht. Die Frage nach den Aufnahmekriterien für Studienbewerber ist unmittelbar mit der nach den Zielen der Universität verknüpft. Wie will man für den kommenden Arztberuf ausbilden? Die Frage nach dem „Wie“ ist entscheidend.

Die Universität Witten/Herdecke will Menschen zur Selbstständigkeit ausbilden, sie sollen diese in ihrem Beruf verwirklichen können. Wir wollen also keine Anpassung, sondern Vertrauen auf eigene, selbst erworbene Fähigkeiten. Ich bin überzeugt,

dass die höheren Schulen diese Bildungsaufgaben nur noch selten erfüllen, und wir haben in Herdecke viel darüber nachgedacht, wie man die Studenten in richtiger Weise in den Studiengang und damit in ihren späteren Beruf einführt. Es sind nicht nur kognitive, assoziative und memorierende Fähigkeiten, die den Arzt ausmachen. Nach meiner Vorstellung müssen die, die studieren wollen, etwas mitbringen: eine gut durchdachte Art von Selbstkenntnis darüber, weshalb sie den Beruf ergreifen wollen. Wichtig sind Gelassenheit, Beobachtungsgabe, menschliches wie wissenschaftliches Interesse und nicht zuletzt die Tugend, den angestrebten Beruf um des Berufes willen zu lieben. Bei aller Anleitung gilt es, Menschen auszubilden, die ihren erstrebten Beruf „durch eigen gelenkte Kraft und eigene Erfindsamkeit verbesserten, und dadurch ihre intellektuellen Kräfte kultivierten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten“. (Dies hat natürlich Wilhelm von Humboldt so gesagt, in seinen Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen: Werke, hrsg. v. A. Flitner und K. Giel, Darmstadt 2, 1969, Bd. I, S.76.) Wir versuchen, eine „innen gelenkte“ Ausbildung durchzuführen, bei der der Studierende selbstverständlich weiß, was der Staat

(immer noch) für die Examina fordert, wo er aber im Umgang mit sich selbst und den Materien seines Berufs erprobt und erarbeitet, wie gerade er sich zu einem tüchtigen und guten Arzt heranbildet. Dabei können nur Ärzte seine Lehrer sein. Für den an die Schule gewöhnten und auf Außenlenkung angewiesenen Studenten kann die Erfahrung, hier in Herdecke studieren zu dürfen, für einige Zeit mit großer Einsamkeit, Ratlosigkeit und dem Gefühl, eigentlich Autodidakt zu sein, einhergehen. Er findet sich in etwas hineingeworfen vor, ohne schon schwimmen zu können. Das ist zweifellos eine Phase der Krise, die fast jeder Student hier durchläuft. Die nach fünf Jahren zu beobachtenden Ergebnisse unserer Ausbildung zeigen, dass diese und die Erfordernisse der Approbationsordnung von unseren Studenten gemeistert werden.

Das oben Gesagte im Bewusstsein, bemühen wir uns, unsere Studenten auszuwählen. Wir verlangen von dem einzelnen Bewerber selbstverständlich, dass er alle die notwendigen Voraussetzungen erfüllt, die der Staat verlangt: Er soll sein Abitur haben, die deutsche Sprache beherrschen. Wir verlangen keinen Test und keine bestimmte Durchschnittsnote, da wir das Notenergebnis, auf die Persönlichkeit eines Menschen bezogen, nicht für aussagekräftig halten. Wichtig ist uns dagegen ein ausführlicher Lebenslauf, besser vielleicht Selbstdarstellung genannt, für die der Bewerber vorher darüber nachdenken sollte, welche Anregungen, Erfahrungen, eindruckliche Persönlichkeiten (auch als Biographien), Ideen, Vorbilder und Erlebnisse ihn seinem Urteil nach wirklich bestimmt oder geprägt haben; woran und wie er bemerken kann, dass durch Begegnungen sich in seinem Werden etwas gewandelt hat, Neues ihm wichtig wurde, er andere Ziele erstrebte als zuvor. Kurz gesagt: Er sollte darüber nachdenken, wie er der geworden ist, der sich hier bewirbt. Das ist gewiss keine leichte Aufgabe, aber wir verlangen sie. Diese Bewerbungen gehen zur Beurteilung an eine Gutachtergruppe, von denen es verschiedene nebeneinander gibt. Sie setzen sich aus Ärzten und Dozenten zusammen. Die Gutachter haben die Bewerbungen zu beurteilen, sie müssen sie lesen und auswerten. Und so eine Gruppe hat dann einstimmig – dies ist wichtig! – dem Aufnahmeausschuss die Bewerber zu nennen,

die zum Interview eingeladen werden sollen. Dies geschieht nicht nach einem Prozentsatz, denn jede vorgegebene Relation schränkt das freie Urteil ein, und so darf der Ausschuss keiner Gutachtergruppe vorschreiben, nur soundsoviel Prozent vorzuschlagen oder einen bestimmten Prozentsatz ausländischer Bewerber.

Die zum Interview vorgeschlagenen Bewerber, und das waren nach unseren Erfahrungen zwischen 90 und 147 in jedem Jahr, werden in der Zeit von Ende Juni bis Ende August zu Gesprächen eingeladen. Wir halten das Gespräch für eine vorzügliche Art, die Bewerber kennenzulernen. Wir haben Gelegenheit, sie über Lebenslauf, Interessen, Motivation u. a. zu befragen, ihre Denkweise und ihre Ansichten zum gewählten Beruf kennenzulernen. Die Bewerber können sich meist im lebendigen Gespräch besser darstellen als schriftlich, sie können Akzente setzen, korrigieren. Die meisten begrüßen das Gespräch, weil sie mehr individuelle Möglichkeiten für sich darin sehen. Jeder Bewerber hat an diesem Tag drei Gespräche mit je zwei Dozenten oder Ärzten zu führen. Diese Interviews dauern 40 Minuten, und sie sollen Motivation, Vorstellungsvermögen, Beobachtungs- und Kombinationsgabe und soziales Verständnis des Bewerbers eruieren. Ideal ist es, wenn der Stil des Befragens in ein wirkliches Gespräch übergeht. In einer anschließenden Konferenz sollen die sechs Interviewer begründen, weshalb sie einen Bewerber hier zum Studium aufnehmen wollen. Erst am Ende der gesamten Interviewzeit, also Ende August oder Anfang September, können wir die Bewerber benachrichtigen. Die Aufgenommenen haben dann etwa sieben Monate Zeit, bis zum Studienbeginn im April des folgenden Jahres das sechsmonatige Krankenpflegepraktikum zu leisten, das die Universität von jedem Studenten vor seinem Studium verlangt.

Unsere Hochschullehrer und Ärzte suchen sich also ihre „Schüler“, das sind Studenten, deren Begabungen, Kenntnisse, Fähigkeiten und Persönlichkeit sie so einschätzen, dass die Ausbildung erwarten lässt, einen selbständigen, sich selbstbestimmenden und wissenschaftlichen Schulen gegenüber offenen Arzt zu seinem Beruf hinzuführen. Das Ziel, ein guter Arzt zu werden, muss jeder Bewerber sich selbst setzen. Nur er selbst kann es auch realisieren, die Universität macht ihn nicht zum Arzt. Sie hilft ihm dabei, es zu werden.

Mannheim, 27. Januar 1988

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich bin Schülerin und besuche zurzeit die 12. Klasse im Karl-Friedrich-Gymnasium hier in Mannheim. Nächstes Jahr werde ich mein Abi machen. Danach wollte ich Medizin studieren, aber ein Studium an einer staatlichen Uni ist doch nicht das, was ich mir vorgestellt habe.

Gerade gestern bin ich mit meinem Chemie-LK in Heidelberg gewesen, um uns dort verschiedene Vorlesungen anzuschauen und einen Einblick in den „Uni-Alltag“ zu bekommen. Sicherlich hatte ich es mir ziemlich anonym vorgestellt, aber so auch wieder nicht. Wir haben die Medizinstudenten (2. Semester) allein an ihrem Verhalten erkennen können. Während der Vorlesung hat kaum jemand zugehört; es war so laut, dass wir, obwohl wir ganz vorne saßen, kaum etwas akustisch verstanden hatten. Viele sind munter im Hörsaal herumspaziert, als ob sie sich in einer Fußgängerzone befanden. Die Vorlesung war gut, der Professor gab sich sichtbar Mühe, aber es war eine gewisse Arroganz bei den Studenten nach dem Motto: „Können wir alles, haben wir nicht nötig“ vorhanden. Selbst unser Lehrer, der auch in Heidelberg Chemie und Physik studiert hat, sagte, dass nur noch der „weiße Kittel“ fehle, um vom Boden abzuheben. Ich möchte an so einem Ort nicht studieren, denn ich glaube, dass solch eine Situation dadurch zustande kommt, dass die Uni immer mehr zu einer „Massenfertigungszone“ wird und die Studienplatzvergabe falsch ist; wenn, dann möchte ich an kleinere Unis (z.B. Lübeck, Hannover). Viele fangen ein Medizinstudium aus Prestigegründen an („Halbgott in Weiß“; soziale Stellung), doch ich glaube, dass solche Leute schon in Auswahlgesprächen von der Studienplatzvergabe ausgesondert werden müssen. Denn wer nur an sich denkt, kann meiner Meinung nach keinen guten Arzt abgeben.

Fachliches Wissen sagt nichts über Menschlichkeit aus, die dann im Umgang mit Patienten verloren geht. Ich werde den Eignungstest im Herbst dieses Jahres zwar machen, aber ich glaube mehr aus Jux. Ich werde voraussichtlich ein gutes Abi machen, aber keines mit 1,0 und bestimmt keinen Eignungstest, der so gut ist, dass man Aussichten hat, innerhalb von 2 Jahren einen Studienplatz zu bekommen. Denn allein die Anspannung beim Test ist so groß, dass viele danebenlängen. Dadurch, dass man ihn nur ein einziges Mal machen darf, wird die nervliche Belastung um so größer.

Gestern kam auch ein Bericht über Ihre Uni im Rhein-Neckar-Fernsehen (RTLPlus). Ich hatte schon vor einem halben Jahr zum ersten Mal etwas über Ihre Uni gehört, weil ein Freund von einem Bekannten von mir bei Ihnen Medizin studiert und bald fertig ist. Das, was ich gehört habe, fand ich fantastisch.

Nach meinem Abi werde ich eine 2-jährige Ausbildung im Mannheimer Klinikum als MTRA machen (Herbst '89 fange ich an). Doch der Wunsch, Medizin zu studieren, ist immer noch da. Ich weiß, dass es schwierig ist, bei Ihnen einen Studienplatz zu bekommen, da Sie nur wenig Plätze vergeben können. Doch ich würde mich trotzdem sehr freuen, wenn Sie mir Unterlagen über Studiengang und Bewerbung zuschicken könnten. Den Grund, weshalb ich gerade Medizin studieren möchte, kann ich schriftlich nicht so einfach formulieren und möchte es auch nicht jetzt tun.

Ich würde mich sehr freuen, bald von Ihnen zu hören.

Mit freundlichen Grüßen

Kirsti Damhjell

Herdecke, den 31. 1. 88

Sehr geehrte Frau Damhjell,

vielen Dank für Ihren ausführlichen und lebendigen Brief vom 27. Januar 1988. Obwohl Sie Ihr Abitur erst im kommenden Jahr ablegen werden, habe ich – um Ihrem Interesse zu genügen –, die Bewerbungsinformationen an Sie schicken lassen.

Was Sie von Ihrer Exkursion in den „Unialltag“ schildern, könnte einen in gedrückte Stimmung versetzen, wenn es überall so wäre. Anonym, unpersönlich, weil überfüllt, wird es an vielen großen Universitäten und in vielen Hörsälen sein.

Damit berühre ich eine Wurzel, die bestimmt auch in dem von Ihnen beobachteten Unterricht in Chemie für Mediziner ist: der vom Staat für jedes Semester geregelte Unterricht nach Stoffinhalt und Folge. Studenten sind über 20, sie wollen selbst suchen, was sie brauchen, um z. B. Arzt zu werden, sie wollen nicht kraft indirekten Befehls Stoff lernen müssen, der bis zum Ende des langen Studiums schon wieder veraltet und überholt ist. Wenn man durch „Zwang“, denn dahinter kommen die Hürden der Prüfungen nach dem Antwort-Wahl-Verfahren (Multiple Choice), und ohne wirkliches Interesse solche Vorlesungen absolvieren muss (meist könnte man den Stoff sich auch aus Büchern selbst aneignen), verhält man sich leicht so, wie Sie es im Hörsaal beobachten konnten. Eigentlich ist das so streng reglementierte Medizinstudium kein akademisches Studium mehr, sondern eine einseitige Fachausbildung, einseitig, weil durch Noten und auch Test der qualifizierende Schwerpunkt auf Wissens- und Gedächtnisleistungen liegt und weniger auf Beobachtung und Erfahrung beruht. Aber vielleicht lässt sich dies auf überfüllten Hochschulen nicht durchführen.

Die Universität Witten/Herdecke ist in dieser Hinsicht auch nicht „vollkommen“. Ich kann auf beinahe fünf Jahre zurückblicken. Auch wir haben unseren Studenten den vorgeschriebenen Stoffkatalog nahe zu bringen, das Wissen zu vermitteln, das in den staatlichen Prüfungen abgefragt wird. Und dennoch bemühen wir uns, die Studierenden in erster Linie zu befähigen, gute Ärzte werden zu können. Nach meiner Vorstellung müssen die, die studieren wollen, etwas mitbringen: eine gut durchdachte Art von Selbstkenntnis, weshalb sie den Beruf ergreifen wollen. Dies spiegelt sich in unseren Bewerbungsunterlagen. Menschlich sich zu verhalten, helfen zu können, diese Möglichkeit bietet sich in vielen Gestalten – und gegenüber jedem kann es versucht werden. Dazu ist es nicht nötig, Arzt zu werden. Oder um Sie zu zitieren (Entschuldigung!): „Menschlichkeit ..., die dann im Umgang mit Patienten verloren geht“, ist zu wenig, auch wenn sie nicht verloren geht. Es braucht mehr, und dieses mehr können nur Sie selbst anstreben, da nur Sie selbst sich richtig kennen. Das „Mehr“ ist nicht im Stoffkatalog aufgeführt, es liegt für jeden anders.

Gewiss liegt die Versuchung nahe, wenn jemand durch Begabung und Förderung durch den Schulunterricht sehr gut verstehen, assoziieren und behalten kann, also leicht lernt und viel weiß, dass er dann ein besonders hervorgehobenes Numerus-clausus-Fach studieren will. Kommt er dann auf die Universität, wird ihm heute auch gesagt oder vorgeschrieben, was er zu tun und zu lernen hat. Lassen seine Begabungen nicht nach, kann er alle Prüfungen – soweit sie in Lernen und Wiedergeben bestehen – relativ leicht hinter sich bringen. Er kommt (vielleicht gar unbemerkt) in die Gefahr, ein außengelenkter, angepasster Mensch zu werden, denn die entscheidende Lebensphase, während der er selbst sein Ziel und seine Stellung in der Welt suchen und finden könnte, ist ja gerade die des Studierens.

Mit freundlichen Grüßen

Peter Lauer

(Für den Aufnahmeausschuss)

»Nur die Praxis enthält die ganze Theorie.«

» Im Wittener Ortsteil Rüdinghausen hat die Universität Witten/Herdecke ein altes Schulgebäude gekauft und auf eigene Kosten renoviert. Dort ist der Sitz ihrer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, an der sich das Studium nach Form wie Inhalt ganz erheblich von dem an staatlichen Universitäten unterscheidet. Als Stichworte wären in diesem Zusammenhang zu nennen: zusätzlich zum Abitur als Eingangsvoraussetzung eine abgeschlossene, möglichst kaufmännische Berufsausbildung, ein hoher Praxisbezug durch die studienbegleitende Ausbildung im Rahmen der „Mentorenfirmen-Konzeption“, das Pflichtsemester im Ausland, der Nachweis mindestens zweier beherrschter Fremdsprachen und die pflichtmäßigen, insgesamt zehn zweistündigen Lehrveranstaltungen aus den thematisch frei wählbaren Bereichen des Studiums fundamentale.

Der bisherige Erfolg scheint dem Konzept Recht zu geben. PD Dr. Volker Schmidtchen fragte den Dekan der Fakultät, Prof. Dr. Ekkehard Kappler, nach den persönlichen Motiven für die Mitwirkung beim Aufbau dieser Fakultät, nach den angestrebten Zielen der Ausbildung wie den praktischen Erfahrungen mit ihrer Umsetzung sowie nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis.

Prof. Dr. Dr. h.c. Ekkehard Kappler (geb. 1949) war Gründer und langjähriger Dekan (1984 bis '92) der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft der Uni Witten/Herdecke. Tätig war er zudem an den Universitäten München (LMU), Münster, Wuppertal, Lissabon, Wien, Bielefeld, Tokio und Innsbruck.

Prof. Dr. phil. habil. Volker Schmidtchen war bis 1996 Chefredakteur der Universitätszeitung „Perspektiven“. Er ist heute Wissenschaftlicher Leiter von FIRMITAS, Institut für Wirtschafts- und Sicherheitsstudien, sowie apl. Professor für Technikgeschichte und Militärgeschichte/Sicherheitspolitik an der Ruhr-Universität Bochum, Publizist und Managementtrainer. Außerdem hat der Oberst der Reserve an der Universität Witten/Herdecke und der FernUniversität Hagen, die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit geleitet.

? Herr Prof. Kappler, Sie sind 1984 schon der Gründungsdekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Witten/Herdecke gewesen. Sie kamen damals von einem Lehrstuhl an der Universität Wuppertal. Was waren Ihre Motive, von einer staatlichen Hochschule an diese neue, private Universität zu wechseln?

Als Herr Dr. Schily mir die Aufgabe hier in Witten/Herdecke anbot, war ich 43 Jahre alt, und ich glaube, mein Hauptmotiv für den Wechsel war der Wunsch, noch einmal etwas Neues zu beginnen. Dafür sah ich an der staatlichen Universität keine Möglichkeit. [...] Mein Bestreben ging allerdings in Richtung auf eine Umsetzung für einen weitaus größeren, übergreifenden Rahmen, den einer ganzen Fakultät, ja einer Universität. Und das war in Wuppertal vor allem aufgrund bürokratischer Hemmnisse nicht möglich. [...] Eine Zeit lang musste ich an einer staatlichen Universität jedes Telefonat von mehr als 25 Einheiten begründen. Ich habe dann etwa zwei Jahre lang bei Telefonaten von z. B. 80 Einheiten als Begründung immer geschrieben, dass ich wegen der Sache, um die es in dem Gespräch ging, nicht viermal telefonieren wollte. Diese Begründung wurde interessanterweise akzeptiert. Doch insgesamt ist zu fragen, ob ein derartiges Hineinregieren der Bürokratie für das, was an einer Universität geschieht, überhaupt sinnvoll ist.

? Wie funktioniert ein solcher Fall denn hier in Witten/Herdecke? Rufen Sie persönlich den Präsidenten an, tauschen Sie sich mit ihm aus und führen dann eine Entscheidung herbei?

Auch hier hat es natürlich nicht gleich so funktioniert, wie dies wünschenswert gewesen wäre. Doch inzwischen haben wir in den Fakultäten eigene Budgets. Im strengen Sinne ist bei uns der Dekan nicht mit seinem Amtskollegen an einer staatlichen Universität, sondern eher mit dem Dean englischer und amerikanischer Universitäten vergleichbar. Er ist praktisch der Geschäftsführer der Fakultät, der für das Budget verantwortlich ist und die entsprechenden Entscheidungen in Abstimmung mit Kollegen und auch mit den Studenten fällt. [...] Auch hier muss natürlich ordnungsgemäß abgerechnet werden, aber das erfordert nicht eine Verwaltung mit 100 Angestellten, sondern eine saubere Rechnungslegung, die Prüfung der sachlichen Richtigkeit durch den Dekan und einen Buchungsvorgang in der Verwaltung.

? Sie haben zu Beginn unseres Gespräches angedeutet, dass die Gründe für Ihren Wechsel an die private Hochschule vor allem auch in der Möglichkeit gelegen hat, Ihre Erfahrungen in einer staatlichen wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät für einen neuen Studiengang dieses Faches unter anderen Bedingungen umsetzen zu können.

Als wohl wichtigsten Erfahrungswert würde ich in diesem Zusammenhang die Einsicht bezeichnen, dass ein Studium erwachsene Menschen zusammenbringt, Dozenten und/oder Studenten, und dass sich auf diese Weise ein Gespräch zwischen diesen Menschen entwickeln kann, das zu einem Miteinander und auch einer wechselseitigen Überzeugungsleistung führen kann. Es sollte nicht heißen: Da lehrt einer, weil er der Lehrer ist. Und da lernt einer, weil er der Schüler ist, sondern der Lehrer hat seine Lehre zu begründen. Und die Studenten nehmen davon nur soviel ab, wie er auch begründen und im Zusammenhang mit der Praxis herüberbringen kann. Mein volkswirtschaftlicher Lehrer Erich Preiser hat auf die Frage: „Herr Preiser, in den mündlichen

Prüfungen reden Sie immer 75 % und der Kandidat 25 %; wie soll ich das denn verstehen?“ geantwortet: „Ist Ihnen noch nie aufgegangen, dass die mündliche Prüfung die letzte Möglichkeit ist, dem Studenten noch etwas beizubringen?“ Wenn ein Student zum gläubigen Zuhörer seines Lehrers werden soll, ist das eigentliche Ziel seiner universitären Ausbildung verfehlt, denn das wäre eine dysfunktionale Folge von Hierarchie. Er soll aber ein kritischer Zuhörer werden, seinen Lehrer herausfordern und da, wo der Lehrer keine Antwort mehr weiß, nicht glauben, sondern beginnen, selbst zu denken.

Ich bin wirklich der Ansicht, dass zunächst einmal Lehrender wie Lernender das Recht auf Fragen und Antworten haben. Nur in dem Maße, wie diese beiden miteinander ins Gespräch gebracht werden, kann so etwas wie Erkenntnis und darüber hinaus Anerkenntnis entstehen. Wir wollen hier nicht einfach Erkenntnis wie in einem Silo anhäufen, sondern sie signifikant machen. **Ziel des Studiums sollte nicht die schlecht verstandene Enzyklopädie, sondern die Handlungsfähigkeit sein.** Außerdem selbst-



... »Nur die Praxis enthält die ganze Theorie.«

verständlich die Begeisterungsfähigkeit nach dem schönen Satz des alten griechischen Philosophen Heraklit: „Erziehung heißt nicht, ein Fass zu füllen, sondern eine Flamme anzuzünden.“ Es geht also nicht um Indoktrination, sondern um die Freiheit zur Entscheidungsfähigkeit, und ich glaube an die Erreichbarkeit dieses Zieles, wenn der Student nicht von vornherein dem Risiko einer gelingenden oder misslingenden Universität ausgesetzt wird, sondern die Möglichkeit hat, zu diesem Gelingen oder auch Misslingen selbst entscheidend beizutragen.

Als ich hierher kam, besaß ich ein paar Ideen, die ich in bester Absicht realisieren wollte. Das hat natürlich nicht alles sofort funktioniert, auch ich hatte meine Rückfallerlebnisse. Doch die Studenten waren hartnäckiger, und sie haben in wesentlichem Maße dazu beigetragen, dass die Ideen realisierbar werden konnten, derentwegen sie ja überhaupt an diese Universität gekommen sind.

? Nun haben Sie an dieser Fakultät ganz bewusst darauf verzichtet, einen verbindlichen und detaillierten Lehr- und Forschungskanon aufzustellen. Gleichwohl lässt sich doch nicht darauf verzichten, einen angehenden Ökonomen mit Betriebswirtschaftslehre Statistik, Makroökonomie etc. zu konfrontieren. Auch dürfte das kaum in die Beliebigkeit einer Diskussion gestellt werden, und sicherlich gibt es auch hier unstreitig abfragbares Wissen, dessen Umfang überprüft werden müsste.

Es gibt gute Gründe, so viel zu wissen, wie man nur irgendwie wissen kann. Doch ist dies noch lange kein Grund, möglichst viel zum Grundwissen zu erklären. Der Stoff, aus dem die Träume der Ökonomen sind – dabei handelt es sich um ein paar Zahlen, die im Rechnungswesen stehen. Das muss man vorwärts und rückwärts, rauf und runter, bei Tage und bei Nacht, nüchtern und betrunken beherrschen. Alles, was darüber hinaus geht, sollte man sich so umfangreich wie irgend möglich aneignen.

Aber noch wichtiger als dieses Wissen ist es, zu lernen, wie man es sich aneignen kann. Außerdem sollte man lernen, wie man mit Wissen in einer konkreten Situation selbstbewusst und selbstverantwortlich umgeht. Das kann man nicht lernen, wenn man maximale Organisationsbedingungen schafft, in die dann jeder eingeordnet wird. Mein Ziel ist hierbei schon immer, und da befinde ich mich mit Organisationstheoretikern

und -praktikern in guter Gesellschaft, die Mindestorganisationsbedingungen zu finden, innerhalb derer sich die Persönlichkeit in Freiheit entwickeln kann.

? Die Studenten Ihrer Fakultät lassen sich mit denen an einer staatlichen Universität nicht unbedingt vergleichen, weil hier als Aufnahmebedingung eine abgeschlossene einschlägige Berufsausbildung gefordert wird. Sicher ist es einfacher, mit Menschen zu arbeiten, die schon über Lebenserfahrung verfügen, die bereits in bestimmten Berufen gearbeitet haben, und die dann – das macht ja den besonderen Modellcharakter der Universität Witten/Herdecke im Bereich der Wirtschaftswissenschaften aus – während ihres Studiums permanent in einem Betrieb, einer „Mentorenfirma“ weiterarbeiten und quasi „learning on the job“ betreiben. Liegt es vielleicht daran, dass Sie im Hinblick auf das Erreichen der selbst gesetzten Ziele so guter Dinge sind?

Natürlich liegt es daran, dass es bei unseren Studenten eine bestimmte Selektion gibt, und dass die Studierenden in der Regel umfangreichere Erfahrungen mitbringen als ihre Kommilitonen an den staatlichen Universitäten. Es liegt aber auch daran, dass wir eben von vornherein in kleinen Gruppen mit 30 Studenten pro Jahrgang arbeiten, was eine wesentlich höhere Intensität erlaubt. Doch unsere Studenten sind im strengen Sinne nicht anders als die Kommilitonen an staatlichen Hochschulen auch. Wir haben sehr gute Studenten, auch mittelmäßig gute, allerdings keine ausgesprochen schlechten. Diese Mischung muss einigermaßen gesund sein. Es darf nicht nur Überflieger geben.

Wir versuchen, auf dem aufzubauen, was die Studierenden mitbringen, und dazu gehören auch die Erfahrungen in den Mentorenfirmen. Da kommt so viel zusammen, dass man es einfach wachsen lassen muss. Mit einem Curriculum voller kanonisierter Inhalte ist das nicht möglich. Wir versuchen, die Mindestorganisationsbedingungen, von denen ich vorhin gesprochen habe, zur Wirkung zu bringen, damit ein solches Wachstum nicht zwischen Bürokratie und kanonisierten Lehrinhalten untergeht, sondern sich entfalten kann. Das ist meiner Ansicht nach ein ganz entscheidender Punkt. Aber wenn das dann nicht mehr in den Lehrveranstaltungen aufgenommen wird, weil die Vorschrift besagt, dass man aber Mikroökonomie II zu machen hat, und dabei genau die Seiten 43

bis 418 eines bestimmten Lehrbuchs durchgenommen werden, dann besteht keine Entwicklungsmöglichkeit mehr, dann wird man wegen der bevorstehenden Prüfung genau dieses Lehrbuch durcharbeiten, und damit ist es dann auch aus. In diesem Sinne passiert hier in Witten/ Herdecke etwas anderes als an einer Universität mit kanonisierten stofflichen Inhalten. Ich glaube, unsere Studenten lernen im Großen und Ganzen den Stoff, den man überall lernen kann, aber sie lernen, damit anders umzugehen.

? Aber was macht denn nun eigentlich Ihrer eigenen Einschätzung nach die Attraktivität des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums in Witten/Herdecke aus? Stellen Sie sich vor, Sie müssten das verkaufen.

Da sträubt sich einiges bei mir. Ich glaube, dass ich kein schlechter Verkäufer bin, doch ich würde gern mit einem knappen Satz antworten: Diese Hochschule ist eine Universität im Gespräch. Er kann hier Verantwortung für die Universität, an der er studiert, in einem unbeschreiblich größeren Maße als an jeder anderen Hochschule übernehmen. Das gilt sicherlich auch bei uns nicht für alle Studenten in gleicher Weise, aber sicherlich in einem verwaltungsrechtlich nicht vorgeschriebenen Rahmen, in dem der Lernende wichtiger ist als die Lehre. Ich halte es für völlig sinnlos, jemandem etwas beizubringen, was der nur lernt, weil es abgeprüft wird. Meine Aufgabe sehe ich vielmehr darin, jemandem die Begeisterung, die ich für mein eigenes Fach empfinde, mitzuteilen. Er mag das dann für sich als unbrauchbar verwerfen oder sich davon in irgendeiner Weise anregen lassen, vielleicht sogar anstecken. Das alles bleibt seine Entscheidung, doch ich will versuchen, von dem etwas klarzumachen, was mich an meinem Fach fasziniert. Ich glaube, das ist hier möglich, und auch er darf mir mitteilen, was ihn an dem Fach fasziniert und auch, was nicht. Es handelt sich dann auch um eine andere Art von Prüfung.

? Könnten Sie das noch einmal am Beispiel von Theorie und Praxis verdeutlichen?

Gern. Nur die Praxis enthält die ganze Theorie! Das ist für mich ein ganz entscheidender Satz. Es kommt darauf an, und insofern mache ich nichts Neues bei allem, was wir im Vorigen besprochen haben, es kommt darauf an, den Sokrates wieder zu beleben. Sokrates ist nicht auf dem Markt in Athen herumge-

laufen und hat den Leuten erzählt, wie die Dinge vor sich gehen. Er hat ihnen vielmehr immer wieder ihre eigene Praxis vor Augen geführt, indem er ihnen zu ihrer eigenen Praxis immer wieder Fragen gestellt hat. In dem Sinne, wie sie diese penetranten Fragen ertragen und sich darauf eingelassen haben, hat sich ihre Praxis verändert. Theorien, die wir uns ausdenken, sind von der Praxis nicht unbeeinflusst; das ist klar, aber sie stecken diese meistens eher unbewusst als bewusst in einen funktionalen Rahmen. Doch die Praxis ist innerhalb eines solchen Rahmens überhaupt nicht zu fassen, der Rahmen erweist sich immer enger als das, was man dann erlebt, wenn man mit dieser Theorie in die Praxis hineingeht. Für mich also ist die Praxis nicht die schwierige und widerborstige und nicht ganz gelungene Ausgabe von Theorie, sondern für mich ist Theorie die höchst unvollkommene Ausgabe von Praxis. Wir versuchen immer, die Situation an die Theorie anzupassen, und ich sage noch einmal, dass dies der normale Weg von Wissenschaft heute ist. Statt dessen geht es darum, der Theorie ansichtig zu werden, die in der jeweiligen Situation eingeschlossen ist. Es erscheint erforderlich, einsichtig und empfindsamer zu werden, sozusagen alle Gestalten eines Baumes zu sehen und nicht nur die, die man sehen und anfassen, sondern auch die, die man riechen kann.

Der entscheidende Ansatzpunkt im Hinblick auf Ganzheitlichkeit besteht für mich in der Aussage, dass nur die Praxis die ganze Theorie enthält. Da gibt es manchmal Leute, die sagen, das sei nun aber wahrhaftig marxistisch. Ich antworte dann, dass dies vielleicht so sein könnte, doch mich störe das wenig. Ich könnte mich auch auf Michelangelo berufen, dessen David schon in dem Marmorblock vorhanden war, aus dem heraus er ihn schließlich gearbeitet hat. Doch nur die vom Geist beseelte Hand konnte die Figur im Stein finden. Immerhin, sie war schon darin. Nichts ist hinzugekommen, was nicht bereits vorher angelegt war. Das wird häufig missverstanden.

Als wir uns über Ganzheitlichkeit, die ungeteilte Eins in der Akademie unterhalten haben, da sagte ein Diskussionsteilnehmer zu mir, ich sei als Person doch nun einmal ein Ganzes. Da habe ich geantwortet, ich würde eine solche Aussage als Verkürzung ansehen. Ich glaube schon, dass ich das kleine Ich bin, doch ein Ganzes gibt es nur einmal, und das ist dann gleichzeitig auch alles. Ich bin ein Mensch, aber das Ganze, das ist alles, zumindest alle Menschen.

Preis der Freiheit

Rechts: Titelblatt
der Zeitschrift
„Perspektiven 16“/1989

>> Von Konrad Schily

Am 30. April 1989, zu Beginn des kommenden Sommersemesters, wird die Universität Witten/Herdecke sechs Jahre alt. Nach dem Ende des Sommersemesters werden die ersten Medizinstudenten und die ersten Studenten der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, die hier in Witten/Herdecke ihr Studium begonnen haben, ihre Approbation bzw. ihr Diplom erhalten, das heißt, die ersten Studenten werden dann ein volles Studium an den ersten beiden Fakultäten unserer Hochschule mit Examen abgeschlossen haben.

Es werden noch nicht viele sein, die dann das „Abenteuer“ Private Universität Witten/Herdecke ganz „durchgestanden“ haben. Für Bildungsexperten, die mit Studentenzahlen in einer Größenordnung von 1,5 Millionen und mit Bildungsausgaben in Milliardenhöhe zu jonglieren gewohnt sind, mag diese Handvoll Examinierter eine „quantité négligeable“ sein. Für uns, für alle, die diese andere – und nach unserem Verständnis bessere – Universität wollten (und immer noch wollen), wird dieses Häuflein erfolgreicher Studienabsolventen der eindrucksvolle, nicht zu negierende Beweis sein, dass alle Mühe sich gelohnt hat, dass – allen Unkenrufen zum Trotz – die erste private Universität Deutschlands in freier Trägerschaft keine Utopie im Kopfe spinnerter Weltverbesserer geblieben ist, sondern „real existiert“ und „funktioniert“.

Ob ein Außenstehender auch nur annähernd ermessen kann, wie viele Aktivitäten und Aktionen, wie viele Initiativen zusammenkamen und koordiniert, wie viele Widerstände überwunden werden mussten, um schließlich in der seit Jahrhunderten vom Staat dominierten deutschen Hochschullandschaft eine private, freie Institution wie die unsrige zu etablieren?

Was waren und sind unsere Impulse, Ideale und Ziele? Wir wollen eine andere – natürlich eine bessere – Universität. Eine Universität, in der um eine an-

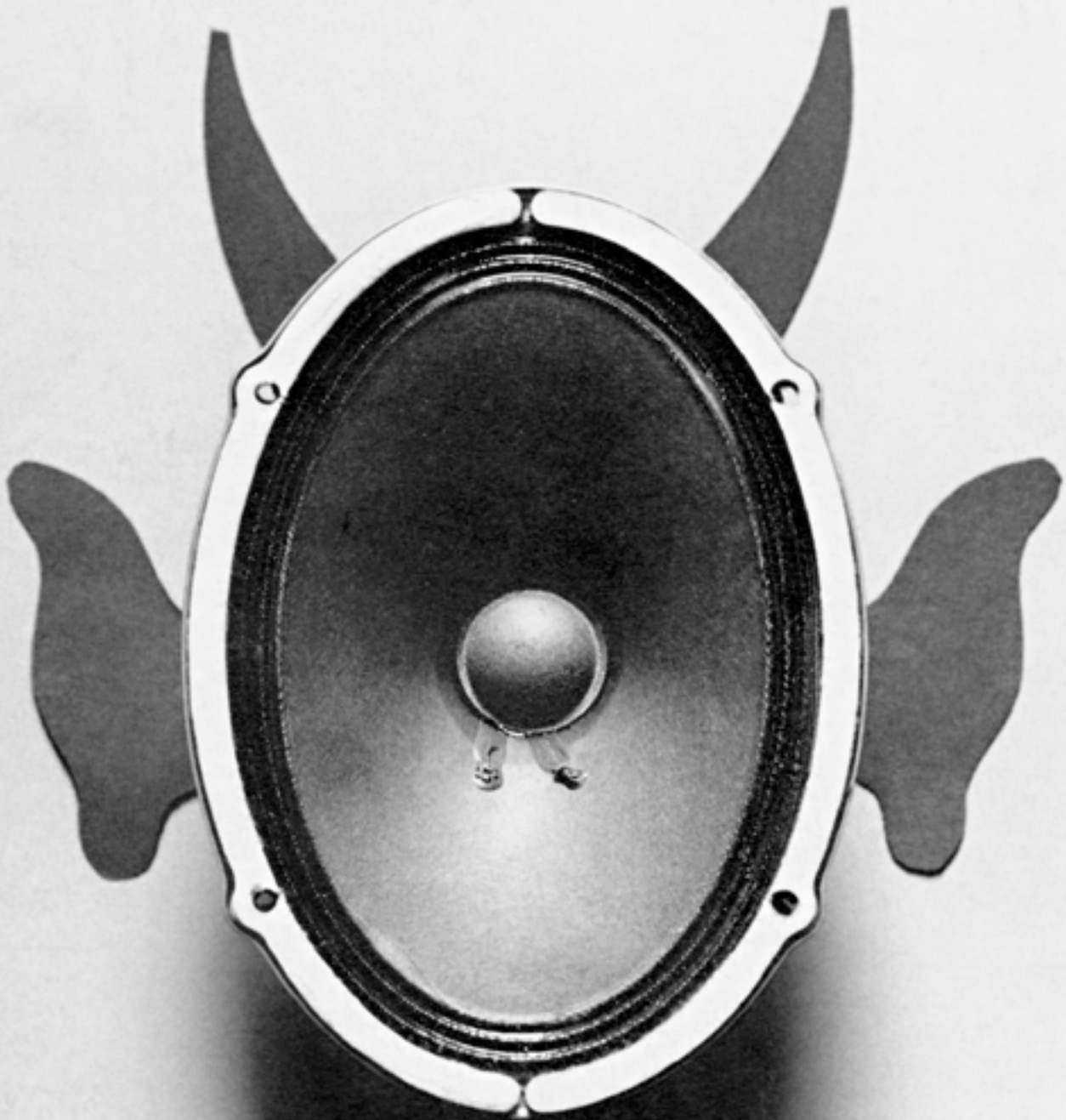
dere, „erweiterte“ Wissenschaft gerungen wird. Eine Wissenschaft, die neben den Quantitäten der Welt auch ihre Qualitäten als grundsätzlich gleichberechtigte Erkenntnis- und Forschungsgegenstände anerkennt. Also Überwindung der so genannten „wertfreien Wissenschaft“, konkret: Untersuchungen über die Frage, wie sich die einzelnen Wissenschaftsgebiete und ihre Methoden auf Mensch, Gesellschaft und Umwelt auswirken. Die Einrichtung des obligatorischen, das ganze Fachstudium begleitenden Studium fundamentale ist überzeugender Ausdruck dieser Neubestimmung. Die Erweiterung der Wissenschaft um die Dimension des „Qualitativen“, das war (und ist) das eine große Anliegen.

Strukturelle (organisatorische) Erneuerung der Universität hieß das andere große Ziel. Deshalb strebten wir nach weitgehender Hochschulautonomie; das aber ist Gestaltungsfreiheit.

Im Einzelnen wollen wir:

- // eigene Qualifikationskriterien für die Auswahl der Studienbewerber,
- // freie Gestaltung der Curricula,
- // uneingeschränktes Berufungsrecht von Professoren und Dozenten,
- // Abbau hierarchischer Strukturen beziehungsweise ihre Verhinderung von vornherein, ein persönlich-partnerschaftliches Verhältnis von Lehrenden und Lernenden,
- // Mitspracherecht und Mitverantwortung der Studenten bezüglich aller Belange ihrer Universität.

Und was „bringen“ alle diese Bemühungen um qualifizierte und strukturelle Veränderungen dem Studenten? Das ist unsere Hoffnung: Bildung und Entwicklung der Persönlichkeit – durch das Studium fundamentale, das grundlegende geistige Fähigkeiten des Menschen weckt, aktiviert und schult; durch



das Fachstudium, das Theorie und Praxis in sinnvoller, ausgewogener Weise miteinander verbindet.

Außerdem sind in der Regel kürzere Studienzeiten (geringere Kosten) und hohe Leistungen (herausragende Prüfungsergebnisse) durchaus intendierte und inzwischen bewiesene Nebeneffekte.

Natürlich, nicht alle Blümenträume reifen in der kurzen Zeit von sechs Jahren. Manches ist im Ansatz geblieben. Aber der eingeschlagene Weg hat sich als gangbar und richtig erwiesen. Was war denn nun aber der eigentliche Impuls für alle unsere Anstrengungen? Das Erspähen einer „Marktlücke“ auf dem staatlich beherrschten universitären „Markt“ oder einfach nur der Ehrgeiz, es besser zu machen als der Staat, es den Bürokraten des Bildungswesens einmal so richtig zu zeigen? Ehrgeiz ist unsere Muttersprache, die Philosophin sagt's eindeutig: eine Form von Geiz, und geizig sind wir nicht, höchstens sparsam! Und das ist eine Tugend und nicht nur in Baden-Württemberg!

Der eigentliche Antrieb für unser Ringen um eine neue „freie“ Universität, die diesen Namen verdient, gründet sich in der Überzeugung, dass ein modernes, fortschrittliches Gemeinwesen so geordnet sein sollte, dass viele Bereiche des Lebens allmählich mehr und mehr durch die eigenen Initiativen der mündigen Bürger geprägt und gestaltet werden sollten und der Staat sich – wo immer möglich – auf die Rolle des Gesetzgebers, eines Rahmengesetzgebers, versteht sich, und Rechtswahrsers beschränken sollte.

Hochschulen als Teil eines freien, das heißt sich selbst bestimmenden und selbst organisierenden Geisteslebens. Alle noch so gut gemeinte Reglementierung lähmt und behindert im Prinzip die Eigeninitiative des Individuums und kleiner Gruppen. Der „Geist“, auch der „Geist der Ausbildung“, gedeiht aber am besten in der Luft der Freiheit. Ferne Zukunftsmusik – mag sein. Aber alles fängt irgendwann einmal ganz klein an.

Wir wollten mit der Gründung unserer Hochschule ein bedeutsames Zeichen setzen, ein Beispiel geben. Und ich denke, das ist gelungen.

Möglich war das aber nur durch das freiwillige, fortwährende Engagement vieler, die, ganz verschiedenen Gruppierungen angehörend, so etwas wie eine Solidargemeinschaft bildeten, die Solidarge-

meinschaft derer, die diese Universität wollten und diesen ihren Willen immer wieder aufs Neue unter Beweis stellen.

Es sind dies die Studenten, die sich entschließen, trotz schwierigerer Lebens- und Lernumstände als anderswo gerade hier zu studieren, es sind die Professoren und Dozenten, die trotz oft erheblicher finanzieller Einbußen und unbequemer Arbeitsbedingungen es vorziehen, hier zu lehren. Und es sind die vielen, vielen Spender – Stiftungen, Firmen, Einzelpersonen – die durch ihr tatkräftiges Vertrauen das Pionierunternehmen Private Universität Witten/Herdecke überhaupt erst ermöglichten – und weiter ermöglichen.

Dass es gelungen ist, Jahr für Jahr – zugegeben, in einem Prozess nicht endender Bemühungen seitens der verschiedenen Universitätsorgane (Präsidium, Direktorium, Kuratorium, Dekane und einzelne Professoren) – die für den Unterhalt der Hochschule erforderlichen Millionen aufzutreiben, erscheint mir rückblickend mehr als erstaunlich, geradezu „fantastisch“. Und das in einem Land, in dem es keinerlei Tradition großzügigen Mäzenatentums gegenüber Universitäten gab. Denn in diesem Land hat man sich schon lange daran gewöhnt, dass Ausbildung nichts kostet. Dabei weiß jeder, dass Ausbildung nicht kostenlos, sondern sehr teuer ist. Nur hält man es für selbstverständlich und ganz und gar nicht für anstößig, dass der Staat im Wesentlichen mit Hilfe des Lohnsteueraufkommens der großen Mehrheit des Volkes die hochqualifizierende und in der Regel überdurchschnittliches Einkommen verheißende Berufsausbildung einer Minderheit bezahlt.

Wir sehen in den freiwillig gewährten, an keine Bedingungen geknüpften Spenden unsere Hauptfinanzierungsquelle – jetzt und in Zukunft. Es gibt ja besorgte Kritiker, die uns in gefährlicher Nähe zum „großen Kapital“ sehen und um unsere Unabhängigkeit fürchten (die werden wir verteidigen!).

Wenn wir hingegen erwägen sollten, den Staat um Hilfe anzugehen – über die Bitte um investive Mittel hinaus –, gäbe es hässliche Kommentare der Art, dass wir nun ja eine ganz gewöhnliche Alma Mater geworden wären, die sich ebenfalls nach dem „warmen Regen“ der Gießkanne von Vater Staat streckt.

Wenn wir aber gar Überlegungen anstellen – und wir tun das ernsthaft –, ob und wie wir unsere Studenten, die Hauptnutznieser all' unserer Anstrengungen, an der Bewältigung der finanziellen Lasten ihrer Universität beteiligen können, dann erfolgt ein Aufschrei: „unsozial“! – als ob es eine unsozialere Regelung gäbe als die jetzige, nämlich die gewaltigen Kosten für unser Hochschulwesen allen anderen Bürgern aufzubürden, die Studierenden aber, letztlich doch die Verursacher des Milliardenaufwands, finanziell gänzlich unbehelligt zu lassen.

Ich denke, hier muss ein Umdenken in der Gesellschaft allmählich Platz greifen. An unserer Universität ist dieser Prozess des Umdenkens schon recht weit gediehen! Denn trotz der nach wie vor fließenden Spenden ist die finanzielle Situation der Privaten Universität Witten/Herdecke – im Hinblick auf ihre Konsolidierung und ihren Ausbau – so, dass wir auch einen finanziellen Beitrag der Studenten brauchen! Und es sieht so aus, dass die oben charakterisierte Solidargemeinschaft unserer Hochschule sich in noch stärkerem Maße bewähren wird als bisher. Denn in den zahlreichen Gesprächen, die ich in den letzten Wochen mit studentischen Vertretern aller Fakultäten über das Thema einer unverzichtbaren finanziellen Selbstbeteiligung der Studenten an den Betriebskosten ihrer Universität führte, konnte ich immer wieder mit großer Genugtuung feststellen, dass die Notwendigkeit studentischer Mitverantwortung auch für die finanziellen Belange der Universität nicht bestritten wird.

Das Reizwort „Studiengebühren“ war bald vom Tisch und durch den „freilassenderen“ Begriff „Studiengelder“ ersetzt. Gebühren haben immer den Charakter nivellierender Zwangsabgaben, die in anderen Zusammenhängen durchaus berechtigt sein mögen, an einer freien Universität aber eigentlich fehl am Platz sind.

Die Frage ist nur: Welche konkrete Form muss eine solche finanzielle Mitverantwortung annehmen, dass sie einerseits für die Universität fühlbar, schärfer gesagt, ausreichend wirksam ist, andererseits aber das so wichtige Moment der Freiwilligkeit, das konstituierende Prinzip einer freien Universität schlechthin, erhalten bleibt?

Das Lernziel Verantwortung ist also von den Studenten der Universität Witten/Herdecke eigen-

ständig in einer überraschenden Weise aufgegriffen worden. Sie wenden sich nicht an die Spender um mehr Spenden, nicht an den Staat um Zuschüsse, sondern sie treten selber in die finanzielle Mitverantwortung für ihre Universität ein. Aber ich bin sicher, dieses Engagement wird nicht ohne Echo bleiben.

Die Studierenden, die während ihres Studiums arbeitend bestimmte Erfahrungen machen und bereits Verantwortung übernehmen – zum Beispiel als Pflegende im Krankenhaus oder als Mitarbeiter ihrer Mentorenfirmen – und die – mit geschärftem Verantwortungsgefühl – darauf achten, dass Gebäude und Räumlichkeiten ihrer Universität pfleglich behandelt werden und nicht verwahrlosen, sie wollen jetzt noch einen entscheidenden Schritt weitergehen und in freiwilliger Selbstverpflichtung auch Gesamtverantwortung übernehmen.

Bei der Eröffnung der Universität im Jahre 1983 hat der damalige Wissenschafts- und heutige Kultusminister Nordrhein-Westfalens, Hans Schwier, Gerhard Kienles Wort aufgegriffen und uns Studenten gewünscht, die ihre Ärmel aufkrempeln und in die Disteln fassen. Unsere gegenwärtigen Studenten rufen nicht andere um Hilfe, sondern sie krempeln ihre Ärmel auf. Ich bin zuversichtlich, dass sie auch in die Disteln fassen werden.

Konferenzstudium Entwicklungsraum Ruhrgebiet

>> Das „Pazifische Zeitalter“ war 1987 Thema des Konferenzstudiums.
Im November 1988 stand der „Entwicklungsraum Ruhrgebiet“ zur Debatte.



v.l.n.r.: Tobias Scheydt, Prof. Dr. Ekkehard Kappler, Michael Habersam, Stephan Binder, Michael Bauer

1. Vorbemerkungen

Die junge wirtschaftswissenschaftliche Fakultät und die offene Anfangssituation zu Beginn des Jahres 1984 mit ihren umfassenden Gestaltungsmöglichkeiten hat jetzt schon einige Konturen erhalten. Mit jedem Semesterjahrgang neuer Studenten, wie auch mit hinzukommenden Professoren, Assistenten und Dozenten, erfährt die Fakultät eine weitere Ausgestaltung. Eingeführte Strukturen, Verfahren, Programme und Regeln erfuhren über die Zeit ihre Bestätigung, Veränderung oder Auflösung. Das Konferenzstudium hat sich in diesen Entwicklungsprozessen behauptet und in gewisser Weise eine Tradition erlangt.

Der Gedanke des Konferenzstudiums hat als Bestandteil der Universitätsidee und des Studienkonzeptes der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät eine besondere Bedeutung. Es greift zum einen die Gedanken zur Gründung der Universität Witten/Herdecke auf, nach denen die „Hochschule ein Ort sein soll, wo intellektuelle Redlichkeit und der unbeugsame Wille zur Wahrheitsfrage herrschen müsse. So entsteht Wissenschaft. Aber diese Wissenschaft bleibt abstrakt, wenn nicht die Wissenschaftler die Probleme der Welt zu ihren eigenen machen. Der Einzelne muss sich engagieren. Aus dem Engagement der Akademiker an der Umwelt und aus dem Engagement der Praktiker an der gedanklichen Auseinandersetzung mit ihrer Umgebung entsteht Universität.“ Zum anderen ist das Konferenzstudium selbst Methode, sich der Praxis zuzuwenden in der Einsicht dessen, dass nur die „Praxis die ganze Theorie enthält“. Die Methode besteht darin, sich in der Beschäftigung mit einem praktischen Problem die darin enthaltene Theorie

zu erschließen und diese Auseinandersetzung in der Durchführung einer Konferenz selbst wieder praktisch werden zu lassen.

Nachfolgend werden wir den von Studenten des zweiten Jahrgangs der Wirtschaftswissenschaft durchgeführten Organisationsprozess der Konferenz zum Thema „Entwicklungsraum Ruhrgebiet“, die vom 24.-26. November 1988 in Witten stattfand, nachvollziehen.

2. Der Weg zu unserem Projekt

Ende des vierten Semesters, mit Abschluss des Grundstudiums, begannen die Überlegungen, wie unser Hauptstudium zu gestalten sei und welche Schwerpunkte zu setzen wären.

Aus dieser Diskussion entstand die von allen Studenten getragene Forderung, in der Gestaltung des Hauptstudiums die Trennung der Lehrinhalte von Betriebswirtschaftslehre (BWL) und Volkswirtschaftslehre (VWL) aufzuheben. [...] Dieser Gedanke führte uns zu der Idee des Projektstudiums. Projektstudium hieß dabei für uns, an einer praktischen Fragestellung sowohl betriebswirtschaftliche als auch volkswirtschaftliche Aspekte gemeinsam zu behandeln und so unserem Anspruch an ein integratives Ökonomie-Studium nachzukommen. [...]

Unter Berücksichtigung der regionalen Verbundenheit der Universität und der Forderung, uns regionaler Probleme anzunehmen, entschieden wir uns für das Thema „Entwicklungsraum Ruhrgebiet“. Nach Ablauf von zwei Semestern wollten wir zu diesem Thema eine Konferenz veranstalten. So wurde das Konzept des Konferenzstudiums in die Ausgestaltung des Hauptstudiums als Projekt integriert.

3. Ausgestaltung des Projektes

Die meisten Studenten unseres Semesters stammen nicht aus dem Ruhrgebiet, sondern aus anderen Städten und Regionen der Bundesrepublik. Um einen Überblick über die Problemvielfalt innerhalb der Region zu bekommen, nahmen wir zunächst an einer Informationsfahrt teil, die vom Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) veranstaltet wurde. Diese Fahrt und eine vorausgegangene Multivisionsschau des KVR gaben uns einen Eindruck von den Schwierigkeiten der Region und den Problemen ihrer Selbstdarstellung.

Dann beschäftigten wir uns mit der historischen Entwicklung des Ruhrgebiets und in diesem Zusammenhang besonders mit den verschiedenen Stufen der Industrialisierung. Nachdem wir uns so gemeinsam Basisinformationen erarbeitet hatten, legten wir fünf Themenbereiche fest. Entsprechend dieser thematischen Aufteilung bildeten wir fünf Arbeitsgruppen, aus denen heraus wissenschaftliche Fragestellungen zum „Entwicklungsraum Ruhrgebiet“ in Bezug gebracht wurden.

4. Durchführung der Konferenz

Während der sehr unterschiedlichen Vorgehensweisen der Arbeitsgruppen in der Entwicklung und Bearbeitung der Fragestellungen wurden wir durch Literaturstudium und Gespräche sehr schnell auf kompetente Experten zu den einzelnen Arbeitsbereichen aufmerksam. Unser nächstes Ziel war es, zusammen mit diesen Fachleuten die überwiegend unabhängig vom Plenum geleistete Arbeit der Arbeitsgruppen in einer Konferenz gemeinsam mit allen Studenten des Jahrgangs zu diskutieren. [...]

Für alle Teilnehmer interessant war die Zusammenführung von Meinungsbildern von Menschen, die sich alle mit dem Thema „Ruhrgebiet“ oder „Strukturwandel“ beruflich beschäftigen, sich jedoch nur sehr selten direkt miteinander im Gespräch befinden. So kann diese Konferenz auch als ein Versuch gesehen werden, die erstarrten Strukturen im Ruhrgebiet, die sich auch durch eine gewisse Gesprächslosigkeit auszeichnen, aufzubrechen. In der Abschlussdiskussion, in der die Erfahrungen mit der Konferenz zusammengefasst wurden, existierte die weit verbreitete Einsicht, dass die fehlende Vortragsstruktur nicht vermisst worden war. Die Teilnehmer hatten das Gespräch gesucht und Kontakte über die Gesprächstage hinaus geknüpft. [...]

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Form des Projektstudiums eine sinnvolle Möglichkeit zur Gestaltung unseres Hauptstudiums gewesen ist. Das Projektstudium vermittelte uns Erkenntnisse und Erfahrungen, die durch eine curricular fixierte Studiengestaltung nicht möglich gewesen wären.

Global Studies – Academic Year of International Experience and Research

Studenten der Universität Witten/Herdecke haben in den vergangenen drei Jahren [1985-88] Konferenzen mit nationalen und internationalen Experten zu den Themen „Anbruch des pazifischen Zeitalters – Chance für Europa?“ (1987), „Perestrojka – nur in der Sowjetunion?“ (1988) und „Entwicklungsraum Ruhrgebiet“ (1988) organisiert und durchgeführt. Im Rahmen dieser Konferenzen entwickelte sich die Zusammenarbeit mit dem norwegischen Sozialwissenschaftler Professor Dr. Dr. h.c. mult. Johan Galtung (z. Zt. University of Hawaii), der inzwischen eine Gastprofessur an der Universität Witten/Herdecke aufgenommen hat. Zehn dieser Studenten organisieren heute mit Johan Galtung das erste Global Studies Program der Universität Witten/Herdecke – eine Studienreise um die Welt in acht Monaten von September 1989 bis Mai 1990. Das Thema lautet: *“World Politics of Peace and Conflict Peace with Peaceful Means”*

Moskau, Oktober '89:

Diskussion mit Studenten in ihrem Wohnheim über das Nachmittagsgespräch mit Funktionären von Staat und Partei. Bei einer Borschtschsuppe werden die unterschiedlichsten Auffassungen zur Perestrojka aufgegriffen. Wie äußert sich das neue „sozialistische Prinzip der materiellen Interessiertheit“ in ihrer Studien- und Lebensplanung?

Ahmadabad, Dezember '89:

Seit zwei Wochen befinden wir uns an der von Mahatma Gandhi gegründeten Universität Gujarat Vidyapith in einer ländlichen Region Indiens. In intensiver Auseinandersetzung mit Ramlal Parikh und anderen Philosophen beschäftigen wir uns mit den Ideen Gandhis. Welche Ansatzpunkte können sie heute für den Umgang mit politischen und sozialen Konflikten geben?

Chengdu, Februar '90:

Wir studieren an der Universität Chengdu, mitten in China. „Tzu li keng sheng“ – Regeneration durch eigene Anstrengung – war die Strategie Maos für das Milliarden-Volk. Inzwischen beginnt die Erinnerung an Mao zu verblassen. Was sind die neuen Ziele?

Moskau, Ahmedabad, Chengdu – drei Momentaufnahmen eines internationalen Studienprojektes. Weitere Stationen werden sein: **London, Berlin, Rom, Jerusalem, Kairo, Neu Delhi, Hanoi, Bangkok, Kuala Lumpur, Hongkong, Beijing, Tokio, Honolulu, Mexico City, New York.**



Dreißig Studenten aus den Vereinigten Staaten, Indien, der Volksrepublik China, Japan und der Bundesrepublik Deutschland studieren unter Leitung von Professor Johan Galtung, Träger des Alternativen Nobelpreises 1987, neun Monate lang an dreizehn Universitäten in aller Welt und arbeiten dort gemeinsam mit einheimischen Wissenschaftlern und Studenten an Lösungsansätzen für nationale und internationale Entwicklungsprobleme.

Bei Begegnungen mit Regierungsvertretern und Oppositionellen, Wirtschaftsfachleuten und Journalisten werden Analysen erarbeitet und Strategien mit kompetenten Gesprächspartnern aus verschiedensten Bereichen der jeweiligen Gesellschaft diskutiert. Das Wohnen in Gastfamilien, das hautnahe Erleben ihres Alltags ermöglicht ein tieferes Verständnis der unterschiedlichen Kulturen.

Wichtige politische, wirtschaftliche und kulturelle Brennpunkte der Welt werden Stationen dieser Reise sein. Unter dem Thema „Weltpolitik in Konflikt und Frieden“ wird den Kontrasten nachgegangen, die einen Eindruck von der ‚totality of human conditions‘ vermitteln.

Das Ziel besteht darin, Grundzüge der Entwicklung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und sozialer Strukturen und Prozesse zu erforschen. Hierbei werden insbesondere die Kosmologien, d.h. die Weltanschauungen, Denkweisen und Sprachen der jeweiligen Kulturräume, untersucht und als Grundlage für die Entwicklung von Konflikt-handhabung und Kooperation thematisiert.

Jahrhundertlang galten in Deutschland die „Wanderjahre“ als notwendiger Abschnitt der (Aus-) Bildung. Während seit über zweitausend Jahren Wissenschaftler – dem Beispiel Sokrates’ folgend – in die Gesellschaft hinausgingen, um Erkenntnisse zu gewinnen, haben sich heute Forschung und Lehre weitgehend in Bibliotheken und Vorlesungssäle zurückgezogen. Der so verlorene Realitätsbezug, die fehlende gegenseitige Befruchtung von Theorie und Praxis wird seit Jahren beklagt.

Die Universität Witten/Herdecke unterstützt ihre Studenten, sich wieder auf den Weg zu machen:

- // durch die Mitarbeit in der Mentorenfirma erfährt der Student die Praxis vor Ort;
- // im Konferenzstudium organisieren die Studenten eine internationale Konferenz zu einer selbst gewählten Fragestellung;
- // in seinem Auslandsprojekt begibt sich der Student zu einem Professor an einer ausländischen Universität, von dem er wesentliche Anregungen für seine Arbeit erwartet.



... Global Studies – Academic Year
of International Experience and Research

Der Praxis unserer Universität in privater Trägerschaft entsprechend liegt die Verantwortung für Organisation und Finanzierung (durch Stipendien, Forschungsmittel und Sponsoren) dieses Projektes bei uns Studenten. Gegenwärtig arbeiten wir am Aufbau eines Fonds. Mit dessen Mitteln wollen wir Stipendien an Studenten (auch aus den von uns besuchten Ländern) vergeben, die die erforderliche Summe von 12 000 US-\$ nicht aus eigener Kraft aufbringen können.

Die Vorbereitungsarbeit beansprucht neben dem Studium viel Zeit, sie ist aber auch ein Teil des Studiums.

Wenn es soweit ist, wird uns diese Reise wichtige wissenschaftliche und menschliche Erfahrungen ermöglichen. In einer Zeit, die immer stärker durch Internationalisierung und Globalisierung geprägt ist, muss auch das Studium die nationalen Grenzen überwinden. Mit unserem Projekt wollen wir einen ersten Schritt in diese Richtung realisieren. Die auf diese Weise entstehenden Kooperationsbeziehungen zwischen den 13 Universitäten in allen Erdteilen stellen eine Basis dar, auf der wir in Zukunft weiterarbeiten werden.

Papst Johannes Paul II schüttelt 1990 die Hand von Ralf Neise, daneben warten Johannes Scharmer sowie Martin Schenk†, Studierende der Wirtschaftswissenschaft.

Der Papst-Besuch war Höhepunkt des Aufenthaltes in Rom, bevor die Gruppe weiter nach Kairo geflogen ist. Diese beiden Orte standen beispielhaft für die Auseinandersetzung mit den verschiedenen (Welt-)Religionen. Johan Galtung, der wissenschaftliche Leiter des Projektes, hatte bereits in den 80er Jahren darauf hingewiesen, dass die Welt-Kulturen wesentlich durch Religionen geprägt sind und damit latente Konflikt-Potenziale einhergehen (insbes. Christentum – Islam sowie USA – China). Seine von ihm entwickelte Konzeption, die das Bild einer multipolaren Welt für die Zeit nach dem Kalten Krieg beinhaltete, war die Folie für die Reiseplanung (USA, Europa, Russland, Naher Osten, Indien, China, Japan).





approbiert

» Zum Sommersemester 1989 haben die ersten elf Studierenden der Humanmedizin an der Universität Witten/Herdecke ihr Drittes Staatsexamen bestanden und damit die Approbation erhalten. Es handelt sich um Absolventen, die 1983 mit Gründung der Universität ihr Studium aufgenommen hatten. Vier von ihnen, Sabine Ahrens, Steffen Illies, Ulrike Ter Horst und Wilhelm Vermaasen, kamen am 24. April 1989 zu einem Gespräch in die Redaktion, in dem es um ihre Erfahrungen im Rückblick auf ihr Studium in Witten/Herdecke, ihr Verhältnis untereinander und zur Universität sowie ihre Wünsche und Anregungen für die Zukunft der Medizinischen Fakultät ging.

Mit den „frischgebackenen“ Ärztinnen und Ärzten sprach Priv. Doz. Dr. Volker Schmidtchen.



auf den Bildern v.l.n.r.: Wilhelm Vermaasen, Ulrike Ter Horst, Steffen Illies und Sabine Ahrens

? Sie haben alle im Wintersemester 1983/84 hier in Witten/Herdecke Ihr Studium aufgenommen. Welchen Eindruck hat die damals gerade neu gegründete Universität auf Sie gemacht?

Wilhelm Vermaasen: Wir hatten zunächst das Gefühl des Überrolltwerdens. [...] Es gab hohe Anforderungen, und wir hatten hohe Erwartungen. Die Anforderungen kamen uns so vor, als wollte man aus uns ganz nebenbei bis zum Physikum noch Philosophen machen. Ein anderer Dozent meinte, wir könnten nebenher noch einige Fremdsprachen lernen. Wieder ein anderer konfrontierte uns mit homöopathischen Fragen, und wir empfanden dies alles als sehr verwirrend.

? Sie hatten doch wohl alle bestimmte Gründe, warum Sie ausgerechnet in Witten/Herdecke studieren wollten. Wie sahen Ihre Erwartungen eigentlich aus?

Wilhelm Vermaasen: Ich hatte gedacht, dass mich hier eine strukturierte Idee zu einer besseren Mediziner Ausbildung erwartet wie beispielsweise die Vermittlung naturheilkundlicher Methoden zusätzlich zur normalen Ausbildung. [...]

? Wurden Sie enttäuscht?

Wilhelm Vermaasen: Mein erster Eindruck beinhaltete tatsächlich eine Enttäuschung. Von einer strukturierten Gliederung schien nichts vorhanden zu sein. Jeder unserer Dozenten hatte wohl andere Gedanken über Sinn und Zweck unseres Studiums, doch diese Vorstellungen wurden nicht miteinander kombiniert. Es entstand der Eindruck erheblicher Konfusion. Wir lernten mehr und mehr, selbst zu handeln, wenn wir etwas erreichen wollten.

? Sie haben sich also schon vor Studienbeginn Gedanken über das Studium und wohl auch als Zielvorstellung über das Berufsbild des Arztes gemacht. Wie aufschlussreich waren denn Ihre Vorinformationen über Witten/Herdecke etwa im Verhältnis zu den staatlichen Universitäten?

Sabine Ahrens: Bevor ich nach Witten/Herdecke kam, hatte ich ein Semester an der Universität in Marburg studiert und wusste von daher, wie es an einer staatlichen Hochschule aussah. In Marburg gab es aufgrund der dortigen zahlenmäßigen Begrenzung der Studierenden eigentlich sehr günsti-

ge Bedingungen. Den Presseberichten nach wurden diese jedoch von Witten/Herdecke noch übertroffen. Da gab es einige idealisierte Vorstellungen, doch man konnte niemanden fragen. Andererseits erschien die Aussicht, mit max. 25 Kommilitonen an einer Universität Medizin zu studieren, sehr verlockend. Meine Pflegepraktika hatte ich bereits während der Schulzeit gemacht, und so bewarb ich mich einfach in Witten/Herdecke. Meine Vorstellungen über diese neue Private Hochschule basierten jedoch lediglich auf den geringen Informationen in der Presse.

Ulrike Ter Horst: Ich habe in der Universitätsklinik in Marburg zunächst als Krankenschwester gearbeitet und dabei die dortige Ausbildung der Medizinstudenten sehr nachdrücklich mitbekommen.

? Hatten Sie nicht vielleicht doch gewisse Erwartungen auf der Basis eines besonderen Menschenbildes? Wollten Sie nicht Arzt bzw. Ärztin von anderer Qualität werden, als diejenigen, die Sie bereits kannten?

Wilhelm Vermaasen: Ich habe durchaus hervorragende und bewundernswerte Ärzte erlebt, die den ganz normalen Weg über eine staatliche Universität genommen hatten. [...] Ich habe das Glück gehabt, in einer kleinen Gruppe studieren zu dürfen und dabei einige manuelle Fertigkeiten mehr mitbekommen zu haben. Ich hatte auch das Glück, in einer sehr vertrauten Gruppe sechs Jahre lang ein Umfeld zu finden, mit dem ich mich austauschen konnte. Ich bin gewiss nicht der andere Arzt, der von vornherein wollte, dass es anders gehen müsse.

Steffen Illies: Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich an einer staatlichen Universität besonders gut klar gekommen wäre. Die Frage, ob der dort vermittelte Stoff der Medizin überhaupt sinnvoll ist, hätte mich ständig umgetrieben. Hier waren wir am Aufbau der Fakultät beteiligt, konnten uns mehr Gedanken über eine sinnvolle Art des Lernens der erforderlichen Fakten machen. Hier konnten wir Dinge, die uns nicht gefielen, zu ändern versuchen. Ein positiver Aspekt war sicherlich, dass wir während der vorklinischen Semester nicht isoliert in den Labors gestanden haben. Wir versuchten, durch den ständigen Kontakt mit den Patienten durch die Pflege allmählich eine Brücke zum ärztlichen Bereich zu

schlagen. Ich wusste aber beispielsweise trotz aller Faszination und allem Interesse für eine Krankheit, mit der man bei einem Patienten konfrontiert war, dass ich zunächst einmal Chemie und Physik zu lernen hatte und mich nicht voll auf die eigentlich der klinischen Ausbildung vorbehaltenen Gebiete einlassen durfte. Da gibt es ein Korsett, das man nicht einfach sprengen kann.

? Die Studenten an staatlichen Universitäten sehen in den ersten vier Semestern keinen Kranken und haben erst nach dem Physikum die Möglichkeit, überhaupt in die Klinik zu gelangen. Sie dagegen haben von einer anderen Ausgangssituation her in Witten/Herdecke studiert, indem Sie schon vom ersten Semester an Kontakt zu Patienten hatten.

Sabine Ahrens: Das hat sehr viel Motivation gebracht.

Wilhelm Vermaasen: Die Motivation wird ohne Zweifel durch den Patientenkontakt in den ersten beiden Jahren verstärkt. Doch für jeden, der hier studiert, bildet auch das Physikum die Barriere, die es erst einmal zu überspringen gilt. Für viele Kommilitonen fängt danach erst das eigentliche Studium an.

? Welche Vorteile hat Ihnen denn das Gemeinschafts Krankenhaus in Herdecke als Ausbildungsstätte geboten?

Steffen Illies: Die Atmosphäre in Herdecke ist lockerer als in anderen Kliniken.

Wilhelm Vermaasen: In Herdecke möchte ich es als besonders positiv bezeichnen, dass das Pflegepersonal im therapeutischen Bereich eine sehr eigenständige Rolle spielt.

Sabine Ahrens: Ich sehe einen großen Vorteil des Gemeinschafts Krankenhauses in Herdecke in der Möglichkeit des Miterlebens, wie ein solches Haus im therapeutischen und auch im strukturellen Bereich funktioniert. Ich habe im Herdecker Krankenhaus zumindest das Gefühl bekommen, dass man sich dort strukturell wie therapeutisch trotz aller Schwierigkeiten sehr bemüht, und auch wenn ich im Rahmen dieser Ausbildung nicht zur Anthroposophin geworden bin, habe ich die grundsätzlich positive Haltung und die Offenheit gegenüber den

dort praktizierten therapeutischen Verfahren schätzen gelernt.

? Was ist Ihrer Erfahrung nach eigentlich anthroposophische Medizin, so wie sie Ihnen vermittelt wurde?

Wilhelm Vermaasen: In meinen Augen lebt die anthroposophische Medizin aus viel mehr Dingen als etwa nur dem reinen Patientenkontakt des Arztes. Anthroposophische Medizin ist kein Gegenstand, den sich jemand während eines Studiums ohne größere Schwierigkeiten erwerben kann. Es handelt sich um zusätzliche Aufwendungen, zu denen man erst einmal bereit sein muss. Ich bin jedoch der Auffassung, dass – eine gewisse Erfahrung mit erkrankten Menschen vorausgesetzt – die anthroposophische Art, „Medizin zu studieren“ einen erweiterten Zugang darstellt, den anzugehen sich lohnt. Auch ein gewisser Grundbegriff von der Medizin und eingebunden darin ein eigenes Menschenbild als Voraussetzungen dafür, dass man zum Nutzen des Patienten verschiedene Therapieformen anwendet. Dabei hängt viel von der Kompetenz des Arztes ab. Wichtigster Teil der anthroposophischen Krankentherapie ist meiner Ansicht nach der Bereich der Krankenpflege mit dem Rückgriff auf alte Hausmittel und auf einfache therapeutische Verfahren. Hinzu kommt die Bereitschaft zur Investition von Zeit, die in öffentlichen Krankenhäusern in diesem Maße nicht üblich ist.

? Würden Sie den gleichen Weg mit allen Vor- und Nachteilen wieder in Witten/Herdecke gehen?

Sabine Ahrens: Aufgrund meiner zwischenzeitlich gewonnenen Erfahrung, die ich selbstverständlich einzubringen hätte, würde ich nicht nochmals die gleichen beiden Jahre durchleben wollen. Da gäbe es einiges, was anders zu machen wäre, doch wegen des Wissens ganz allgemein würde ich trotzdem nochmals hier anfangen.

Steffen Illies: Dies gilt auch für mich. Mir sind auch die negativen Erfahrungen von einer bestimmten Wertigkeit gewesen, weil sie mir meine Blauäugigkeit in vielen Dingen genommen haben.

Ulrike Ter Horst: Auch ich würde dieses Studium hier noch einmal machen. Ich kann keine Differenzierungen zwischen dem, was in der

Gruppe passiert ist und was die Universität ausmacht, vornehmen. Für mich lässt sich dies einfach nicht trennen und ich glaube, darin liegt etwas sehr Positives.

Wilhelm Vermaasen: Ich wäre sicherlich wieder dabei, wenn wir in einer ähnlichen Gruppensituation wie damals stehen würden. Ich möchte vor allem die ersten beiden Jahre nicht vermissen, weil sie mir persönlich jenseits der Medizin ungeheuer viel an Erfahrung vermittelt haben. In Bezug auf die Breite gibt es in Witten/Herdecke ohne Zweifel weniger strukturelle Voraussetzungen, sich mit medizinischen Themen auseinanderzusetzen, als an den staatlichen Universitäten. Um so etwas hier zu ermöglichen, müsste man über größere Ressourcen bei Institutionen, wissenschaftlichem Personal und Materialausstattung verfügen. Es gibt also auch viele Gründe, nicht in Witten/Herdecke zu studieren, doch letztlich überwiegt für mich im Rückblick auf die sechs Jahre das Positive.

Ulrike Ter Horst: Es ist schwer, dies zu beurteilen, denn dauernd hat sich etwas geändert, nicht immer nur zu unserem Vorteil. Die Situation, in der heute die jüngeren Kommilitonen stehen oder die etwa von den Studienanfängern jetzt vorgefunden wird, ist doch völlig anders als zu unserer Zeit.

? Darf ich nach dem Rückblick von Ihnen einen kurzen Ausblick erbitten? Was wünschen Sie aus Ihrer Erfahrung heraus der Universität in der Zukunft? Was sollte und was könnte man besser machen, und welche Rolle spielt dabei eigentlich die Besonderheit dieser Universität wie beispielsweise das Zusatzangebot eines Studiums fundamentele?

Wilhelm Vermaasen: Die Universität muss noch viel bunter werden als sie heute ist, und dazu sollten möglichst viele Leute beitragen. Die Studenten müssen auch weiterhin das Gefühl haben, etwas aufzubauen. Sie dürfen sich nicht mit dem zufrieden geben, was bislang erreicht ist, und sie sollten auch die vorhandenen Strukturen nicht mit einer Art von Zwangsläufigkeit einfach hinnehmen. Außerdem sollte die Universität weiter nach Dozenten suchen, die von der Aufgabe, mit jungen Menschen zu arbeiten, begeistert sind, die auch Kritik der Studierenden vertragen und eigene Kritik ohne die Macht anbringen können, die ihnen eigentlich aus ihrer Position erwächst.

Ich denke, diese Universität kann die Mediziner Ausbildung in Deutschland nicht revolutionieren, aber die bisherige Form quasi unterminieren. Dies geht über sicherlich viel mehr positive Anstöße als etwa nur Interviews zur Auswahl der Studierenden. Das gibt es immerhin an staatlichen Universitäten mittlerweile auch. Ich glaube, dass Inhalte und Formen mehr nach außen transportiert werden müssen. Hier ist ein größeres Engagement von Lehrenden wie Lernenden erforderlich.

Steffen Illies: Eine Stärke von Witten/Herdecke ist die Beweglichkeit. Hier hat man noch Chancen, etwas zu verändern. Wir haben das zu Beginn unseres Studiums im Hinblick auf dessen Struktur versucht. Wir wollten weiter auf der Suche danach bleiben, was jeweils besser ist. Dabei handelt es sich jedoch um einen Prozess, denn wie auf eine solche Frage morgen geantwortet wird, kann ich noch nicht wissen. Nur in dieser Beweglichkeit liegt eine Chance, denn je länger es die Universität gibt, um so größer wird die Gefahr werden, dass man sich statisch verhält, weil man mit dem Erreichten zufrieden ist. Man muss offen bleiben und die Wege weitergehen, auf denen gerade die ersten Schritte getan worden sind. [...] Hinzutreten muss allerdings in noch größerem Maße die Fähigkeit zum Ertragen von Kritik auf allen Seiten. Man muss sich auch einmal eingestehen, dass man auf einige Fragen vielleicht momentan noch keine Antwort hat, und das sollte man auch öffentlich zugeben. Die größte Gefahr besteht darin, dass man Fehler in der Struktur wie im Detail übersieht, verschweigt oder verdrängt, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen, um daraus zu lernen und es anschließend besser zu machen. Menschen, die diese Befähigung haben, sind selten, doch es sind genau diejenigen, ohne die unsere Universität nicht werden bestehen können.

Danke für das offene Gespräch, nochmals herzlichen Glückwunsch zur Approbation und viel Freude und Erfolg für Ihren weiteren Lebensweg!

Mediziner zu Ärzten machen

>> [...] Fragen von Priv.-Doz. Dr. Volker Schmidtchen an Dr. med. Peter Matthiessen, leitender Arzt am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke

? [...] Wie sieht momentan das Angebot von anthroposophischer Medizin im Lehrkanon aus, wo sind noch Defizite, wie wünschen Sie sich die weitere Entwicklung?

Nun, in Bezug auf die Frage, was denn nun unter anthroposophischer Medizin zu verstehen sei, welche Rolle sie innerhalb der hiesigen Mediziner Ausbildung einnehmen sollte, da hat es in der Vergangenheit verschiedene Auffassungen, vor allem aber auch Missverständnisse und darüber hinaus gegenseitige Sensitivitäten und Berührungängste gegeben. Da gab es Studenten, die mit dem Argument, dass dies doch eine anthroposophische Hochschule sei, die Darstellung einer „anthroposophischen Chemie“, einer „anthroposophischen Mikrobiologie“ usw. einfordern wollten. Andere äußerten, dass sie mit anthroposophischen Gesichtspunkten nicht in Berührung kommen wollten, weil sie sich sonst indoktriniert vorkommen würden. Beides ist natürlich töricht, und es hat sich dabei auch nur um Einzelfälle gehandelt. Beides entspricht natürlich nicht der Souveränität an Urteilsvermögen, die wir von den hiesigen Studierenden erwarten bzw. bei ihnen fördern wollen. Für das Gros unserer Studenten sah das aber, soweit ich sehe, anders aus. Die haben sich mit großer Offenheit, aber auch mit kritischer Besonnenheit mit dem im Unterricht Dargestellten auseinander gesetzt.

Soweit ich sehe, besteht vonseiten der Studenten durchaus der Wunsch, die Bedeutung der anthroposophischen Erkenntnismethode und den Stellenwert über inhaltliche Ergebnisse konzipiert dargestellt zu bekommen und dies gerade im Vergleich zu den anderen Denkrichtungen in der Medizin. [...]

Die anthroposophische Medizin möchte zunächst einmal das Bewusstsein für Methodenadäquanz in der Medizin schärfen und in einem weiteren Schritt zur Ausbildung einer originär

medizinischen Methodik, über die die Medizin derzeit noch nicht verfügt, beitragen. An uns Dozenten und ebenso an die Studenten möchten wir gleichermaßen den Anspruch stellen, wirklich eigenständige Erkenntnisarbeit in der Medizin zu leisten, die Wahrheitsfrage in der Medizin zu stellen und damit nicht nur Erkenntnisgrammatik, sondern auch Erkenntnisdramatik zu betreiben. Das gelingt uns aber bisher nur vereinzelt. Sowohl für Dozenten als auch für Studenten sollte gelten, dass es Bindung nur an den eigenen Entschluss zur Wahrheitssuche, nicht aber an für wahr gehaltene Inhalte geben kann. Unsere Einrichtung versteht sich eindeutig als eine Institution, Wissenschaft, d.h. Forschung und Lehre in harter Selbstständigkeit zu ermöglichen und nicht als Hochschule zur Rechtfertigung vorbestehender Weltanschauungen. Aber es sollte die Fähigkeit entwickelt werden, sich Themenbereichen aus ganz verschiedenen Sichtweisen zu nähern und um die jeweiligen Möglichkeiten und Grenzen dieser Sichtweisen zu wissen. Wenn man unter Weltanschauung eine jeweils spezifische Betrachtungsweise versteht, die sich ihrer Möglichkeiten und Grenzen bewusst ist, dann ginge es uns hier darum, die Fähigkeit zu erarbeiten und zu vermitteln, einen Problemkreis jeweils aus mehreren solcher Weltanschauungsweisen angehen zu können.

Wie sieht das in Bezug auf die praktische Umsetzung für die Studierenden unserer Universität hier am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke eigentlich aus?

Nun in dieser Hinsicht hat es zunächst einmal im Rahmen des Studiums fundamentale Angebote zur Arbeit an der Erkenntniswissenschaft Steiners gegeben. Es haben dabei bewusst Veranstaltungen zu solchen grundlegenden Themen im Vordergrund gestanden, um nicht das Missverständnis zu fördern,



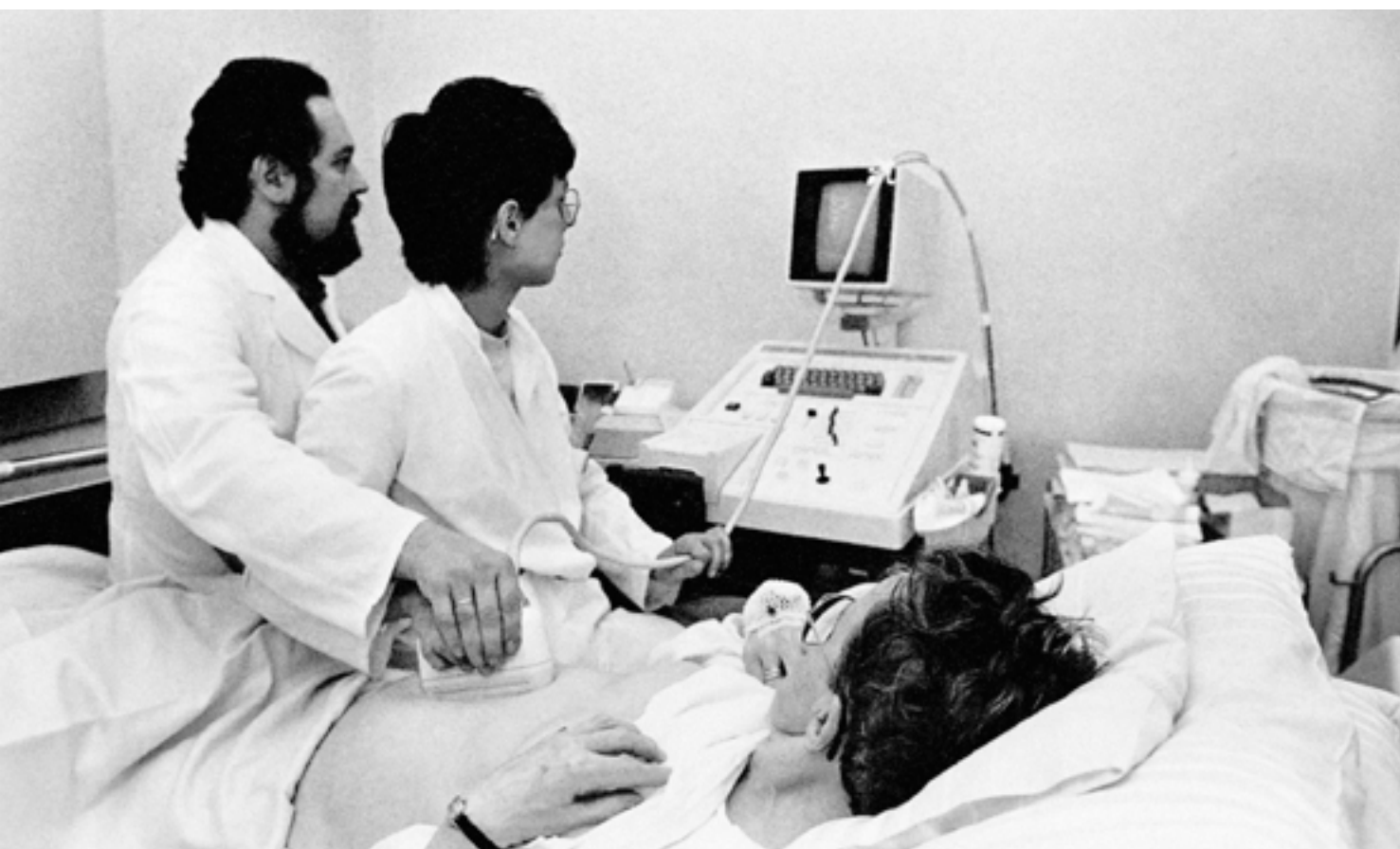
die inhaltlichen Aspekte der anthroposophischen Medizin seien als Emanation und als Anleitung für zu übernehmende Handlungsverfahren zu verstehen. Eine solche Arbeit an der anthroposophischen Erkenntniswissenschaft macht dann geistig nicht unfrei, wenn sie keine Erkenntnisresultate vorwegnimmt, sondern auf dem freien Entschluss zu einer bestimmten Methode beruht. Ich halte es für völlig legitim, angesichts des erdrückenden Übergewichts materialistischer und positivistischer Grundpositio-

nen in der heutigen Wissenschaft und als Ergänzung eines sinnvollen Pluralitätsprinzips, ganz bewusst aber in Offenheit gegenüber allen anderen Erkenntnisbemühungen, der anthroposophischen Erkenntnis-methode einen Platz einzuräumen.

[...]

Bewusst stützt sich aber die hiesige Mediziner- ausbildung auf ganz verschiedene Krankenhäuser mit ganz verschiedenen Denk- und Handlungsstilen. Und diese sollen die Studenten auch alle kennenlernen. [...]

... Mediziner zu Ärzten machen



? Als Resultat würden Sie danach einen jungen, approbierten Arzt erwarten, der mit all diesen Dingen in Kontakt gekommen ist, sie sich entweder zu eigen gemacht hat oder doch zumindest diese Ansätze und ihre Methodik kennt, selbst wenn er persönlich eine andere, etwa schulmedizinische Richtung später bevorzugt. Aber das Idealziel wäre dann doch, dass ein solcher Arzt, auch wenn er sich später nicht als anthroposophischer Mediziner versteht, mit den verschiedensten Denkmöglichkeiten in der Medizin und ihren praktischen Auswirkungen vertraut ist?

Richtig. Wir wollen keine anthroposophischen Ärzte „machen“. Den Entschluss, in welcher Richtung ein hier ausgebildeter Arzt sich nach der Approbation weiterbilden und tätig sein will, sollte dieser selbst in völliger Eigenständigkeit, in völliger Freiheit selber treffen. Wer meint, durch die Berührung mit der anthroposophischen Medizin indoktriniert manipuliert zu werden, brächte den erforderlichen Willen zu eigenständiger Erkenntnisarbeit und die notwendige Urteilskraft für die hier intendierte Ausbildung nicht mit. Unsere Studenten sollen gute Ärzte werden, die zu eigenverantwortlichem Handeln fähig sind. Das ist aber nicht durch Übernahme von Denk- und Handlungsgewohnheiten möglich, nicht durch verstandes- oder gemütsmäßige Aneignung von Inhalten, sondern nur durch ich-hafte Selbsttätigkeit [...]

Ich glaube, es wird daran deutlich, dass die Intention unserer Einrichtung nicht darin besteht, lediglich ein Modell zur Erprobung neuer curriculärer Techniken darzustellen, wenngleich wir in dieser Hinsicht natürlich auch nach möglichst ökonomischen Formen des Lehrens und Lernens suchen. Wir möchten dem Studenten aber darüber hinaus zu einer Mündigkeit verhelfen, die ihn die Lernziele selbst hinterfragen lässt.

? Das geht wohl am besten im direkten Gespräch, im Erleben, im Umgang mit den Studenten, also als „Learning by Doing“?

Dem „Learning by Doing“ messen wir hier natürlich eine große Bedeutung bei. Der frühzeitige Praxisbezug ist ja ein wesentliches Merkmal der hiesigen Ausbildung zum Arzt. Der Student soll ja zum Arzt, nicht nur zum Mediziner befähigt werden. Aber das sollte nicht dazu führen, die Ausbildung nur unter pragmatischen Gesichtspunkten zu gestalten und dem Studenten damit lediglich gewohnheitsmäßige Handlungsmuster zu vermitteln. Gerade ein intensiver Praxisbezug erfordert auf der anderen Seite eine ebenso intensive Beschäftigung mit Theoriebildungen in der Medizin. Die Frage, welchen Aspekt von Wirklichkeit eine jeweilige Theorie abzubilden vermag und welche nicht, sollte zur Feiung gegenüber reduktionistischen Ideologien in der Medizin hier besonders thematisch sein.

? Und dieser letztgenannte Aspekt wäre, wenn ich Sie da richtig verstanden habe, eine zentrale Aufgabe für das Studium fundamentale?

Ja.

»Die Aufbauarbeit ist nicht annähernd abgeschlossen.«

» Interview mit Ekkehard Kappler. Das Gespräch führte Priv. Doz. Dr. Volker Schmidtchen.

Am 15. Juni 1984 wurde die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Witten/Herdecke eröffnet. Gründungsdekan Prof. Dr. Ekkehard Kappler sagte damals in einem Interview mit dem WDR: „Wenn die Fakultät ausgebaut ist, haben wir gut 100 Studenten und damit ein Verhältnis Studenten zu Dozenten von 4:1, vielleicht 3:1.“

Heute, fünf Jahre später, haben die Absolventen aus dem ersten Jahrgang ihr Studium mit dem Diplom abgeschlossen, und zum Wintersemester 1989/90 werden in der Fakultät insgesamt 152 Studierende eingeschrieben sein. Prof. Kappler hatte am Ende des erwähnten Interviews damals festgestellt, „... denn wenn man optimale Studienbedingungen organisiert, muss man sich nicht wundern, wenn es hinterher klappt.“ Hat es geklappt? Wie stellt sich die augenblickliche Situation dar, und was sind die Erwartungen an die überschaubare Zukunft? Ein Gespräch mit Dekan Prof. Kappler:

? Als Gründungsdekan sind Sie bislang für den Aufbau dieser Fakultät an der Universität Witten/Herdecke verantwortlich gewesen. Wenn Sie heute selbstkritisch auf die vergangenen fünf Jahre zurückblicken, was würden Sie dann als gelungen bezeichnen, wo sind Fehler gemacht worden und in welchen Bereichen gibt es noch Defizite?

Die Aufbauarbeit ist nicht annähernd abgeschlossen. [...] Es spricht für sich selbst, dass von geplanten sechs und notwendigen acht bislang erst drei Lehrstühle besetzt sind. Seit fünf Jahren erst ein Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre – so etwas hat es zwar auch in anderen vergleichbaren Aufbausituationen gegeben, doch das beweist im Grunde nur, dass wir mit der Aufbauphase noch nicht annähernd über alle Hürden gekommen sind.

? Aber es gibt bereits die ersten Absolventen der Fakultät mit berechtigtem Stolz auf ihren Studien-erfolg. Ist das ein Wunder gewesen?

Ich würde nicht von Wunder sprechen, weil diese Ergebnisse lediglich durch einen überaus intensiven Einsatz von Dozenten wie Studierenden erreicht worden sind. Darauf können wir alle sehr wohl stolz sein! Unsere Absolventen werden auch von den Firmen überaus positiv aufgenommen. Doch dieser Einsatz hier in der Fakultät ist nicht beliebig lange durchzuhalten, was ebenfalls für Dozenten wie für Studierende gilt. [...]

? Als eine Besonderheit des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums in Witten/Herdecke gilt die Zusammenarbeit mit den Mentorenfirmen. Wie schätzen Sie rückblickend den bisherigen Erfolg dieses Konzeptes ein?

Im Großen und Ganzen sind hier die Erfahrungen sehr positiv. [...] Das Angebot ist doppelt so hoch wie die Nachfrage. Es kommen dennoch im-

mer wieder neue Firmen dazu. Auch die Studierenden bringen Vorschläge für Betriebe ein, bei denen sie gemäß des Konzeptes ihre Erfahrungen machen können.

[...] Natürlich wird mit der Zahl der Mentorenfirmen auch die der Fälle zunehmen, in denen es nicht auf Anhieb klappt, eben weil die jeweiligen Interessen sehr verschieden sind, weil man sich zuvor nicht hinreichend über das verständigt hat, was im Mentorenfirmenkonzept angelegt ist und was man daraus machen möchte. Darin sehe ich jedoch einen normalen Prozess, und hier ergibt sich keineswegs eine Notwendigkeit der Steuerung durch die Fakultät. Was zwischen einem Studenten und einer bestimmten Firma nicht funktioniert, das klappt vielleicht zwischen diesem gleichen Studenten und einem anderen Betrieb. [...]

? Sie haben die Freiheit und damit auch die Selbstverantwortung der Studierenden betont, die sich auch zwangsläufig aus den bestehenden organisatorischen Problemen der Aufbauphase ergibt. Wie schätzen Sie aus Ihrer Erfahrung eigentlich die Mitwirkungsmöglichkeiten der Studenten ein, die Chancen, die sich aus der Mitwirkung geboten haben sowie das, was durch das Engagement der Studenten daraus entstanden ist?

Unsere Studierenden haben viel aus ihren Möglichkeiten gemacht, und sie sind immer noch dabei. Bei dem einen oder dem anderen tritt mittlerweile das Bedauern stärker in den Vordergrund, nicht dem ersten Jahrgang angehört zu haben, dem vorgeblich noch alles möglich gewesen ist. Auf diesen ersten Jahrgang folgten und folgen weitere, die sich bereits mit geschaffenen Realitäten wesentlich stärker auseinandersetzen haben als ihre Vorgänger. Die studentischen Aktivitäten werden davon stark beeinflusst. Eine Pioniersituation lässt sich nicht

beliebig wiederholbar gestalten. Andererseits erscheint es mir als übertriebene Nostalgie, sich heute zu den noch relativ schwierigen Anfängen zurückzusehen.

In manchen Dingen haben die heutigen Anfangssemester es leichter, weil sie bereits etwas vorfinden. Auf der anderen Seite gestaltet es sich deswegen erheblich schwieriger, trotz des vorhandenen Kanons sich etwas Neues einfallen zu lassen. Soweit ich dies beurteilen kann, haben bislang jedoch noch alle Jahrgänge versucht, ihre eigenen Ideen zu entwickeln, ihre Möglichkeiten entsprechend auszuschöpfen und dabei auch Grenzen weiter hinauszuschieben. Einige Beispiele belegen das sehr nachdrücklich. Da wären die verschiedenen Konferenzen zu nennen, da gibt es den Studienfonds, die Unternehmensverfassung, die wissenschaftlichen Auslandsprojekte in allen Erdteilen, das Auslandsprojekt im Rahmen der Weltreise (Global Studies Program) und andere Aktivitäten, die uns deutlich machen, wie viel Phantasie und Begeisterung in allen unseren Studentenjahrgängen vorhanden ist und genutzt wird. Ich mache mir hinsichtlich dieser Begeisterungsfähigkeit und der gewissen innovativen Kraft auch keine Sorgen für die Zukunft. [...]

? Worin sehen Sie den Unterschied Ihrer Fakultät im Vergleich zu weiteren Wegen, wirtschaftswissenschaftliche Studiengänge neu zu gestalten, wie dies etwa an der Hochschule für Unternehmensführung in Koblenz versucht wird?

Ich eröffne nicht gern Kriegsschauplätze, weil ich glaube, dass dies nicht allzu viel bringt. Dennoch lässt sich über Unterschiede reden, jedoch nicht über Abgrenzungen. Der wohl wesentlichste Unterschied unseres Studienangebotes im Vergleich zu anderen Hochschulen, und hier schließe ich be-

... »Die Aufbauarbeit ist nicht annähernd abgeschlossen.«

wusst alle staatlichen Universitäten ebenfalls ein, besteht wohl darin, dass meines Wissens alle anderen Universitäten mit ziemlich streng vorgegebenen Curriculumsbestimmungen und Verschulungen arbeiten. Bei uns ist der Rahmen genauso abgesteckt wie an jeder anderen Universität auch, doch innerhalb dieses Rahmens besteht ohne Zweifel wesentlich größere Bewegungsmöglichkeit. [...]

Zunächst einmal machen die Dozenten ein Lehrangebot. Wenn die Studierenden der Meinung sind, dieses Angebot sei lückenhaft, oder bestimmte Schwerpunkte würden zu Lasten anderer wichtiger Informationen gehen, dann reden wir darüber, auf welche Weise sich entstehende Lücken schließen lassen und wie bestimmte Erfordernisse, welche von den Studierenden definiert und eingebracht werden können, hilfreich sind. [...] Falls unsere Studierenden etwa der Meinung sind, dass ein bestimmter Ansatz, der gerade in der Theorie sehr attraktiv wirkt und Hochkonjunktur zu haben scheint, nicht ausreicht oder nicht wirklich kritisch beurteilt werden kann, falls nicht andere aus der Geschichte des Faches bekannte Ansätze auch behandelt werden, dann versuchen wir eben, dieses Angebot durch einen entsprechenden Lehrbeauftragten oder einen unserer Dozenten zu verwirklichen. So bestimmen die Studierenden bereits in hohem Maße mit, wo Schwerpunkte gesetzt, wo Lücken geschlossen, wo substituiert oder ein Angebot gegen ein anderes aus Gründen der Vermeidung von Einseitigkeit ausgetauscht werden soll. [...]

? Betrachten wir die ersten, die diese Prüfung mit Erfolg hinter sich gebracht haben. Lässt sich an ihnen etwas für das wirtschaftswissenschaftliche Studium in Witten/Herdecke Typische festmachen, etwas, das nirgendwo anders denkbar wäre?

Wenn es über das gute Beherrschen der fachlichen Dinge hinaus etwas Spezielles gibt, dann meine ich, dass Absolventen unserer Fakultät genauer zuhören können und präziser auf ihren Gesprächspartner sowie die Situation, in der sie sich befinden, einzugehen imstande sind. In einem gewissen Sinne wird hier Empathie in Gesprächssituationen besser praktiziert, woraus sich auch leichter eine effiziente Zusammenarbeit ergibt, die Konflikte aufgreift, sie handhabbar werden lässt. [...]

Bei uns werden die Studierenden keine graue Theorie gelernt haben und werden auch nicht versuchen, solche in den Firmen zu praktizieren. Sie werden allerdings manchmal, nachdem ihr Denken in Bewegung gekommen ist, die eine oder andere Idee in den Betrieb einbringen wollen, die sich vielleicht dort nicht so schnell realisieren lässt, wie sie das erwarten. Doch Organisationsentwicklung geht immer langsam, und ich meine, dass die Mehrzahl unserer Absolventen gelernt haben wird, einen guten Gedanken nachhaltig „mit glühender Geduld“ in einem Unternehmen lebendig werden zu lassen.

? Sie wollen demnach nicht unbedingt so etwas wie den „Geist von Witten/Herdecke, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät“ über die von Ihnen bereits erwähnten Beispiele hinaus beschreiben, d.h. über die unbezweifelbar höhere Kooperationsfähigkeit, ein gewisses gesundes Maß an Selbstkritik etc.?

Das weiß ich nicht so genau. Ich selber bin der Auffassung, dass es in dieser Fakultät eine Art von Stimmung gibt, und dass die Erfahrungen, die jemand hier macht, zweifellos ziemlich prägend sein dürften. Einen „Geist von Witten/Herdecke“ oder von dieser Fakultät würde ich eher ungern sehen, soweit damit beispielsweise die Gefahr verbunden wäre, dass dieser Geist sich gewissermaßen mit



v.l.n.r.: Stephan Binder, Michael Habersam,
Prof. Dr. Ekkehard Kappler, Michael Bauer,
Tobias Scheydt

missionarischem Eifer irgendwo Platz zu schaffen versucht. Das ist auch nicht die Stimmung, die ich meine, in der man sich hier entwickeln und Entfaltung üben kann. Die bei uns vorhandene Stimmung konzentriert sich auf den positiven Ansatz aller Beteiligten, in Freiheit miteinander umzugehen, und dabei kommt am Ende auch im Ergebnis sehr viel heraus. Geisterbeschwörung ist unsere Sache nicht.

[...] In manchen Firmen gibt es ein Phantasie-defizit, und die Studenten, die hier bei uns Zutrauen zu ihrer eigenen Phantasie gewinnen konnten, die werden auch an ihren künftigen Arbeitsplätzen phantasievolle Vorschläge machen. Ich meine damit, dass das, was hier bei uns geschieht, in die Firmen hineinwirkt. Es ist nur nicht spektakulär mit irgendeinem besonderen Namen zu belegen. Es handelt sich um Dinge, die notwendig sind, und die dann zum Beispiel nicht entstehen, wenn lediglich eine Anfüllung mit Wissen betrieben wird. [...]

Zwischen Sandkastenspiel und verantwortlicher Mitarbeit

» Erfahrungen mit Mentorenfirmen

Als Besonderheit des Studiums an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Witten/Herdecke gilt das „Mentorenfirmenkonzept“. Jedem Studierenden wird bereits im 1. Semester eine das Studium begleitende Tätigkeit in einem Unternehmen angeboten. [...]

Darüber sprach Priv. Doz. Dr. Volker Schmidtchen mit fünf Studierenden der Fakultät:
[...]

Katrin Käufer: Ich bin seit drei Jahren bei der Océ Deutschland GmbH, die Kopiergeräte vertreibt. Für mich ist es von großem Vorteil gewesen, dass der Geschäftsführer der Firma gleichzeitig mein Mentor ist und ich bereits am ersten Tag den einzelnen Abteilungsleitern vorgestellt worden bin. So öffneten sie mir von Beginn an alle Türen, und ich bekam Einblick in alle Bereiche dieses mittelgroßen Unternehmens. Jedem war klar, woher ich kam

v.l.n.r.: Prof. Dr. Volker Schmidtchen, Michael Anders, Katrin Käufer, Martin Günther, Christoph Gießing, Tom Nietedt



und wie ich in die Firma gekommen war. Das ist sogar in der Hausmitteilung kurz erwähnt worden. [...] Es war auch ziemlich unproblematisch, an eine Projektarbeit heranzukommen, in der ich den wichtigsten Teil meiner augenblicklichen Aufgaben in der Firma sehe. Anknüpfungspunkte für Projektarbeit sind Fragestellungen, die sich zwangsläufig aus dem Unternehmensalltag ergeben, für die aber eine Zuständigkeit noch nicht festgelegt ist, von denen niemand genau weiß, von wem sie behandelt werden sollen. Es hat sich häufig als sinnvoll erwiesen, dass solche Aufgaben von jemandem in Angriff genommen werden, der noch nicht betriebsblind ist, sondern das Problem aus einer anderen Perspektive betrachtet. [...] **Meiner Erfahrung nach ist es beim Mentorenfirmenkonzept am wichtigsten, darin nicht nur ein studienbegleitendes Praktikum zu sehen, sondern vielmehr die Möglichkeiten zu begreifen, Theorie und Praxis in ein einander vermittelndes Verhältnis treten zu lassen.** Dieser Austausch von Ideen ließ sich in meinem Fall dann wiederum im Fach Technologie/Ökologie während des Studiums umsetzen, indem bestimmte Anregungen in die dortigen Diskussionen im Rahmen der Lehrveranstaltungen eingebracht wurden. [...]

Michael Anders: Ich habe zunächst bei Krupp in der Produktion gearbeitet. Es handelte sich um eine rein praktische Tätigkeit an einer Walzstraße, wo ich das Steuerpult bediente. Dabei traten ganz praktische Probleme auf, die man mit dem Obermeister oder anderen Vorgesetzten besprechen konnte. Das ist für mich eine wesentliche Erfahrung gewesen, da ich zuvor noch nie direkt in der Produktion gearbeitet hatte. Nach zwei Monaten entschied ich mich allerdings für den Wechsel zur Firma Air Products, die technische Industriegase vertreibt und gezielt Studierende von der Universität Witten/Herdecke beschäftigt. Momentan sind wir dort vier Studenten, die an Projekten arbeiten.

Meine Aufgabe lag im Controllingbereich, wo ich fast alleinverantwortlich die Kostenrechneranalyse für einen bestimmten Produktgruppenbereich zu übernehmen hatte. Dabei ergab sich die Möglichkeit der Diskussion mit sämtlichen Verantwortlichen und Betroffenen bis hinaus zu den Vertriebsmanagern. Das Ganze galt als Projekt und

wurde einmal pro Woche mit den Chefs durchgesprochen. Nach zwei Monaten erfolgte der Abschluss. Die Ergebnisse dieses Projekts sind tatsächlich in die Geschäftspolitik des Unternehmens eingegangen und werden dort auch weiterhin angewendet. Das ist eine sehr schöne und befriedigende Arbeit gewesen. Jetzt habe ich einen Auslandsaufenthalt vor und werde im Sommer nochmals bei Krupp in der Produktion arbeiten. [...]

Christoph Gießing: Ich habe mich um eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft als Mentorenfirma bemüht, weil ich mich sehr für den rechtlichen Rahmen eines solchen Unternehmens auf nationaler wie internationaler Ebene, besonders in England und Frankreich, interessiere. Zunächst war geplant, dass ich in den ersten Semesterferien und auch während der jeweiligen Mittwochsbesuche im Semester eine Art Nachhilfeunterricht als Steuerfachgehilfe bekommen sollte. Ich habe dort unter Anleitung Buchhaltung gemacht, Steuerbescheide geprüft, Steuererklärungen geschrieben und bei einer Konkursabwicklung mitgewirkt. Daneben erhielt ich die Möglichkeit, mit meinem Chef in den Außendienst zu gehen und an Beratungsgesprächen teilzunehmen, in denen es um die rechtliche Gestaltung von Gesellschaftsverträgen ging.

Im zweiten Semester erwies es sich dann als unpraktisch, jeden Mittwoch nach Wuppertal zu fahren, weil Steuersachen stets an Fristen gebunden sind, und der Versuch, sie sporadisch zu bearbeiten, zwecklos erscheint. So habe ich während der Semesterferien des dritten und vierten Semesters jeweils sechs Wochen in dieser Mentorenfirma gearbeitet und dabei versucht, meine Kompetenz für Bilanzabschlussgespräche mit Unternehmern zu verbessern. Die hauptsächliche Arbeit bestand jedoch weiterhin darin, Steuererklärungen zu schreiben. Doch die damit zusammenhängenden Fragen sind teilweise derart kompliziert, dass ich ständig Kontakt mit den entsprechenden Fachkräften halten muss, eine überaus interessante Tätigkeit.

? [...] Welchen Prozess von anfänglicher Erwartungshaltung bis zur innerbetrieblichen Realität haben Sie alle durchgemacht, und wie haben Sie Ihrer Meinung nach dabei für Ihr Studium profitiert?

... Zwischen Sandkastenspiel und verantwortlicher Mitarbeit

Katrin Käufer: [...] Jeder muss seinen eigenen Weg im Unternehmen finden. Auch bei mir hat dies ziemlich lange gedauert. Ich habe mich zunächst einmal anpassen und in der Firma zurechtfinden müssen, indem ich einfach mitarbeitete. Durch diesen ständigen Kontakt hat sich dann eine gute Verwirklichung des Mentorenfirmenkonzepts ergeben. Ich halte es für problematisch, mit der Maßgabe in eine Mentorenfirma hineinzugehen, hier Verbesserungen anbringen zu wollen, weil man der vermeintlich einzige sei, der nicht einer gewissen Betriebsblindheit unterliege.

Martin Günther: [...] Entsetzen habe ich bei meinem Gesprächspartner mit dem Hinweis ausgelöst, dass der Großteil der Bewerber nicht etwa im dritten, sondern im ersten Semester sei. Das Mentorenfirmenkonzept sieht eine Betreuung des Studenten vom Beginn bis zum Ende seines Studiums vor und ist nun einmal kein Rekrutierungsinstitut für schon fast fertige Berufsanfänger, die womöglich dann ihre Dissertation im jeweiligen Unternehmen noch schreiben. Eine der wichtigsten Aufgaben bei einer vielleicht möglichen Neufassung dieses Konzepts wäre, dieses Missverständnis bei den Mentorenfirmen auszuräumen.

Tom Nietiedt: [...] In der Regel erscheinen auf dem „Heiratsmarkt“ Geschäftsführer, Prokuristen und sogar Inhaber von Firmen, die wirkliche Mentorenschaft wird aber häufig an Abteilungsleiter oder Gruppenleiter delegiert, ein Verfahren, bei dem es zwangsläufig zu Informationsverlusten kommt. Letztendlich weiß der Gruppenleiter nicht mehr viel von dem, was Prokurist oder Geschäftsführer beim ersten Zusammentreffen in der Universität „mitgenommen“ haben.

[...] *Katrin Käufer:* Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass es „das Mentorenfirmenkonzept“ überhaupt nicht gibt. In jeder Abteilung entwickelt sich ein individuelles Verhältnis zu dem Mentorenstudenten und seiner Arbeit. Von entscheidender Bedeutung ist außerdem, wie der Student als der Vertreter der Universität in dem jeweiligen Betrieb sich darstellt.

Michael Anders: [...] Man muss sich auf das Tagesgeschäft einlassen können, und wenn man Glück hat, wird einem von der Firma ein Projekt übertragen. Doch gerade im täglichen Geschäft gibt es hin-

reichend Spielraum für eigene Ideen. Wenn man wahrnimmt, dass dort etwas nicht richtig läuft, lassen sich immer Verbesserungsvorschläge anbringen. Im Grunde gestaltet jeder vor Ort sein eigenes Mentorenfirmenkonzept. [...]

? Gibt es eigentlich in den einzelnen Betrieben eine Erwartungshaltung im Hinblick auf den Output durch den Einsatz von Studenten der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät unserer Universität, und empfinden Sie eine solche Erwartungshaltung als gerechtfertigt, oder beeinträchtigt Sie dies bei Ihrer Arbeit?

Katrin Käufer: Ich hatte damit am Anfang wirklich Schwierigkeiten, weil ich das Gefühl hatte, es handele sich um einen ziemlichen Aufwand, Studenten aus Witten zu holen. Es gab in der Firma immer Studenten, doch gerade um mich hat man sehr viel Brimborium gemacht, weil mein Einsatz über die Geschäftsleitung führte. Ich habe mich stets unter Erfolgsdruck gesehen und gewünscht, eine „ganz normale Studentin“ zu sein. Mit der Zeit legte sich dieses Gefühl jedoch, weil ich merkte, dass ich tatsächlich einiges in Bewegung gebracht habe. So hatte beispielsweise eine Fernsehsendung, in der meine Arbeit im Unternehmen vorgestellt wurde, einen erheblichen Werbeeffekt für die Firma.

Michael Anders: Die Verantwortung, für das Unternehmen produktiv tätig zu sein, ist sehr groß. Der Projektleiter wartet natürlich auf Ergebnisse. In einem Trainee-Programm dagegen lerne ich einen Betrieb ziemlich unverbindlich kennen und durchlaufe alle zwei Monate eine bestimmte Abteilung.

Martin Günther: Es gibt bei uns auch Kommilitonen, die das Praktikum von einer ganz anderen Seite betrachten. Sie möchten damit ihren Erfahrungsschatz erweitern und lediglich Eindrücke sammeln. So hat ein Kommilitone beispielsweise bei einer großen deutschen Firma im Akkord gearbeitet und dabei auf Bezahlung verzichtet. Einige Studierende stellen solche Erkenntnisgewinne vor die projektbezogene Arbeit.

Christoph Gießing: So etwas hängt stark von der persönlichen finanziellen Situation des Studierenden ab. Viele verdienen ihr tägliches Brot in der Mentorenfirma, und andere können offenbar auf eine solche Entlohnung verzichten. [...]

? Fühlen Sie sich aufgrund Ihrer Erfahrungen mit dem Mentorenfirmenkonzept nicht in zweierlei Hinsicht privilegiert: Einerseits, weil Sie auf diese Weise sehr praktisch gelernt und damit eine Menge an Lebenserfahrung gewonnen haben, zum anderen, weil Sie letztlich doch Repräsentant dieser Universität sind? Die Menschen in den Betrieben machen sich doch vor allem durch Sie ein Bild von der Hochschule in Witten/Herdecke.

Katrin Käufer: Genau das war Thema einer Vollversammlung in unserer Fakultät, weil zur Zeit immer mehr Studenten ihr Studium beenden. Der Abschied von der Mentorenfirma sollte in jedem Fall so gestaltet werden, dass der nächste Studierende aus unserer Fakultät dort wieder willkommen ist. [...]

Tom Nietiedt: [...] „Aufenthalt in einer Mentorenfirma“ heißt, sich so zu verhalten, dass jederzeit ein Nachfolger aus unserer Fakultät in dieser Firma beginnen kann. Dazu gehört auch die Einsicht, dass man sich nicht ohne Begründung von seiner Mentorenfirma trennen sollte. [...]

Christoph Gießing: Ich kann meinen Kommilitonen nur beipflichten, möchte jedoch speziell noch auf den ersten Teil Ihrer Frage zurückkommen. Während der Arbeit in der Mentorenfirma erhält man eine Vorstellung davon, womit man schließlich seinen Berufsalltag verbringt und für welche Tätigkeit man sich eignet. Man gewinnt Know-how und fachliche Routine, lernt vor allem eine Menge über den Umgang mit Menschen. Man lernt etwas über die Kommunikationsstrukturen, die unabhängig von der betrieblichen Hierarchie sind. Dabei handelt es sich um eine Erfahrung sowohl im fachlichen wie im menschlichen Bereich, die von erheblicher Bedeutung ist.

? [...] Könnten Sie sich vorstellen, nach Abschluss Ihres Studiums in Ihrer jetzigen Mentorenfirma hauptberuflich tätig zu werden?

Katrin Käufer: Ursprünglich ist in meiner Firma die studentische Tätigkeit im Rahmen des Mentorenfirmenkonzepts mit der Konzentration auf Projekte so angelegt, dass eine direkte Übernahme nicht vorgesehen ist. Es sollte eine „Ehe auf Zeit“ bleiben. Man hat mir allerdings seitens der Firma vor drei Wochen ein Angebot gemacht, doch habe ich mich noch nicht entschieden.

Tom Nietiedt: Mit mir ist über diese Möglichkeit auch gesprochen worden, und ich habe deutlich gemacht, dass ich mir eine spätere Tätigkeit in diesem Betrieb zumindest für eine begrenzte Zeit durchaus vorstellen könnte.

Michael Anders: Ich bin bisher in dieser Richtung noch nicht gefragt worden und könnte das momentan auch nicht entscheiden.

Martin Günther: Da ich eigentlich noch einmal das Tätigkeitsfeld wechseln möchte, müsste ich zunächst überlegen, ob sich in meiner Bank eine Arbeit auf einem mich besonders interessierenden Gebiet anböte. In einem solchen Fall würde ich eventuell darauf eingehen.

Christoph Gießing: Mein Chef scheint fest davon auszugehen, dass er mich für die Zukunft bereits gewonnen hat. Ich kann mir auch gut vorstellen, in der Wirtschaftsprüfung, Steuerberatung oder Unternehmensberatung meine künftige berufliche Aufgabe zu finden.

Herzlichen Dank Ihnen allen für das Gespräch.

Hier stellen die Studenten Ansprüche an den Hochschullehrer.

>> Interview mit Karl Homann



Karl Homann hat an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster Philosophie studiert und mit der Promotion abgeschlossen. Anschließend folgte ebenfalls in Münster ein Ökonomiestudium, wieder mit der Promotion als Abschluss. Er habilitierte sich dann in Philosophie an der Universität Göttingen und folgte dem Ruf auf den Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre und Philosophie in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Witten/

Herdecke. Da Prof. Homann für diese Ausgabe der PERSPEKTIVEN in einem eigenen Beitrag seine persönlichen Auffassungen im Hinblick auf das von ihm vertretene Lehr- und Forschungsgebiet niedergelegt hat, konzentrierte er sich im Gespräch mit dem Chefredakteur der PERSPEKTIVEN auf seine bisherigen Erfahrungen in Witten/Herdecke und seine Anregungen und Wünsche für den zukünftigen Weg der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.

? Herr Prof. Homann, Sie sind sowohl Ökonom wie auch Philosoph. Gibt es da nicht Identitätsprobleme?

Gewiss, und die habe ich seit langen Jahren. Manchmal weiß ich nicht mehr, ob ich nun eher als Ökonom oder als Philosoph argumentiere. Ich meine jedoch, dass diese mangelnde Eindeutigkeit sehr positiv zu bewerten ist. Es stellt meiner Auffassung nach ein besonderes Zeichen von Universität dar, dass man nicht mehr in eine bestimmte Schublade gepackt wird, sondern dass sich die Grenzen zwischen den einzelnen Disziplinen weiter öffnen und damit die Übergänge fließend werden. [...] Die internationale Diskussion zum Stichwort Wirtschaftsethik hat in letzter Zeit sehr zugenommen und bei vielen Fachkollegen erhebliches Interesse geweckt. Andererseits besteht nur ein geringer Bedarf, in der Philosophie wie in der Ökonomie, entsprechende Lehrstühle tatsächlich einzurichten. Auch wir sind hier in Witten/Herdecke noch nicht soweit. Wir haben einen Forschungsbedarf, der allerdings noch nicht voll institutionalisiert ist.

? Wenn ein Studierender der Wirtschaftswissenschaften in Witten/Herdecke eine Lehrveranstaltung von Prof. Homann besuchen möchte, die entweder auf der Schnittstelle zwischen Ökonomik und Philosophie liegt oder stärker in der Philosophie verankert ist, welche Motivation müsste ihn dann eigentlich treiben?

Ein solcher junger Mensch kommt ja von und mit den Problemen unserer Gegenwart, und da gibt es nun wirklich genug. Das ist eine gute Motivation auch für die Lehrveranstaltung. Er müsste eigentlich nur zwei Dinge zusätzlich mitbringen: Zunächst einmal kann er verlangen, dass die Ökonomik zu den grundlegenden moralisch-politischen Problemen unserer Welt etwas zu sagen hat. Es geht hier um die Bereitschaft, einmal auf Argumente aus

einer Einzelwissenschaft, einer Fachwissenschaft, zu hören. [...] Andererseits jedoch ist die Bereitschaft zu fordern, sich überhaupt auf wissenschaftliche Argumentationen und damit auf das methodische Niveau dieser Wissenschaft einzulassen und nicht etwa nur aus dem hohlen Bauch irgendwelche Weltanschauungen, persönlichen Bekenntnisse oder moralische Wertungen von sich zu geben. Damit wird er bei mir dann schlecht bedient.

? Hoffentlich sehen Sie es mir nach, dass ich Ihre Aussagen zwar als schlüssig, jedoch noch als sehr theoretisch empfinde.

[...] Da verfolgen wir in der Fakultät eine ganz bestimmte „Unternehmensphilosophie“. Wir sind der Meinung, dass sich Rezepturen, instrumentelles Wissen also, sehr schnell überleben. Nach fünf Jahren kann man mit den alten Vorlesungen im Grunde schon nichts mehr anfangen. [...] Wir, und hier schließe ich mich selbst in besonderem Maße ein, fühlen uns der Aufgabe verpflichtet, die Studierenden darauf vorzubereiten, möglichst viele und vielfältige Gesichtspunkte selbstständig in sog. unstrukturierten Situationen anwenden zu können. Der Einzelne soll in einer Situation, in der im Grunde alles unklar ist, kreativ sein, er soll sich selbstständig bewegen, Spielbälle haben und sie im Spiel halten können. Es geht darum, noch etwas in der Hand zu haben, wenn traditionelle Rezepturen versagen, und die versagen natürlich immer, denn schließlich ist die Zukunft offen und beschert uns immer wieder neue Situationen. [...]

Meiner Auffassung nach besteht das Potenzial dieser Universität aus den Studenten, und diese kommen hierher – mit einem ungewöhnlich großen persönlichen Engagement. Ich will nicht verheimlichen, dass wir u.a. nach diesem Gesichtspunkt auch unsere Studierenden auswählen. Der Hochschulleh-

... Hier stellen die Studenten Ansprüche an den Hochschullehrer.

rer wird durch dieses Engagement bereits unter erheblichen Druck gesetzt. Ich kann es mir nicht leisten, wie das häufig an staatlichen Universitäten der Fall ist, ausgearbeitete Vorlesungen aus der Schublade zu ziehen. Keine Veranstaltung kann hier so aussehen, wie eine andere ein oder zwei Semester zuvor gewesen ist. Kein Seminar lässt sich so durchgeplant abspulen, wie wir das vom Massenbetrieb an staatlichen Hochschulen her bedauerlicherweise gewohnt sind. Hier stellen die Studenten Ansprüche an den Hochschullehrer, und ich erwarte von mir selbst, dass ich darauf eingehe, und damit haben die Studenten recht.

Außerdem gibt es da die berechtigte Erwartung, dass der Hochschullehrer seine Studenten fast im guten alten Humboldt'schen Sinne an den eigenen Forschungstätigkeiten partizipieren lässt. Die Umsetzung der Ergebnisse persönlicher Forschung in die Lehre erfolgt in Witten/Herdecke viel enger und in einem viel kürzeren zeitlichen und sachlichen Intervall. Dieses Verlangen der Studierenden setzt den Hochschullehrer unter Druck, ist auf der anderen Seite aber auch die einzige Chance dieser Universität, den ansonsten langsamen Umsetzungsprozess zu beschleunigen. Bei der Übernahme von Ergebnissen aus der Forschungstätigkeit des Hochschullehrers in die Lehrveranstaltungen sind die Studenten besonders motiviert, weil interessiert. Von daher stelle ich weniger Anforderungen an die Studenten, sondern empfinde vielmehr selbst eine solche Anforderung. Lässt man sich darauf ein, dann gibt es gerade hier an dieser Universität die große Chance, aus der Forschung direkt in eine Lehrveranstaltung zu gehen und umgekehrt. [...]

? Aufgrund der Ansprüche, die von den Studierenden an den Hochschullehrer hier in Witten/Herdecke gestellt werden, dürften sich Forschung und Lehre im Idealfall wohl sehr viel enger verzahnen lassen, als dies anderswo der Fall ist, und diesen Ansprüchen will der einzelne Kollege sicherlich gerecht werden. Wie sieht Ihre diesbezügliche Erfahrung der letzten drei Jahre aus? Wo gibt es noch Defizite?

Bei den von mir im Wesentlichen vertretenen Themenbereichen handelt es sich um Institutionentheorie, Wirtschaftsethik und konzeptionelle Fragen von Wirtschaftspolitik, die ich in der Lehre sowohl im Rahmen des Studiums fundamentale als auch in den Veranstaltungen der Fakultät anbiete. Das ist durchaus nicht etwa dröge oder lediglich theoretisch, sondern sehr wirklichkeitsnah, wirken doch beispielsweise theoretische Analysen sehr unmittelbar in ganz konkrete wirtschaftspolitische Empfehlungen hinein. [...]

? Wie realistisch sind eigentlich Ihre Wunschvorstellungen, denen man ad hoc wohl zustimmen möchte? Die Studierenden stöhnen doch jetzt bereits, dass sie zunächst einmal mit einem Ballast an Basiswissen vertraut werden müssen, und da kommt jetzt ein Lehrstuhlinhaber und möchte sie zusätzlich noch – ohne Zweifel ein hehres Ziel – am Wissensschaftsprozess, in Bereichen der Forschung beteiligen. Wird damit nicht das Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Witten/Herdecke ein Fulltime-Job von etwa 80 bis 90 Wochenstunden für die Betroffenen? Oder sehen Sie Möglichkeiten der Substitution, etwa indem andere Inhalte für verzichtbar erklärt und gestrichen werden?

Ich hatte bereits darauf verwiesen, dass wir in dem inhaltlichen Bereich, der eher in die Volkswirtschaftslehre hineinreicht, bereits dabei sind, in

unseren Augen überflüssige Bestandteile zu streichen; im Bereich Betriebswirtschaftslehre hat man auf vieles von vornherein verzichtet. Auf der anderen Seite muss betont werden, dass Studenten, die an der Forschung der Hochschullehrer partizipieren, durch diesen ständigen Kontakt innerhalb des Wissenschaftsprozesses sehr viel selbstverständlicher, weil unmerklicher, Wissen erwerben. Sie wenden die sonst nur theoretisch behandelten Ideen praktisch an. Sie lernen nicht mehr abstrakt auswendig und vergessen das Gelernte nach Ende der jeweiligen Klausur, sondern sie betätigen ständig ihr ökonomisches Denken, das ein Bestandteil ihres Lebens ist, auch am Wochenende und sogar in der Kneipe. Das ist Studium! Und selbstverständlich ist Studium in diesem Sinne ein FulltimeJob, nicht etwa eine Sache, die ich zeitlich abgrenzen kann. Es geht für die Studierenden eben nicht darum, die lt. Lehrbuch richtigen Antworten auf Fragen in einer Klausur zu wissen, sondern das ökonomische Denken in seiner vielfältigen Ausgestaltung zu verinnerlichen und zum Bestandteil des eigenen Lebens zu machen, Identität damit herzustellen. Von daher sehe ich keine besonderen organisatorischen Probleme, und meiner bisherigen Erfahrung nach weisen die Ergebnisse der bislang erst ansatzweise in dieser Richtung unternommenen Versuche in eine sehr positiv zu bewertende Richtung. Mir haben bereits Studierende gesagt, dass sie, ohne sich dogmatisch einzuengen, bereits in bestimmten ökonomischen Kategorien denken. Sie beurteilen die persönliche wie die allgemeine politische und wirtschaftliche Situation im Rahmen dieser wissenschaftlichen Kategorien und gehen sehr selbstständig damit um. Und hierin liegt meiner Auffassung nach ein wesentliches Ziel des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums.

[...] Ich beobachte mit großer Sorge, dass an den staatlichen Universitäten das Schreiben von Klau-

suren zur Glückssache geraten ist, weil der Professor die Fußnote 50 auf Seite 186 abfragt. Wir stellen globale, umfassendere Themen, an denen wir beurteilen können, ob der Studierende selbstständig und mit der Breite des Wissens, die er sich im Studium angeeignet hat und in der er idealerweise lebt und denkt, umgehen kann oder nicht. Unsere Klausuren tragen diesem Ziel Rechnung. Wir sind aber auch hier noch keineswegs vollkommen, und es bleibt noch viel zu tun. Ich glaube jedoch, dass wir uns da auf einem guten Weg befinden.

Prof. Dr. rer. pol. Karl Homann (geb. 1943) war von 1986 bis '90 Professor für Volkswirtschaftslehre und Philosophie an der UW/H. Danach war er an der Katholischen Universität Eichstätt und LMU München tätig (bis 2008).

Vorträge der Universität in der Volkshochschule/Bürgeruni

» von Klaus Bernhard Tetzlaff, Kulturreferent der Universität

Eine kleine Szene vor dem Wittener Hauptbahnhof:

Der Fahrgast zum Taxifahrer: „Bitte zur Universität.“
Der Taxifahrer: „Nach Bochum?“ Der Fahrgast: „Nein, hier in Witten.“ Der Taxifahrer: „Hat Witten denn eine Universität?“ Der Fahrgast: „Seit sieben Jahren.“ Der Taxifahrer: „Habe ich nicht gewusst.“ Der Fahrgast (in etwas gereiztem Ton): „Sind Sie aus Witten?“ Der Taxifahrer: „Ja!“ Beredtes Schweigen!

Kann diesem (und anderen) „Ignoranten“ geholfen werden?

Es ist wahr: Universitäten sind in gewissem Sinne „exklusiver“ als öffentliche Schwimmbäder. Das liegt naturgemäß an der unterschiedlichen Aufgabenstellung dieser beiden gesellschaftlichen Einrichtungen. Zentrale Aufgabe der Universität in Forschung, Lehre und Ausbildung ist die Wissenschaft. Aber Wissenschaft ist nicht jedermanns Sache und ihre „schwierige“ Sprache dazu angetan, die Kluft zwischen Universität und Gesellschaft eher zu vertiefen als zu überbrücken.

Es ist auch wahr: Universitäten suchen heute verstärkt den Dialog mit ihrer Umwelt – mit der Gesellschaft. Das hat handfeste ökonomische Gründe, aber nicht nur. Ein neues Verständnis von Universität ist unverkennbar: Wissenschaft nicht mehr allein um der Wissenschaft willen. Der L'art-pour-l'art-Standpunkt hat ausgedient. Wissenschaft steht heute vielmehr im Dienst einer humanen Gesellschaft, Universitäten sehen sich in gesellschaftlicher Verantwortung. [...] Die Universitäten öffnen sich heute stärker als früher ihrem näheren und weiteren sozialen Umfeld. Sie suchen die Öffentlichkeit und das vielfältige Gespräch nach allen Seiten – und sie wollen, was spricht auch dagegen – möglichst oft ins positive Gerede kommen. [...]

Ein nicht unwichtiger Teil dieser Öffentlichkeitsarbeit wird für uns darin bestehen, begründete Sympathie und anhaltendes Interesse bei den Menschen der Region für die Universität Witten/Herdecke zu wecken und zu erhalten. Unser Bemühen sollte darauf gerichtet sein, die Universität durch bestimm-



te Aktivitäten, Dienstleistungen nachhaltig im Bewusstsein und in den Herzen der Menschen zu verankern. Und womit können wir dienen? Grundsätzlich mit „Geist und Kultur“! In diesem Bereich ist vieles denkbar, und manches wird sicherlich auch in die Tat umgesetzt werden können. Erste Erfolg versprechende Schritte in diese Richtung sind mit einem öffentlichen Konzert und einer Kunstausstellung bereits getan. Darüber hinaus ist es naheliegend und einer Universität angemessen, wenn sie auf ihrem ureigenen Feld tätig wird und den ernsthaften Versuch unternimmt, Ergebnisse und womöglich Methoden „ihrer“ Wissenschaften direkt in die Gesellschaft zu tragen – Wissenschaft sozusagen unters Volk zu bringen.

Die hiesige für solche Unternehmungen zuständige Partner-Institution, die Volkshochschule Witten-Wetter-Herdecke, spielte bereitwilligst mit, und so nahm Anfang des Jahres das Projekt einer kontinuierlichen Zusammenarbeit von Universität und Volkshochschule Gestalt an.

„Perspektiven einer humanen Wissenschaft“ heißt die Vortragsreihe, die im letzten Januar in der Wittener VHS mit einem Vortrag Volker Harlans über den erweiterten Kunstbegriff von Beuys ihren Anfang nahm und im Mai mit dem Vortrag von Prof. Dr. Ekkehard Kappler über „Wirtschaft und Moral“ zunächst endete. Dazwischen lagen drei weitere Vorträge: Prof. Bartholmes sprach über „Bakterien im Dienst der Menschheit“, Dr. Matthiessen zum Thema „Biographie und Krankheit“ sowie Prof. Dr. Reinhardt Habel über Goethes „Wilhelm Meister“.

Die große Überraschung: Alle Vorträge waren erstaunlich gut besucht. Zweimal mussten einige Interessenten wegen Überfüllung des Saales nach Hause geschickt werden. Das ermutigte die Veranstalter, für das kommende Herbstsemester eine parallele Vortragsreihe in Herdecke zu etablieren. Der Erfolg der Vorträge ist wohl, abgesehen von dem äußeren Umstand einer intensiven Plakat-Werbung, auf folgendes Konzept zurückzuführen: Aktuelle Themen von Allgemeininteresse, griffig, aber nicht reißerisch formuliert, werden von Lehrern dieser Universität in einer allgemein verständlichen, aber nicht unstatthaft simplifizierenden Sprache, und zwar in freier Rede, d.h. anschaulich und lebendig, vorgetragen. An diesem Konzept soll festgehalten werden. [...] Vorträge in der Volkshochschule, Kunstausstellungen, Konzerte und andere kulturelle Dienste der Universität – wenn weitere sieben Jahre vergangen sein werden, wer weiß, vielleicht wird dann auch der „letzte“ Taxifahrer der Region wissen, dass Witten eine zwar kleine, aber „feine“ Universität hat.



Klaus-Bernhard Tetzlaff (geb. 1940) beginnt 1989 an der Universität als persönlicher Referent des Präsidenten. Mit Ernennung durch Konrad Schily ist er seit 1991 als Kulturbeauftragter und, wie es augenzwinkernd hieß, als „Intendant aller Lustbarkeiten der UW/H“ tätig. Mit seinem unermüdlichen Einsatz sorgt er dafür, dass Konzerte, Theateraufführungen, Tagungen oder Vorträge, insbesondere die der Bürgeruniversität, in gut gefüllten Räumen stattfinden.

»Der Zahnarzt ist Gesundheitsbegleiter ...«

» Prof. Dr. med. dent. Jerome Rotgans, Jahrgang 44, ist seit Februar 1989 Dekan der Fakultät Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde der Universität Witten/Herdecke. Bereits drei Jahre zuvor hatte er einen Ruf auf den hiesigen Lehrstuhl für Allgemeine Zahnheilkunde erhalten und angenommen.

Der gebürtige Holländer – seit 1975 ist er deutsche Staatsbürger – hat einen ungewöhnlichen Lebenslauf vorzuweisen: Nach dem Abitur war er fünf Jahre lang Offizier der Königlichen Niederländischen Luftwaffe. Erst als 24-jähriger nahm er das Studium der Zahnheilkunde auf. Um so schneller absolvierte er das Studium und die sich anschließende wissenschaftliche Laufbahn, die ihn über Nijmegen und seine Alma Mater in Tübingen schließlich nach Witten führte. Mit Prof. Rotgans, dessen besonderes Interesse der nach seinem Verständnis hierzulande immer noch stiefmütterlich behandelten präventiven Zahnheilkunde gilt, sprach Priv.-Doz. Dr. Volker Schmidtchen.

? Welche Qualitäten kennzeichnen Ihrer Auffassung nach heute einen guten Zahnarzt?

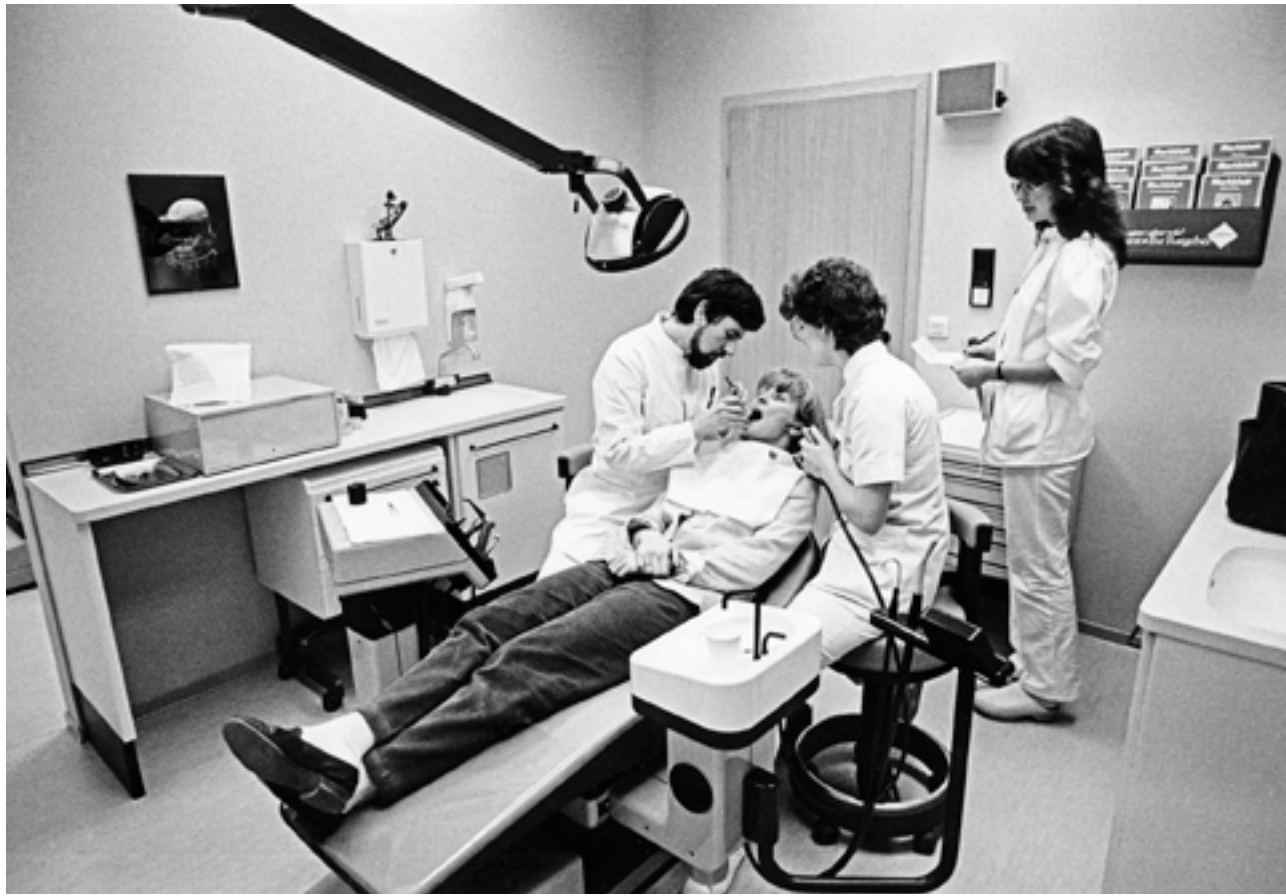
Ein gesunder Zahn ist für den Patienten am erfreulichsten und gleichzeitig von hoher Effizienz. Es gilt jedoch zu berücksichtigen, dass nicht jeder seine Zähne allein gesund halten kann. Er benötigt den Zahnarzt zur frühzeitigen Kontrolle wie zur Behandlung von eingetretenen Schädigungen. Es stirbt zwar niemand an Problemen mit seinen Zähnen oder dem Zahnfleisch – hier liegt auch der wesentliche Unterschied zur Humanmedizin – demnach müssen wir unserem Selbstverständnis nach jedem Patienten klarzumachen versuchen, dass nur der gesunde Zahn alle Probleme löst. Vorbeugen ist nun einmal besser als heilen. Kinderzahnheilkunde und Prophylaxe sind deshalb wichtige Pfeiler der Mund-

gesundheit. Individuell oder in der Gruppe muss unserer Bevölkerung klargemacht werden, dass eine rechtzeitige Prophylaxe einer aufwendigen Therapie zweifellos vorzuziehen ist, und das müssen auch unsere Studenten schon früh lernen.

Wir wissen, dass unsere Erstsemester von ihrer Vorerfahrung her vorwiegend noch Patienten sind, und um dies niemals zu vergessen, sollen sie auch zunächst diese Rolle weiterhin spielen. Sie werden einem Präventionsprogramm unterzogen, damit sie selbst erfahren, wie schwierig es trotz eingehender Aufklärung und Instruktion ist, sich entsprechend den gut gemeinten, einleuchtenden Ratschlägen des Zahnarztes zu verhalten.

Schon während des zweiten Semesters werden die Verhaltenswissenschaften theoretisch aufgearbeitet und in Rollenspielen eingeübt, sodass die Studierenden Verständnis für die unterschiedlichen Lebens- und Behandlungssituationen bekommen. Im dritten Semester finden sie sich dann erstmalig in der Rolle eines behandelnden Zahnarztes, und ihre Patienten sind die Kommilitonen des jüngeren Semesters. Ihre eigene Erfahrung als Patient im Behandlungsstuhl ist noch sehr frisch, und so können sie sich sehr gut in deren Situation einfühlen.

Vom vierten Semester an bauen sich die Studierenden jeweils einen eigenen Patientenstamm auf. Dabei handelt es sich vor allem um Verwandte, Freunde und Bekannte, die sich freiwillig zur Verfügung stellen. Sie werden ermutigt, sich an der Ausbildung zu beteiligen, und die Studierenden erheben Befunde, diagnostizieren, geben Empfehlungen zur Gesunderhaltung des orofarischen Bereichs, schätzen den Grad der Kariesgefährdung oder den Status der „Parodontose“ ein etc. Dabei wird gelernt, was zu tun und was besser zu lassen ist, um das jeweilige Gebiss zu erhalten bzw. vorhandene Schäden zu beheben.



Im fünften Semester sieht sich der Student mit Gruppenprophylaxe im Kindergarten, in der Schule oder in Betrieben konfrontiert. Das erfolgt zurzeit leider in bescheidenem Umfang, weil sich die Organisation solcher auswärtigen Aktivitäten noch schwierig gestaltet, solange wir intern noch soviel Arbeit haben. Im gleichen Semester übt der Student auch restaurative Maßnahmen an einem so genannten Phantomkopf, damit er dann im sechsten Semester beim Patienten mit ersten „echten“ Behandlungsschritten beginnen kann. Als wichtigster Grundsatz gilt bei uns, dass alle Patienten, die ein Student für die Behandlung gewinnt, ausschließlich bei ihm bleiben und von ihm auch behandelt werden. Er baut sich eine eigene Patientenklentel auf und bleibt bis zu seinem Staatsexamen auch für diese Patienten verantwortlich. Auf diese Weise erreichen wir ein hohes Maß an Verantwortung und geben gleichzeitig Raum für praxisnahes Handeln. Unsere Studenten arbeiten allerdings von morgens um 7.00 Uhr häufig bis abends 20.00 oder

21.00 Uhr. Das sieht der Stundenplan so vor. Nur so sind auch die zusätzlichen Elemente der Ausbildung, die das in der Bundesrepublik übliche Standard-Curriculum ergänzen, in unserem derzeitigen Curriculum organisatorisch unterzubringen. Dies führt zwar wegen des erheblichen Zeitaufwandes zu einer ernst zu nehmenden Belastung, bietet jedoch eine große Chance zur Vertiefung von Wissen und Können.

Ein weiterer wichtiger Aspekt unserer Tätigkeit ist der Umgang mit behinderten Patienten. Auf Initiative unserer Studenten ist hier samstags eine eigene Behindertensprechstunde eingerichtet worden. Die Anleitung erfolgt hier durch einen auf diesem Gebiet besonders erfahrenen Kollegen, der in einer Behinderteneinrichtung tätig ist. Ich darf nochmals betonen, dass es sich dabei um eine freiwillige Initiative unserer Studenten handelt. Um unseren Studierenden eine maximale Praxiserfahrung angedeihen zu lassen, ermutigen wir sie auch, Famulaturen bei niedergelassenen Kollegen zu absolvieren.

... »Der Zahnarzt ist Gesundheitsbegleiter ...«



Prof. Dr. med. dent. Jerome Rotgans war von Februar 1989 bis Anfang 1992 Dekan der Fakultät Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde der Universität Witten/Herdecke

Wir haben als private Hochschule aufgrund unserer geringen Größe das Glück, vieles relativ leicht erproben zu können, modellhaft neue Wege einzuschlagen und die Ergebnisse zu bewerten. Wir haben in unserer Fakultät deshalb die traditionelle Ausbildung nicht nur um den Bereich der Prophylaxe ergänzt, sondern auch in den inhärenten Bereichen modifiziert. Dazu gehören beispielsweise Betriebswirtschaftslehre wie auch die Ausbildung im wissenschaftlichen Denken durch das Veranstaltungsangebot des Studium fundamentele. Unserer Auffassung nach gehört zum Berufsbild des Zahnarztes mehr als die Beherrschung manueller Techniken.

Gebäude Zahnklinik Witten-Bommern



? Welche Bedeutung hat die Zahnklinik für die Fakultät?

Sie kann wohl zu Recht als ein besonders wichtiges Standbein unserer Fakultät bezeichnet werden, denn wir erwirtschaften mit der Klinik etwa zwei Drittel unseres Budgets. Wesentlich wichtiger als dieser finanzielle Aspekt erscheint mir jedoch die mit der Klinik gebotene Möglichkeit, für die Studierenden eine große Nähe zur zahnärztlichen Praxis herzustellen und auch die Assistenten „in Übung zu halten“. Das Vorbild des Lehrkörpers ist von entscheidender Bedeutung für die Motivation der Studierenden und beeinflusst den Studienfortschritt positiv. Daher verlange ich von den Kollegen hier im Hause eine Bereitschaft zur ständigen Weiterbildung. Es geht im Wesentlichen darum, den Beruf des Zahnarztes nicht statisch aufzufassen, sondern auch hier wie in vielen anderen Bereichen die Pflicht zur Weiterbildung zu begreifen. **Letztendlich wollen wir Persönlichkeiten ausbilden, die nicht nur in der Lage sind, die Zahnheilkunde sachgerecht und mit großem persönlichen Engagement zu betreiben, sondern die als Akademiker in der Lage sind, Probleme aufzugreifen, sie zu lösen und das Lösungsergebnis auch selbstkritisch zu werten.**

Es geht deshalb nicht ausschließlich um das fachorientierte Lernen, sondern mehr um ein Selbstverständnis künftiger Zahnärzte, die sich nicht nur als gut dotierte qualifizierte Handwerker verstehen, sondern zu historischen wie zu Fragen der Zeit im gesellschaftlichen Kontext Stellung nehmen wollen. Ich arbeite zurzeit an einem Papier über die Zukunft der Zahnheilkunde in den bevorstehenden fünfundzwanzig Jahren. Wir haben nämlich unser neues Curriculum mit der Überschrift „Zahnheilkunde 2015“ versehen. Daraus mögen Sie unser Bestreben ableiten, mittel- und längerfristig für fast ein Vierteljahrhundert Mei-

nung zu bilden, um darauf unsere Fakultätskonzepte und -Strategien aufzubauen. Ich habe die Zeitspanne von 25 Jahren bewusst gewählt, weil ich selbst im Jahre 2015 ca. 70 Jahre alt sein werde und hoffe, bis dahin tatkräftig an der Umsetzung unserer Konzepte mitgewirkt zu haben. Wenn ich eine Vorstellung vom Zahnarzt, wie er zu künftig von uns ausgebildet werden soll, entwickle, dann muss ich ein Curriculum erarbeiten, das die entsprechenden Lernziele und auch das Anforderungsprofil für Bewerber enthält. Bislang konnte diese Arbeit in dieser Fakultät aus der gesamten Aufbauproblematik heraus noch nicht konsequent geleistet werden, doch dafür ist es jetzt bald Zeit.

Für Bewerber um einen Studienplatz an unserer Fakultät muss klar sein, dass hier auch in den nächsten Jahren noch Pioniergeist gefragt ist, dass man nicht alles auf dem Tablett angeboten bekommt, sondern vieles selbst erarbeiten muss. Darüber hinaus machen wir jedem klar, dass hier nicht etwa ein gemachtes Bett angeboten wird, sondern jeder dringend aufgefordert ist, an der Weiterentwicklung der Fakultät mitzuarbeiten. Über diese Mitarbeit entwickelt er sich nämlich auch selbst weiter.

Die Studierenden erwerben doch nicht nur theoretisches Wissen und erwerben praktische Fertigkeiten, sondern die Zeit ihres Studiums ist untrennbar mit der Entwicklung ihrer Persönlichkeit verbunden.

Bezogen auf das Studium bedeutet dies meiner Ansicht nach, dass der einzelne Student eigenverantwortlich handeln muss. Er ist dafür verantwortlich, sein Studium zu gestalten, den Anforderungen auf den unterschiedlichen Ebenen zu genügen. Wir stellen auf ein integriertes Wissen und auf die Anwendung von integrierten Fertigkeiten ab. Ich sehe hier auch einen internationalen Aspekt und würde es sehr begrüßen, wenn viele Studierende Erfahrungen in anderen Ländern machten. Als Dekan kann ich mir sehr gut vorstellen, dass es zu systematischen Austauschbegegnungen während des Studiums kommt, und dann spielt es keine Rolle, ob ein Student bei uns in Deutschland bestimmte Anforderungen erfüllt und bestimmte Lernziele erreicht hat oder ob er dies in den USA, in Frankreich oder sonst irgendwo getan hat. Es muss sichergestellt sein, dass die Lernziele auch operationalisiert wurden. Dann ist die ganze Welt unsere Fakultät.

»Tue Gutes und sprich darüber.«

» Gespräch mit Elisabeth Tengermann



Elisabeth Tengelmann hat einmal Kunstgeschichte studiert und sammelt wie ihr Bruder Karl Ludwig Schweisfurth mit Begeisterung Kunst, lebt in Recklinghausen, hat als Frau eines Bergassessors drei Söhne großgezogen, engagiert sich im Vorstand einer Kammermusikvereinigung, im Kuratorium der Israel-Stiftung, im Förderverein einer Kinderklinik und in besonderem Maße im Rahmen des Kuratoriums der Universität Witten/Herdecke.

? Frau Tengelmann, wie definieren Sie Bildung?

Ich möchte diesen Begriff differenzieren nach der die Persönlichkeit des Einzelnen sehr stark bestimmenden Herzensbildung, als Ausdruck des Charakters, als Ausstrahlung menschlicher Wärme und andererseits in das durch Ausbildung erreichbare Fundament jeglicher beruflichen Tätigkeit. Bildung aus diesen Komponenten vermittelt Halt, schafft Sicherheit, bedeutet ein wesentliches Grundelement menschlichen Lebens überhaupt. Sie ist die Voraussetzung, um die während des Lebens im beruflichen Feld wie im privaten Bereich gestellten Herausforderungen bewältigen zu können. Bildung ist neben der natürlichen angeborenen Bildung Erziehungsaufgabe, und die darf sich eben nicht nur auf die Vermittlung erwerbbarer Wissens beschränken. Zur Bildung gehört auch das Wecken von Interesse für Kultur, für die unser gesellschaftliches Zusammenleben bestimmenden Werte, auch beispielsweise für die Kunst als Bereicherung des Lebens. Nicht alles davon lässt sich in öffentlichen Einrichtungen verwirklichen. Hier liegt eine wesentliche Aufgabe bei den Familien, im Elternhaus.

? Was hat Sie eigentlich bewogen, sich im Rahmen des Kuratoriums für die Universität Witten/Herdecke zu engagieren?

Natürlich kannte ich die Universität Witten/Herdecke, denn vor allem die medizinische Fakultät und das Krankenhaus in Herdecke waren mir längst ein Begriff. Eines Tages fragte mich mein Bruder Karl Ludwig Schweisfurth, der diese private Hochschule unterstützte, ob es mir Freude machen würde, mich ebenfalls dort zu engagieren. Ich habe dann wenig später Herrn Dr. Schily kennengelernt und war von seinen Erläuterungen über die Univer-

sität und ihre Programmatik fasziniert. Bis heute beeindruckt mich nachhaltig der Mut zu dieser privaten Hochschulgründung, die Ziele und vor allem das Engagement von Lehrenden wie Lernenden. Und da ich einen großen Respekt vor Menschen habe, die etwas bewegen, eine Idee verwirklichen, von der sie überzeugt sind, sich nicht davon abbringen lassen, selbst auf die Gefahr des Risikos, das damit verbunden ist, engagiere ich mich hier.

Und hier an dieser Stelle möchte ich gern etwas Grundsätzliches zu Witten/Herdecke sagen. An dieser Universität gibt es eine hohe Motivation der Studierenden, obwohl sie, wie Herr Dr. Schily es ausgedrückt hat, „fest in die Disteln greifen müssen“. Es ist kein leichtes Studium, und wer nach Witten/Herdecke kommt, muss wissen, dass von ihm ein hohes Engagement verlangt wird an Arbeitseinsatz, Identifikation mit der Idee dieser anderen Art der Ausbildung, und er muss bereit sein, viel Freizeit zu opfern, auch für das Studium fundamentale, das Pflicht ist. Die Studenten werden in Witten/Herdecke im besonderen Maße gefordert, müssen ihr Studium selbst gestalten, arbeiten in kleinen Gruppen – ein Vorteil, der natürlich nur in einer kleinen Universität möglich ist. Sie haben engen Kontakt zu ihren Dozenten und lösen anstehende Aufgaben und Problemstellungen vorwiegend in Teamarbeit. Sie sind ständig gefordert, denn niemand kann sich hinter seinem Vordermann verstecken.

Hinzu kommt der hohe Praxisbezug, der einen hohen Stellenwert im Universitätsprogramm darstellt. Jeder Student der Wirtschaftswissenschaften z. B. arbeitet während des Studiums in einer Mentorenfirma. Letztlich müssen die Studierenden schon allein vom Zeitaufwand her wesentlich mehr leisten als ihre Kommilitonen an staatlichen Hochschulen.

Die Universität hat sich zum Ziel gesetzt, junge Menschen zur Verantwortlichkeit, zum selbstständigen Handeln und Denken, zum Erkennen von Zusammenhängen zu erziehen. Hinzu kommen Welt-offenheit und großräumiges Denken. Es wird immer mehr an Bildung, Ausbildung, Können und Verantwortung gefordert. Selbst – oder gerade – in unserem Zeitalter der Hochtechnisierung. Europa verlangt von der Jugend Engagement, Mitdenken und Initiative.

Was mich aber noch in besonderer Weise berührt, ist die in Witten/Herdecke herrschende Atmo-

... »Tue Gutes und sprich darüber.«

sphäre. Dort wirkt alles so frisch und lebendig, ganz gleich, mit wem man Kontakt hat. Die große Einsatzbereitschaft aller Beteiligten an diesem Modell „private Universität“ ist zu spüren, und das begeistert. Es macht einfach Freude, ein solches Engagement aller Menschen dort zu beobachten. Und das hat mich bewogen, mich in Witten/Herdecke zu engagieren. [...]

Meiner Ansicht nach müsste die Universität wesentlich mehr im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit tun. Mit Sicherheit ist die Universität in ihrer Selbstdarstellung zu bescheiden. Aber diese Bescheidenheit passt zu ihr und entspricht ihrer geistigen Haltung. Sie wird langfristig Erfolg haben, wenn ihre unstreitig hohen Leistungen in Forschung und Lehre der Öffentlichkeit wesentlich stärker bewusst gemacht werden können. [...]

Viele Menschen in unserem Lande wissen noch zu wenig über die Grundsätze dieser privaten Universität. Hier muss sich die Universität erst einmal vorstellen, denn wenn man Ziele und Inhalte einer Institution nicht kennt, weckt sie auch das Interesse nicht. Natürlich ist die Universität ein Teil ihrer Region und hat hier ihre Wurzeln. Sie hat in ganz Deutschland einen enorm hohen Bekanntheitsgrad. Trotzdem sollte sie ihre wesentlichen Grundzüge von Zielen, Ideen, Vorhaben von Forschung und Lehre, ihre Philosophie, das hohe Verantwortungsbewusstsein für die ihr gestellten Aufgaben intensiver bekannt machen. Die Universität Witten/Herdecke ist etwas anders als andere Hochschulen. Aber warum ist sie anders? Kurz: Was und wer ist diese Universität? In ganz Deutschland finden sich ohne Zweifel engagierte Menschen, die sich mit den Zielen dieser Universität identifizieren können. Diesem sehr vielschichtigen Personenkreis muss die Universität als alternative Institution zu den staatlichen Hochschulen nahegebracht werden.



? Viele förderungswürdige Initiativen stehen aus der Sicht möglicher Mäzene und Sponsoren vom Anspruch durchaus gleichberechtigt nebeneinander. Der Förderer muss entscheiden, ob er sein Geld dem Roten Kreuz, dem Förderkreis für ein Kammerorchester oder eben einer privaten Universität geben möchte. Welche Argumente würden Sie für eine Vergabe solcher Mittel an die Universität Witten/Herdecke ins Feld führen?

Zu honorieren wäre meiner Meinung nach schon die Initiative selbst, eine wissenschaftliche Hochschule, losgelöst von staatlicher Finanzierung und entsprechender Bevormundung, zu organisieren. Hinzu käme das erwartbare Ergebnis der universitären Ausbildung in Witten/Herdecke in Richtung Eigenverantwortlichkeit, Nähe zur Praxis, Intensität der Ausbildung, aber kein sturer Erwerb abfragbaren Wissens, sondern Handlungsfähigkeit im jeweiligen beruflichen Feld, die selbstkritische Betrachtung des eigenen Vorhabens, der Verzicht auf Scheuklappen, das Bestreben, in Zusammen-

hängen zu denken, das Querdenken sogar zu fördern. Also – junge Menschen mit allumfassender Bildung und Ausbildung.

Absolventen aus Witten/Herdecke, ganz gleich von welcher Fakultät, werden sich um ihre künftigen Arbeitsplätze keine Gedanken machen müssen. Und auch das ist ein Argument für Förderer, vielleicht auf diesem Wege Zugang zu hoch qualifizierten künftigen Mitarbeitern zu haben. Es ist auch allen Verantwortlichen heute bewusst, dass die großen Zukunftsaufgaben in Wirtschaft und Gesellschaft nur von Menschen bewältigt werden können, die über mehr als nur Fachwissen in ihrer Spezialdisziplin verfügen. Die Studiengänge in Witten/Herdecke sorgen in Verbindung mit den Veranstaltungen des Studiums fundamentale für eine solide Praxis an zukunftsorientiertem Denken, an Interdisziplinarität, Weltoffenheit und der von mir schon erwähnten Nähe zur Praxis. Hierbei handelt es sich um überaus attraktive Qualitäten, die eigentlich jeden Förderer für ein entsprechendes finanzielles Engagement stimulieren müsste.

? Zum Angebot des von Ihnen erwähnten Instituts für das Studium fundamentale an unserer Universität gehören unter anderem künstlerische Übungen zur Schulung von Wahrnehmungs- und Ausdrucksfähigkeit. Ziel solcher Lehrveranstaltungen ist die Vertiefung der Erlebnissfähigkeit für geistige und künstlerisch-kulturelle Gehalte und die Förderung des schöpferischen Umgangs damit. Welche Bedeutung hat für Sie als Kunstkennerin und Sammlerin von Kunst dieser Aspekt?

Ich begrüße dieses Angebot in ganz besonderer Weise, weil es geeignet ist, bei den Studierenden elementare Empfindungen für die Notwendigkeit kulturwissenschaftlichen Engagements zu wecken. Kunst ist ein Teil von Lebensqualität, und ich könnte mir ein Leben ohne Interesse an Kunst und entsprechenden Aktivitäten nicht vorstellen. Picasso hat einmal gesagt, dass Kunst den Staub des Alltags von der Seele wasche, und damit hat er zweifellos Recht. Wenn man mit Kunst lebt und sich tagtäglich mit ihr auseinandersetzt, gewinnt man unstreitig an Lebensfreude. Diese Auseinandersetzung mit Kunst führt zwangsläufig zu einer Einsicht in größere Zusammenhänge, da man nicht eine bestimm-

te künstlerische Äußerung in Gestalt von Malerei oder Plastik für sich allein betrachten kann. Innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens gehören Artikulationen wie die der Architektur oder der Musik ebenfalls dazu. Meiner Ansicht nach muss im Rahmen eines universitären Ausbildungsangebotes das Empfinden für diesen Bereich geweckt und vertieft werden, und das ist in Witten/Herdecke glücklicherweise der Fall. [...]

Praxisnähe, hohes fachwissenschaftliches Niveau und der Sinn für Kultur sind ein nicht zu unterschätzendes Positivum einer hervorragenden Ausbildung. In Deutschland finden wir bedauerlicherweise – mit einigen Ausnahmen – ein noch wenig entwickeltes Mäzenatentum vor. Völlig anders liegt das etwa in den USA. Wir halten uns immer noch zu sehr an den vornehmen Satz: „Tue Gutes, aber sprich nicht darüber.“ In Wirklichkeit aber heißt es: „Tue Gutes und sprich darüber.“ Ich selbst habe damit auch noch große Schwierigkeiten, aber vielleicht löst dieses Bekenntnis zu einer Sache bei dem einen oder anderen einen Animationseffekt aus, oder er denkt etwas intensiver darüber nach. Das ist in der Tat häufig der Fall und verleiht einer guten Sache zusätzliche Legitimation.

Für all das, was man in Zukunft von jungen Menschen erwartet, bietet Witten/Herdecke mit Sicherheit die besten Voraussetzungen. Es ist ein Ort des Vorlebens, des Mitreißens, des Begeisterns und des ernsthaften Engagements. Ich bin überzeugt von dem Gedanken der Universität, in Freiheit zu forschen und zu lehren. Deshalb ist es mir eine Freude, mitwirken zu können, soweit das möglich, und zu helfen, wo es nötig ist. [...]

Erster Spatenstich!

» Campusneubau Universität Witten/Herdecke

v.l.n.r.: Reinhard Mohn, Dr. Konrad Schily,
Klaus Lohmann und mit Helm im Vorder-
grund Berthold Beitz beim ersten Spaten-
stich für den Neubau des Campusbaus der
UW/H am 12. März 1992.





Studium fundamentale

>> von Reinhardt Habel

Um über Studium fundamentale, wie es sich an unserer Universität entwickelt hat, sprechen zu können, muss zunächst – man verzeihe – einiges Allgemeine zu den heutigen Wissenschaften gesagt werden. Jedermann weiß, in welchem Ausmaß sich das Wissen in den letzten 500 Jahren seit der Renaissance vervielfacht hat. Immer größere und größere Informationsmassen müssen irgendwie methodisch bewältigt werden. In vielen Disziplinen ist es nicht mehr möglich, das ganze Fachwissen zu überschauen, geschweige denn angrenzende Fächer zu kennen. Universelle Geister wie Leonardo da Vinci, Giordano Bruno oder Galilei wären heute als Wissenschaftler unmöglich.

Es geht in der Gegenwart aber nicht nur um die nicht mehr erfassbare Explosion des Wissens („Jeder weiß immer mehr über immer weniger“), sondern nicht zuletzt um die völlig verschiedenen Denkweisen (Methoden), mit denen die jeweiligen Gegenstände bearbeitet, geordnet, definiert oder interpretiert werden. Die Erkenntnisarten des Chemikers, Soziologen, Kunstwissenschaftlers, Ökonomen, Juristen oder Historikers sind durch Abgründe voneinander getrennt und kommen dementsprechend auch zu völlig verschiedenen Qualitäten bei ihren Ergebnissen. Denn es wird auf jeweils qualitativ anderen Ebenen gedacht, ob man mit verschiedenen Messverfahren die Zusammensetzung einer chemischen Substanz definiert, ob man das Verhalten bestimmter gesellschaftlicher Gruppen erforscht, die Wirkungen eines Kunstwerks aus seiner Erscheinungsweise interpretiert, Wirtschaftsprozesse im Vollzug analysiert, Rechtsverhältnisse abwägt oder geschichtliche Entwicklungen nachzeichnet.

Als junger Mensch hat man in der Regel Anfang der zwanziger Jahre 90 Prozent seiner formalen Intelligenz zur Verfügung. Man besitzt deshalb in die-

sem Alter ein unbegrenztes, aber naives Vertrauen zu seinem Denken. Was logisch ist, muss auch wahr sein. Wenn man mit dieser Zuversicht in die Ausbildung einer bestimmten Fachwissenschaft geht und wie gefordert seine ganze Aufnahmefähigkeit auf sie konzentriert, bemerkt man nicht, wie zusammen mit den Tatsachen und Inhalten der Wissenschaft auch deren Denkmethode, also die Art und Weise der geistigen Verarbeitung ihrer Stoffe, mit eingeübt wird. Ohne kritische Befragung des eigenen Erkenntnisprozesses innerhalb der wissenschaftlichen Praxis wird man langsam und unvermerkt zum Fachidioten, der am Ende nur noch alles quasi auf chemische, gesellschaftliche, ästhetische, ökonomische, juristische oder historische Weise zu denken imstande ist.

Diese – der Deutlichkeit halber hier etwas vereinfachte – Tendenz zur Spezialisierung ist zwar im weitesten Sinne ein Grundzug der abendländischen Wissenschaft, die ohne eine solche Differenzierung und Arbeitsteilung nicht auf den heutigen Stand gelangt wäre. Da sie aber zugleich mit ihren Ergebnissen Denkstile und Handlungsmotive erzeugt, schafft sie dadurch auch Verengungen des Blickfeldes, die sich notwendig auf die Gesamtheit der Kultur auswirken müssen. Nun steht dieser Grundcharakter der Engführung in schärfstem Widerspruch zu einer anderen Tendenz, die in immer komplizierter, vielschichtiger – besser gesagt: komplexer – werdenden Verhältnissen erscheint, die ihrerseits wiederum durch die technische Naturbeherrschung, die globale Mobilität des Menschen, die Mischung bzw. Konfrontation der Kulturen oder die Polarisierung der Erdbevölkerung in Reich und Arm entstanden sind. Es genügt in der Zukunft nicht mehr zu wissen, wie man einen Staudamm baut, um große Mengen Elektrizität zu erzeugen, man muss auch wissen, wie sich diese Maßnah-



me auf die Landschaft, die sozialen Verhältnisse, die Lebensbedingungen, die Kulturtradition und schließlich auch die Religion der Menschen auswirkt. Die Folge könnte etwa Proletarisierung bauerlicher Gesellschaften, Vernichtung funktionierender sozialer Ordnungen, Fundamentalismus oder Radikalismus sein etc. Und das Beispiel des Zusammenpralls bloß technisch gedachter Lösungen mit technikfremden Kulturen ist nur ein besonders krasser Fall geistiger Engführung, der auf der Unfähigkeit beruht, über die eigene Methodenbefangenheit hinauszublicken und komplexe Realitäten zu begreifen. Die Überformung zwischenmenschlicher Beziehungen durch die mechanisierte Arbeitswelt, durch Medien- und Freizeitindustrie oder die Gefährdung eines großen Teils der Menschheit bei der Veränderung des ökologischen Gleichgewichts ... das alles sind Fragen der so genannten Technikfolgenabschätzung, die nicht mehr durch den isolierten Spezialisten, sondern nur noch von Gruppen bewältigt werden können.

Es ist richtig, dass in der Forschung selbst immer wieder zwischen den Disziplinen verhärtete Grenzen durch neue Fragestellungen aufgebrochen und die Übergänge selbst zum Gegenstand der Reflexionen gemacht werden (man denke an Molekularbiologie, künstliche und natürliche Intelligenzforschung etc.). Dabei werden jedoch in der Regel Fachwissenschaften zusammengeführt, die auf ähnlichen Denkmethoden beruhen, bei denen lediglich die Terminologie abgestimmt oder eine weitere Plattform gefunden werden muss, auf der man sich verständigen kann. Diese Form fachübergreifender Wissenschaft – oft als „Interdisziplinarität“ bezeichnet – ist hier nicht gemeint. Es geht vielmehr um die Frage, wie ein kompetenter Fachwissenschaftler sich die Fähigkeit aneignen kann, vollkommen andere Vorgehensweisen an anderen Gegenständen selbst ansatzweise zu praktizieren und damit auch zu verstehen, das heißt, nicht nur fremde Kenntnisse zu sammeln, sondern sie auch wissenschaftlich geleitet zu durchdringen. Dies wäre Bildung nicht

... Studium fundamentale



Prof. Dr. Reinhardt Habel

Er leitete seit der Gründung der Universität Witten/Herdecke das Institut für das Studium fundamentale. 1993 wurde aus dem Institut eine Fakultät mit Promotions- und Habilitationsrecht. Neben Prof. Habel wurde Prof. Michael Bockemühl darin berufen.

im Sinne einer Magazinierung abrufbaren Wissens, sondern Bildung im ursprünglichen Wortverstand des tätigen Formens, Erzeugens, Entstehenlassens (vgl. der „bildende“ Künstler). Aber wie ist das in einem Fachstudium, das in sich selbst das Prinzip der Spezialisierung enthält, zu verwirklichen?

Für den Begründer einer modernen deutschen Universitätsform, Wilhelm von Humboldt, und für seine Zeitgenossen Fichte, Schelling und Schleiermacher lag der alles verbindende Integrationspunkt der Wissenschaften in der erkennenden Wahrheitsuche des einzelnen freien Individuums selbst: Dies zu ermöglichen sollte die Bildungsaufgabe der Universität sein. Es ist keine Frage, dass dies auch heute noch grundsätzlich richtig ist. [...]

Nur, wie soll der Zuhörer den Brückenschlag über die Fachgrenzen hinweg leisten, wenn das zwar identische Thema aber, jeweils von einer unvermittelten Fachperspektive aus, mit den dazugehörigen methodischen Implikaten dargestellt wird? Vielleicht ist das ein Grund dafür, dass das Studi-

um generale über diesen zweifellos wertvollen, allgemeinbildenden, aber das Problem der Integration verschiedener Disziplinen kaum lösenden Stand nicht hinausgelangt ist. [...]

Mit diesem Stand der Dinge wollten sich die Gründer der Universität Witten/Herdecke nicht abfinden. Von Anfang an wurde deshalb ein Wissenschaftskonzept diskutiert, innerhalb dessen das Fachstudium eine prinzipielle Öffnung zu grenzüberschreitenden Studien erhalten sollte, so dass Anstöße für methodengerechte Begegnungen auch mit weit entfernten Disziplinen möglich würden. Im Sinne Fichtes sollte dabei die Freiheit jedes einzelnen Studierenden ernst genommen werden, sich durch wissenschaftliche Wahrheitssuche selbst zu bilden, das heißt, selbst herauszufinden, welches von den Lehrangeboten oder auch selbstbestimmten Lernzielen für ihn das je Richtige und seinen Intentionen förderliche sei. [...] Mit der Einrichtung eines Zentralinstituts im Rang einer Fakultät sollten diese Bestrebungen in Bewegung gebracht und zugleich koordiniert werden. [...]

Bloße Sachforschung ohne begleitende Reflexion des eigenen gedanklichen Vorgehens ist in diesem Sinne noch keine Wissenschaft. Aus diesem Grunde sollen durch ein Studium der Erkenntnisfundamente, also ein Studium fundamentale, schon bei den Studienanfängern die Verfahren der Erkenntnis, das heißt die Zusammenhänge des Denkens mit der Sinneswahrnehmung bewusst gemacht werden. Dies sollte den Studierenden Anregungen und Möglichkeiten zur geistigen Selbstverständigung über das Wie und Warum ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis eröffnen. Auf der anderen Seite wird angestrebt, durch künstlerische Übungen und die Schulung der wissenschaftlichen Beobachtung über das normale Maß hinaus die Wahrnehmungsfähigkeit der Sinne zu aktivieren und damit auch die Er-

fahrungsseite des Erkenntnisprozesses bewusst zu machen. [...] Eine engagierte Tätigkeit mit künstlerischen Mitteln intensiviert die individuelle Fantasie im Konkreten und entbindet kreative Fähigkeiten, durch die sich die Gesamtpersönlichkeit Ausdruck verschaffen kann.

Grundlage für diese „fundamentalen“ Aspekte bilden dementsprechend im Lehrprogramm die einführenden Seminare in die philosophische Begriffsbildung (Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie, Logik, Begriffsgeschichte) und die Wahrnehmungsübungen im naturwissenschaftlichen, medizinischen und künstlerischen Bereich. Es ist zu betonen, dass es sich dabei um eine Innovation handelt, die auf keinerlei akademische Tradition blicken kann und insofern der kontinuierlichen Entwicklung bedarf. [...]

Ein zweiter Aspekt des Studiums fundamentale, dessen Bedeutung im Verlauf des Studiums ständig zunimmt, ist das Kennenlernen der praktisierten Methoden und ihrer Theoriebildung in benachbarten oder auch ganz fernliegenden Fachwissenschaften. Durch das Wahrnehmen fachfremder Vorgehensmuster anhand allgemein verständlicher Beispiele kann sich bei den Studierenden einerseits eine Vorstellung über die Gemeinsamkeiten in wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt und andererseits eine Profilierung der eigenen Methodenpraxis herausbilden. Wenn Mediziner Wirtschaftsprozesse oder Wirtschaftswissenschaftler Geschichtsprozesse zu durchdenken lernen, können sie in der Fremdwahrnehmung die Fähigkeit zu flexibler, im besten Fall kreativer, Betrachtungsweise erwerben. [...] Durch interdisziplinäre und kooperative Veranstaltungen können zusätzlich Schritte in diese Richtung gemacht werden. [...]

Einen dritten Aspekt fachübergreifender Studien bildet das Bedürfnis nach Erweiterung des Wis-

sens auf charakteristischen Gebieten, die Beschäftigung mit den drängenden Fragen der Gegenwart und ihren Wurzeln in der Vergangenheit, Wissensnotwendigkeiten zum Verständnis der internationalen Verflechtungen in Wirtschaft und Kultur, der aktuellen Literatur- und Kunstbewegungen oder der großen ethischen Fragen unserer Zeit. Diese Bemühungen um allgemeine Bildungsfragen wurden außer in Seminaren und Arbeitsgruppen auch in Ringvorlesungen, Wochenendveranstaltungen oder Museumsexkursionen meistens in Absprache mit den Studenten durchgeführt oder von diesen selbst organisiert. Dieser Teil des Studiums fundamentale gliedert sich in den Bereich ein, der traditionell als Studium generale bezeichnet wird. Unser „Dies academicus“ ist der Donnerstag, der während der Semestermonate weitgehend von Fachveranstaltungen freigehalten wird und ganz den Aktivitäten des Studiums fundamentale vorbehalten ist. Dies gilt als wesentliche Voraussetzung dafür, dass die Mitarbeit aller Studierenden möglich ist.

Die Weiterentwicklung des Studiums fundamentale in die Zukunft muss vor allem darauf ausgehen, ohne Verschulung ein konstantes Lehrangebot in den Kerngebieten – Einführung in philosophisches Denken, wissenschaftstheoretische Reflexion, Erkenntnistheorie, Methodologie, Sinneslehre – aufzubauen. Das ist neben dem stets anwesenden finanziellen Problem auch eine Frage der Hochschullehrer, die sich mit diesem Ziel verbinden können. [...] Das weitere Schicksal des Studiums fundamentale wird aber nicht nur von seinen Studenten und Dozenten abhängen, sondern auch von der wirtschaftlichen Entwicklung der Universität Witten/Herdecke. Es wird sich auch weiterhin nur sinnvoll entfalten können, wenn Stiftungen und Einzelstifter die Aufgabe dieser Innovation erkennen und sich mit den Zielen eines Fundamentalstudiums verbinden können.

Besuch des Bundeskanzlers



» Anlässlich des ersten Spatenstichs für den Neubau des Campus hatte Dr. Norbert Lammert, Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, ihn am 12. März schon angekündigt: den Bundeskanzler, der bei seinem nächsten Besuch im Ruhrgebiet gerade auch zur Universität Witten/Herdecke kommen wollte. Am 14. Juli war es dann soweit. Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl besuchte die Universität. Begrüßt wurde er vom Präsidenten Dr. Schily, von Dr. Klaus von Dohnanyi seitens des Direktoriums und von Klaus Steilmann als Vertreter des Kuratoriums.

Begrüßung durch Dr. Konrad Schily

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,

im Namen aller Angehörigen der Universität darf ich Sie ganz herzlich bei uns in der privaten Universität Witten/Herdecke begrüßen. Wir danken Ihnen für die Ehre, die Sie dieser Universität durch Ihren Besuch zuteil werden lassen. Ihr Besuch fällt exakt auf den 10. Jahrestag der Anerkennung von Witten/Herdecke als erster Universität in nicht-staatlicher Trägerschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Das war der 14. Juli 1982. Diese Anerkennung hat sich als gute und weitsichtige Entscheidung erwiesen, denn in diesen zehn Jahren sind wir ein beachteter Teil der deutschen Hochschullandschaft geworden und haben uns in Witten und Herdecke fest verankert.

Wir bauen gerade unseren Campus, das Modell steht vor Ihnen, und werden im kommenden Jahr den Neubau beziehen. Wir beginnen auch, in die Region auszustrahlen, und das beweist u. a. die Klinik für Neurochirurgische Rehabilitation unter der Leitung von Prof. Ischebeck, die in Zusammenarbeit mit einem privaten Träger in Hattingen gerade fertiggestellt wird und dort immerhin 350 Arbeitsplätze schafft.

Steven Miller, der langjährige Präsident der Johns Hopkins University, bezeichnete kürzlich in einem Artikel in der ZEIT den Zustand der deutschen Universitäten als die Achillesferse der Bundesrepublik. Sie, sehr geehrter Herr Bundeskanzler, haben vor einigen Wochen in einem Artikel in der FAZ darauf hingewiesen, dass es bei einem möglicherweise ins Auge zu fassenden kommenden Bildungsgipfel nicht nur um mehr Geld, sondern vor allem um neue Ideen gehen müsse. Hier in Witten/Herdecke ging es und geht es um neue Ideen des Lehrens, des Lernens, um neue zeitgerechte Strukturen und um sachgerechte Führung wie um neue Forschungsansätze in einer Universität. Wir reden aber nicht nur darüber, sondern haben diese Ideen in oft zäher und mühseliger Arbeit umgesetzt. Wir wollen nichts umstürzen, sondern möchten unseren Beitrag zur allgemeinen Entwicklung offen und für jedermann nachvollziehbar leisten.

Ihren Besuch bei uns empfinden wir als eine großartige Anerkennung auch für die Förderer wie für die Angehörigen der Universität. Wir betrach-

ten ihn als einen Ansporn zur Fortsetzung unserer Tätigkeit für dieses Land und für die ganze Republik.

Wir danken Ihnen, dass Sie da sind.

Ansprache von Dr. Klaus von Dohnanyi

Herr Bundeskanzler, meine Damen und Herren!

Im Namen des Direktoriums darf ich Sie, Herr Bundeskanzler, hier sehr herzlich begrüßen. Dieses Direktorium setzt sich zusammen aus Vertretern von Wissenschaft und Wirtschaft. Herr Präsident Schily hat eben schon darauf aufmerksam gemacht, dass wir eine private Universität sind, die Jahr für Jahr etwa 25 Mio. DM sammelt, um sie hier in diese Hochschule, die sich das Ziel einer Reform des Universitätswesens insgesamt gesetzt hat, zu investieren. An der Spitze unseres Direktoriums steht Herr Reinhard Mohn, einer der großen Mäzene unserer Universität, der leider heute nicht in Deutschland ist und damit auch nicht hier sein kann.

Der Grund für das Engagement der Wirtschaft wie der hier engagierten Hochschullehrer liegt in der Einsicht, dass wir unsere Hochschulen erneuern müssen, dass Gesellschaft und Wirtschaft andere, nämlich erneuerte Hochschulen brauchen. Ich will kurz drei Beispiele nennen: Wir reden von der Überfüllung, doch wir registrieren kaum, dass 50 Prozent derjenigen, die ein Studium beginnen, es nicht beenden. An dieser Universität, Herr Bundeskanzler, sind es kaum 5 Prozent, die den Studiengang, den sie begonnen haben, nicht auch erfolgreich abschließen. Wir sprechen außerdem von mehr Praxisnähe. Bei uns wird der Versuch gemacht, wie beispielsweise in der Medizin und Wirtschaftswissenschaft, die Praxis schon als Voraussetzung für den Eingang in die Hochschule zu betrachten.

Wir wollen mehr Eigenverantwortung. Bei uns haben Studenten an der Universität einen Studienfonds geschaffen. Die daran Beteiligten verpflichten sich, nach ihrem Abschluss und dem Eintritt in das Berufsleben zur Finanzierung der Hochschule beizutragen.

Herr Bundeskanzler, wie wir alle wissen, tut sich der Staat mit Reformen schwer, und ich sehe gerade hier auf meiner rechten Seite einen alten Bundes-

... Besuch des Bundeskanzlers



tagskollegen und Partner, auch Streitpartner, in der Gestalt von Herrn Pfeifer. Schon vor 20 Jahren haben wir über viele Dinge miteinander diskutiert und damals gefordert, Eingangsprüfungen und Regelstudienzeiten vorzusehen. Beides ist uns ebenso versagt geblieben wie die Erfüllung unserer Forderung nach größerer Praxisnähe. Ich selbst habe Zweifel, ob die staatlichen Hochschulen in ihrer starken und selbst vorgenommenen Eingrenzung vielleicht nicht doch mehr Wettbewerb untereinander brauchen könnten, demnach ein Hochschulrahmengesetz, das nicht mehr in der bisherigen Form besteht, sondern ganz andere Spielräume schafft. Es ist für die private Universität deswegen einfacher, nicht nur neue, sondern auch alte gute Ideen umzusetzen und zu zeigen, wie man es denn machen könnte.

Für das Kuratorium und die vielen unserer Förderer wird jetzt Herr Steilmann einige Worte zu Ihnen sagen. Ich bedanke mich noch einmal dafür, dass Sie gekommen sind und damit Ihr Interesse an dieser wichtigen gesellschaftlichen Aufgabe in Deutschland deutlich demonstrieren.

Ansprache von Klaus Steilmann

Herr Bundeskanzler,

wir freuen uns sehr, dass Sie trotz Ihrer vielen Termine die Zeit gefunden haben, hierher zu uns nach Witten zu kommen. Der Sinn dieser Universität, das hat Herr Dr. Schily schon angedeutet, besteht darin, Veränderungen herbeizuführen. Meiner Ansicht nach hat die kurze Geschichte dieser Universität schon gezeigt, dass ein praxisnahes Studium den Start ins Berufsleben wesentlich erleichtert. Vergleichen wir uns mit staatlichen Hochschulen, dann stellen wir wesentlich kürzere Studienzeiten bei uns ebenso fest wie eine intensive Förderung der Internationalisierung durch Verbindungen und regelmäßigen Austausch mit ausländischen Hochschulen.

Für besonders wichtig halte ich jedoch die Tatsache, dass wir nach Heller und Pfennig berechenbar sind. Bislang ist es wohl noch niemandem gelungen, die realen Kosten für einen Studierenden an einer staatlichen Universität festzustellen. Einzube-

ziehen wäre in diesem Zusammenhang doch auch die gesamte Ministerialbürokratie und all das, was an Administration auch an der Hochschule noch hinzukommt. Wir können heute ganz pauschal sagen, dass wir im Vergleich zu staatlichen Universitäten ein um die Hälfte preiswerteres Studienangebot vorstellen können. Eine weitere wichtige Voraussetzung sind bei uns Zulassungsprüfungen; d.h., dass wir uns die Studierenden aussuchen. In dieser Voraussetzung liegt meiner Ansicht nach die geringe Drop-out-Quote, die wir glücklicherweise aufweisen können. Sie liegt meines Wissens bei 2 Prozent, und ich habe mir sagen lassen, dass z.B. im Fach Betriebswirtschaftslehre an staatlichen Universitäten diese Quote bis zu 45 Prozent beträgt.

Das bedeutet im Klartext, dass viel Geld für junge Leute aufgewandt wird, die dann eines Tages feststellen, dass sie doch das falsche Studium, die falsche Ausbildung gewählt haben. Mit der Transparenz dieses Unternehmens Witten/Herdecke möchten wir den Verantwortlichen in der Politik, hier vor allem in der Landespolitik, die für die Universitäten bekanntlich zuständig sind, aber selbstverständlich auch dem Bund, der entscheidende Rahmenbedingungen vorgibt, ein Beispiel liefern, wie man unter anderen Voraussetzungen akademische Ausbildung im universitären Bereich betreiben kann. Einen großen Teil unserer Aufgabe haben wir dann erledigt, wenn wir neue Wege nicht nur aufgezeigt, sondern mit Erfolg beschritten haben.

Auf diesem Wege nochmals ein herzliches Willkommen, Herr Bundeskanzler!

Ansprache des Bundeskanzlers Dr. Helmut Kohl

Herr Präsident Schily, lieber Herr von Dohnanyi, lieber Herr Steilmann, meine Damen und Herren!

Ich weiß, dass viele von meinen jetzt folgenden Ausführungen sagen werden, es handle sich um Sprüche, doch dies ist nicht der Fall! Als wir den heutigen Tag besprochen haben, und der Kollege Lammert für meinen Aufenthalt hier im Ruhrgebiet Vorschläge machte und dabei die Idee eines Besuches bei Ihnen ansprach, war ich sofort dazu bereit. Ich sage es hier so, wie ich es empfinde: Es handelte sich um einen Wunsch, den ich seit langem hatte.

Mein toter Freund Alfred Herrhausen hat mir viel von dem erzählt, was Sie hier getan haben und noch tun. Nehmen Sie daher bitte meinen Besuch einfach als Beweis der Sympathie und der Anerkennung für eine wichtige Sache.

Mit dem Wort „wichtig“ gehen Politiker relativ häufig um, und Sie, Herr Dr. Schily, haben Ihren Kollegen aus den U.S.A. zitiert, der im übrigen völlig recht hat. Die Frage von Bildung und Ausbildung, und ich nehme bewusst beides zusammen, weil ich nicht bereit bin, hier eine Aufspaltung hinzunehmen, ist in der Tat von großer Wichtigkeit für die gerade jetzt sich vollziehende Entwicklung in Deutschland und in Europa. Sie gehört einschließlich des Komplexes „Universitäten und Hochschulen“ zur politischen Gesamtentwicklung.

Was Sie hier tun, ist nicht nur beispielhaft, sondern auch voller Risiken. Doch in einem Land wie unserem, und ich meine hier vor allem die alte Bundesrepublik, ist dies von besonderer Bedeutung. Bei uns hat doch immer als Generalüberschrift „Betreten des Rasens verboten“ über vielen Dingen gestanden. Alles war so fein drapiert wie das Parkettmosaik in diesem Raum. Von den Tarifvereinbarungen bis zu den politischen Prozessen innerhalb der Parteien und in den Parlamenten ist vieles ritualisiert.

Die große Chance der deutschen wie der europäischen Einigung besteht für mich darin, dass wir noch einmal für unsere Generation quasi ein freies Gelände geschenkt bekommen haben, wo wir sagen können „Lass uns doch einmal etwas probieren!“



... Besuch des Bundeskanzlers



Wie sollen wir das am besten machen?“ Genauso machen Sie es hier.

Wir stehen am Ende eines Jahrhunderts, das so unendlich viel Elend gesehen hat, und wir haben bis zum Ende dieses Jahrhunderts, bis zum Ende sogar dieses Jahrtausends noch acht Jahre. In unserer Generation, und damit meine ich unabhängig vom exakten Alter diejenigen, die jetzt leben und zum Handeln berufen sind, ergeben sich einmalige Chancen. In einem speziellen, der Zahl nach sogar kleinen, im Hinblick auf die Wirkung jedoch gewaltigen Bereich haben Sie in Witten/Herdecke Neuland beschritten und eine Pionierentwicklung eingeleitet. Wenn Sie so wollen, haben Sie die Großen herausgefordert, und schon das verdient meine Sympathie. Als überzeugter Föderalist und langjähriger Ministerpräsident sage ich dennoch nichts Abwertendes, wenn ich das staatliche Hochschulsystem als ziemlich bewegungslos kennzeichne. Es ist zwingend notwendig, ein Wagnis einzugehen, wie Sie es tun, und Sie haben damit auch Erfolg. Was Sie unternommen

haben, entspricht einem deutlichen Bedarf, den wir auch im schulischen Bereich bemerken: privates Engagement und ein entsprechendes Bildungsangebot.

Viele Menschen haben inzwischen erkannt, dass es so wie bisher nicht weitergehen kann. Wir haben zwei Gründe, warum wir ganz allgemein zu einer Standortbestimmung Deutschlands auf allen Gebieten gezwungen sind: Das ist zunächst die deutsche Einheit, bedeutsam genug, doch gemessen an der größeren Herausforderung der Veränderungen in Europa und in der Welt noch relativ gering.

Für uns in Europa gibt es das Ziel einer politischen Union noch in diesem Jahrhundert, und da muss man sich tatsächlich fragen, wo in diesem Zusammenhang die Deutschen mit ihrem Bildungssystem stehen. Ich frage in diesem Zusammenhang nach dem Ertrag für unser Land, für die Bildungslandschaft als Ganzes und gehe gern einmal von einer anderen Sache an die Thematik heran. Wenn die Hochschulen so bleiben, wie sie jetzt sind, werden sie sich als nicht erneuerungsfähig erweisen. Ich sage das ohne Vorwurf angesichts der von vielen auferlegten unterschiedlichen Reformen, die im Grunde zu nichts Reformatorischem geführt haben.

Wenn die Situation bleibt, wie sie ist, werden wir vor den Herausforderungen in Europa und in der Welt nicht bestehen können. Das ist meine feste Überzeugung, und dazu gehört beispielsweise auch die Frage des Wettbewerbs. Ich bin keineswegs für ein frühkapitalistisches Wettbewerbsrecht, doch ich stehe zu dem, was ich in dem erwähnten Artikel in der FAZ geschrieben habe: Ich halte es für nicht akzeptabel, dass es in unserer Gesellschaft Bereiche gibt, in denen ein Leistungsvergleich und eine Leistungskontrolle nicht angestrebt werden.

Es muss uns doch aufschrecken, und das hat nichts mit Parteipolitik zu tun oder mit der jeweiligen politischen Färbung der jeweiligen Landesregierung, wenn wir heute in Deutschland in ein und demselben Bundesland an verschiedenen Universitäten im gleichen Fachstudiengang völlig unterschiedliche Erfolgsquoten aufzuweisen haben.

Es muss uns doch zu denken geben, dass gleichermaßen die Studiendauer im gleichen Fach bis zu drei Jahren differiert, selbst wenn die Universitäten nicht weiter als 18 km auseinander liegen. Hier

stellt sich doch ganz eindeutig die Frage, ob das, was zzt. die Regel ist, vom Ertrag für die betroffenen Studierenden auch vernünftig ist.

Wir brauchen meiner festen Überzeugung nach in der deutschen Hochschullandschaft Wettbewerb, wie wir ihn auch hier in Witten/Herdecke haben. Ich bin aber auch dafür, dass es innerhalb des Kreises der staatlich verfassten Universitäten ebenfalls zu einem Wettbewerb kommt, den ich mir sehr wohl vorstellen kann. Ich betrachte in diesem Zusammenhang nicht die Universitäten als Ganzes, sondern vielmehr die eigenen Fachbereiche. [...]

Zusammenfassend kann ich daher nur sagen, dass Sie in Ihren Bemühungen jede Unterstützung verdienen, und ich wünsche mir, dass Sie in Deutschland noch die eine oder andere Konkurrenz bekommen werden. Ich wünsche mir vor allem, dass es noch mehr Menschen auch im Bereich der Wirtschaft gibt, die erkennen, welche wirtschaftliche Aufgabe sich in der Zukunft für Sie stellt.

Nun werden wir hier nicht über Nacht das amerikanische System einführen, und ich möchte das in der bestehenden Form auch nicht. Da gibt es eine völlig andere Struktur, ein anderes Kulturverständnis im Hinblick auf Universitäten und auch ein anderes im Verhältnis zur Gesellschaft und zum Staat ganz allgemein. Sie können das sehr deutlich beachten, wenn Sie etwa eine der amerikanischen Universitäten besuchen. Wir müssen uns auf die Welt einstellen, die uns umgibt, und es ist erforderlich, das jetzt zu machen. [...]

Es besteht dringender Handlungsbedarf, besonders im Zusammenhang mit der deutschen Einheit und der europäischen Einigung sowie vor allem im Vergleich zu den anderen Ländern. Ich werde noch in diesem Jahr gemeinsam mit dem amerikanischen Präsidenten George Bush die Deutsch Amerikanische Akademie der Wissenschaften vorantreiben. Es handelt sich um den ersten Versuch auf diesem Gebiet.

Weder die U.S.A. noch wir kennen ein derartiges, den atlantischen Ozean übergreifendes Modell. Wir brauchen jedoch dringend einen neuen Anfang beim Austausch von Schülern und Studenten.

Momentan herrscht die geradezu absurde Situation, die uns vor das Jahr 1914 zurückführt, wo man in Heidelberg, meiner Heimatuniversität, studieren,

anschließend nach Harvard oder Oxford oder an die Sorbonne gehen konnte und einem alle dabei erworbenen Qualifikationen angerechnet wurden. Zzt. wird Derartiges überhaupt nicht angerechnet, und mit dem, was wir nun als eine gewaltige Reform verkaufen möchten, kehren wir in Wirklichkeit an den Anfang unseres Jahrhunderts zurück. Das sollte uns ebenfalls zu denken geben! In unserem relativ beschränkten System der öffentlichen Universitäten werden wir nicht das bekommen, was wir benötigen, nämlich eine wesentlich weitere Internationalität, eine echte Weltläufigkeit unserer Studenten. Zur Voraussetzung hat dies, dass man umdenkt, dass der Schüler oder Student, der ins Ausland geht, einen Bonus und nicht etwa wie bislang einen Malus bekommt. Das setzt auch voraus, dass wir selbst offen und damit wieder attraktiv sind. Ohne die von mir angesprochene Konkurrenz werden wir das jedoch nicht sein können.

Ich wünsche Ihnen viel Glück für Ihre Universität selbst – nehmen Sie das jetzt nicht pathetisch – für den Erfolg Ihres exemplarischen Wirkens. Ich wünsche mir Nachfolger dieser Art, und dass der Stachel so tief sitzen möge, dass sich daraus in der Universitätslandschaft etwas entwickelt.

Es muss wirklich etwas passieren. Ohne, dass wir dafür eine öffentliche Basis schaffen, lässt es sich allerdings in der Politik nicht umsetzen. Das ist das Gesetz der Demokratie, und es ist sehr schwer, und ein Politiker hält sich nur relativ kurze Zeit, wenn er alles immer gegen die öffentliche Meinung macht. Das meine ich jedoch nicht. Ich möchte davon reden, dass wir im Lande eine Stimmung erzeugen, die zur allgemein akzeptierten Erkenntnis führt, dass in unseren hohen Schulen mit der qualifizierten Ausbildung des akademischen Nachwuchses etwas nicht in Ordnung ist, aber in Ordnung gebracht werden muss. Dazu brauchen wir ein breites Angebot, einschließlich der Privaten. Mit den Kultusministern allein können wir das nicht schaffen. Da sind wir schon selbst gefragt.

»Philosophie und Ökonomie in Einklang bringen ...«

» Ein Gespräch mit Prof. Dr. Birger Priddat, Inhaber des Lehrstuhls für
Volkswirtschaft und Philosophie an der UW/H



? Herr Professor Priddat, die ersten beiden Semester an der Universität Witten/Herdecke liegen nun hinter Ihnen und so scheint der Zeitpunkt gekommen, Sie sowohl nach den bisherigen Eindrücken wie auch nach Ihren Vorstellungen bezüglich der künftigen Gestaltung Ihres Faches an dieser Hochschule zu fragen. Wie beurteilen Sie Ihre bisherigen Erfahrungen, und wie sieht von dieser Basis ausgehend Ihr künftiges Lehr- und Forschungskonzept aus?

Wenn man von einer großen an eine kleine und noch dazu private Universität kommt, fällt zunächst einmal die andere Art der Lehre ins Auge: der Seminarbetrieb, der spannende Umgang mit den Studenten, die neugierig, arbeits- und lernwillig sind. Das erfordert sehr viel Zeit, bereitet erhebliche intellektuelle Freude, und von der Weitergabe dieser Freude ist bislang meine Arbeit vornehmlich bestimmt gewesen. Ein Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre und Philosophie ist wohl nur an dieser Universität möglich, und von dieser besonderen Situation her werden auch meine Vorstellungen für die Vertretung des Faches bestimmt.

Es kann nicht nur darum gehen, irgendwie methodologisch zu untersuchen, wie Philosophie und Ökonomie in Zusammenhang zu bringen sind. Selbstverständlich ist das wichtig und interessant, vor allem unter theoriegeschichtlichen Aspekten, weil die Ökonomie schließlich einmal aus der praktischen Philosophie herausgewachsen war. Aber der Zusammenhang von Freude am intellektuellen Durchdringen selbst der nüchternsten Entscheidungszusammenhänge mit dem kulturellen Hintergrund, mit der Frage der weltanschaulich implizierten Voraussetzungen, die einem sonst so deutlich kaum bewusst sind, das halte ich für eine der entscheidenden Aufgaben an einer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, an der Philosophie und Ökonomie in Einklang gebracht werden

sollen. Daraus ergeben sich Forschungsaufgaben, und ich komme erst heute dazu, mich nach einem sehr turbulenten Einstand darauf zu besinnen, wie sich das alles in die Forschung bringen lässt.

? Bevor wir auf Ihre Forschungsansätze kommen, versuchen Sie doch bitte eine Korrektur des bekannten Vorurteils, ein Lehrstuhl Ihrer Ausrichtung sei etwas, das im Trend läge und nicht viel mehr als Aufgabe wahrzunehmen habe als eine Rechtfertigung der ökonomischen Struktur des kapitalistischen Systems mit möglichst passenden wie unangreifbaren ethischen Kategorien.

Selbst dieses von Ihnen der Formulierung nach kritisch bewertete Vorhaben erscheint mir durchaus legitim, wenn man bedenkt, dass man sich in einer gut funktionierenden Wirtschaft wie der unseren, die in den vergangenen vier Jahrzehnten sehr gute Erfolge aufzuweisen hatte, den Luxus erlaubt, die Bedingungen dieses Erfolges mit antiwissenschaftlicher und in der Diktion antikapitalistischer Attitüde zu begleiten. In diesem Zusammenhang sollte man darauf hinweisen, dass die Marktwirtschaft selbst Normen verfiicht, auf denen unser Wohlstand beruht, und die wir sozusagen als Erkenntnis der Bedingung, dass wir sie erhalten müssen, immer wieder zu bedenken haben.

Das bedeutet nicht, dass alles, was zur Gewinnmaximierung dient, auch ethisch legitimiert ist. Es geht vielmehr darum, nach der Legitimation zu fragen, zu überlegen, welche Verhaltensweisen wir kritischer betrachten sollten vor dem Hintergrund des Verhältnisses von Moral und Ökonomie.

In der Vergangenheit wurde das, was Wirtschaft ist, die den Wohlstand bringenden Bedingungen, aus der philosophischen Ecke immer wieder eher denunziert als objektiv wahrgenommen. Wahrnehmen heißt nicht, Legitimation zu verleihen, sondern

beinhaltet die Untersuchung des Notwendigen, dessen, was noch weiter zu entwickeln und hoffentlich zu unterstützen ist. Damit ergibt sich ein weites Forschungsfeld.

Auch im Zusammenhang mit der Ökologie tauchen sehr viele moralische Fragen auf, besonders die der Verantwortung für die Zukunft. Das gilt auch für betriebliche Organisation, für Unternehmensführung, für die Politik etc.

Wir müssen die Einflüsse der englischen und amerikanischen Ökonomie neu bedenken, vor allem in Bezug auf ihre Anwendung in Deutschland. Ich sehe dies als eine besonders spannende Aufgabe und überlege mir, ob ich nicht mit Amerikanern zusammen ein Forschungsprojekt durchführe, das die Frage der Amerikanisierung der Ökonomie in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg zum Gegenstand hat. Ich möchte dies nicht als tendenziös missverstanden wissen, sondern nur mit einer guten Wahrnehmung die Frage der kulturellen Mentalitätsunterschiede in der Wirtschaftspolitik wie auch auf anderen ökonomischen Feldern und im theoretischen Denken differenziert untersuchen.

Ich möchte zweitens, eventuell zusammen mit anderen Kollegen dieser Fakultät, ein Forschungsprojekt zur Frage der „intermediären Organisationen“ starten. Dabei handelt es sich um all die Institutionen, die – wie etwa Stiftungen oder diese Universität Witten/Herdecke – zwischen Markt und Staat liegen. Dabei wird es vor allem darum gehen, die besagte Zwischenzone stärker ins öffentliche wie ins wissenschaftliche Bewusstsein zu heben und zunächst einmal zu überprüfen, ob sich auch in diesem Bereich Theorien entwickeln lassen, mit denen wir in der Lage wären, sinnvolle Zukunftseinschätzungen wie die Geltung von Normen zu untersuchen und voranzutreiben.

... »Philosophie und Ökonomie in Einklang bringen ...«



Ein drittes Forschungsprojekt sollte unter dem Titel des Verhältnisses von Moral und Ökonomie die modernen Konzeptionen dazu einmal überprüfen und versuchen, Antworten auf die Frage zu finden, ob nicht etwa die Ökonomie der Moral genauso viel zu sagen hat wie bisher umgekehrt. Kann es sich die Moral erlauben, nur moralisch zu denken oder untersteht sie nicht selbst auch gewissen Effizienzkriterien? Das ist eine Angelegenheit, der man sich in Ruhe widmen muss, weil besonders in Fragen der Moral zu viele Illusionen, zu viele unreflektierte Gemeinplätze hineinspielen. Wenn man an ein derartiges Thema geht, muss man sich bewusst sein, dass es zunächst gegen ein allgemeines Bewusstsein anzuarbeiten gilt, gegen Festlegungen, die bislang ohne Hinterfragung akzeptiert wurden. Doch das gehört zur Aufgabe eines Philosophen.

? Wo ließe sich bei diesen Projekten der an der Universität Witten/Herdecke stets besonders hoch gehaltene Bezug der Umsetzung in die Praxis ausmachen?

Der liegt beispielsweise darin, dass ich als mittlerweile Inhaber eines Stiftungslehrstuhles in solchen Fragen auch Beratung anbiete, wobei ich einschränkend sagen muss, dass es nicht reicht, wenn ein Philosoph kommt und sagt, er berate Unternehmer gern in diesen Fragen, von denen sie keine Ahnung haben, weil er klug genug sei, ihnen neue Einsichten zu vermitteln. Das Problem ist erheblich komplizierter, weil jeder immer schon zu wissen meint, was moralisch gut sei. In dem Sinne bedarf es einer, und das klingt etwas pathetisch, zweiten Aufklärung über das Moralische, das nicht von vornherein als Legitimation des Ökonomischen betrachtet werden kann. Es geht dabei vielmehr um eine Untersuchung dessen, was wir als gut annehmen und was wir tatsächlich realisieren können. Diese Differenz zwischen Wollen und Wünschen auf der einen und der tatsächlichen Kompetenz zur Durchführung auf der anderen Seite ist etwas, das in unserer Gesellschaft zu einem großen Problem geworden ist. Selbstverständlich kann man sich erlauben, große Ideen und Projekte zu propagieren, aber es wird häufig nicht mehr gefragt, was man denn tatsächlich damit anfangen, was überhaupt realisieren kann. Auch Moral erfordert ein Können, Kompetenz: zum Beispiel die Frage, welche Moral wir uns jeweils leisten können.

? Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Auf dieses bekannte und bei Gelegenheit immer wieder genutzte Postulat verzichtet man jedoch in konkreten Situationen häufig dann, wenn es ernst wird, das heißt, wenn es etwa um den Bestand eines Unternehmens geht. Sind bei Sein oder Nichtsein die moralischen Kategorien überflüssig?

Der Bestand eines Unternehmens ist etwas, das die Einkommens- und Lebenssituation vieler Menschen berührt. Eine Moral, die mit hohem Anspruch ein Unternehmen untergehen ließe, wäre unmoralisch. Es geht darum, auch in derartigen Extremsituationen Probleme lösen zu können, die konkrete Einschnitte, wie etwa Entlassungen, bedeuten. Es gehört durchaus zu moralisch verantwortlichen Entscheidungen, in einer konkreten unternehmerischen Situation Entlassungen vorzunehmen, damit die bleibenden Mitarbeiter in ihrer Lebenssituation gesichert werden können. Derartige Untersuchungen wie Beratungen lassen sich nicht abstrakt, sondern nur im konkreten Fall anstellen. Man neigt gern dazu, die angeblich höheren Werte an die oberste Stelle zu setzen, doch wenn in einer problematischen Auftragslage eines Unternehmens die Notwendigkeit besteht, durch Rationalisierungen, Einsparungen oder gar radikale Umstellungen den Bestand des Ganzen zu retten, dann wird deutlich, dass die Frage der höheren Werte nicht mehr unabhängig von dem Verfahren in der konkreten Situation diskutiert werden kann.

? Wie weit wären Ihrer Vorstellung nach die Ergebnisse solcher Forschungsprojekte generalisierbar, wie weit ließen sie sich auf andere Felder wie beispielsweise das der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit übertragen? Ist das Ergebnis überhaupt auf einem Abstraktionsniveau vorstellbar, das einen derartigen Transfer erlaubt und eben beispielsweise die Frage von Ökonomie und Moral außer für die deutsche und europäische Unternehmenslandschaft auch etwa für die Japans beantwortet?

Das wäre schwierig, weil die universelle Moral nicht existiert. Es gibt keine universelle Norm, nach der Menschen sich verhalten, denn Moral ist nicht etwas, das man sich mit klugen Gründen ad hoc überlegt, sondern zeigt sich stets als Resultat von Gewohnheiten, die in ihrer Form an den jeweiligen Kulturkreis gebunden sind. Selbstverständlich gibt es moralische Probleme überall, und sie sind für einen außenstehenden Betrachter vielleicht sogar ähnlich strukturiert, doch die Behandlungsweisen können eigentlich nur in der jeweils eigenen Kultur von Menschen erörtert werden, die ein entsprechen-

des Hintergrundbewusstsein von den durch dieses kulturelle Erbe geprägten Verhaltensnormen haben. Man kann Moral weder vorschreiben noch rational konstruieren.

Möglicherweise geht es mehr darum, die kulturellen Differenzen wahrzunehmen und dabei eine gewisse Behutsamkeit an den Tag zu legen, einen Respekt zu lernen, der die eigene Position genauso wie die fremde reflektiert, als von einer allgemeinen, einer universalen Moral zu sprechen. Daraus ergäbe sich nämlich immer das Problem, dass die Menschen ihre eigene Kultur in etwas Abstraktes, Allgemeines hineininterpretieren müssten, und das wäre eine Leistung, die man nur von wenigen und nicht von vielen erwarten kann, auf die es ankommt, wenn man in solchen Zusammenhängen von Moral redet.

Das Gespräch führte Priv. Doz. Dr. Volker Schmidtchen.

Prof. Dr. Birger P. Priddat (geb. 1950) erhält 1991 als Ökonom und Philosoph einen Ruf auf den Lehrstuhl für Volkswirtschaft und Philosophie an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Witten/Herdecke. Von 1995 bis 2000 ist er Dekan der Fakultät. 2004 wechselt Priddat zeitlich auf den Lehrstuhl für Politische Ökonomie an die neu gegründete Zeppelin Universität in Friedrichshafen, deren Präsident Stephan A. Jansen bei ihm promoviert hatte. Im August 2007 wird er zum Präsidenten der Universität Witten/Herdecke berufen, ein Amt, das er bis Dezember 2008 inne hat. Seit August 2007 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Politische Ökonomie an der Universität Witten/Herdecke.



Ein Campus entsteht.

» Von März 1992 bis Oktober 1993 wurde der Campusbau der Universität Witten/Herdecke mit rund 60 000 m³ für 34 500 000 DM (inkl. Nebenkosten) erbaut.



... Ein Campus entsteht.

Die Einweihung erfolgte am 14. Juli 1993 mit zahlreichen Gästen aus Politik und Wirtschaft.





Wenn die Schwester forscht

» Am Ende des ersten Semesters stand für die dreißig Studierenden der Pflegewissenschaft eine Premiere. Sie präsentierten die Ergebnisse ihrer Gruppenarbeiten zu dem Pflegemodulthema „Urininkontinenz“ vor Dozenten und Fachleuten. Von Barbara Dreifert

„Sie können stolz sein auf Ihre Arbeit“, urteilte nach der Präsentation die Pflegewissenschaftlerin Anneke de Jong aus Utrecht. Anhand von Literaturrecherchen, Interviews, telefonischen Befragungen und Auswertungen von Statistiken haben die Studienanfänger verschiedene Fragestellungen zu dem Thema Inkontinenz bearbeitet: inwieweit bei der Anamnese und den Protokollen auf Inkontinenz eingegangen wird, wie Angehörige mit dem Problem umgehen, was es an statistischen Erhebungen gibt, wie es mit dem Angebot von Selbsthilfe- und Beratungsgruppen aussieht, und einen ethnologischen Aspekt: vom Umgang des Islam mit dem Thema Ausscheidungen. Auch wenn die angehenden Pflegewissenschaftler die vorgegebene Vortragszeit überschritten haben und sie die methodischen Mittel noch nicht perfekt beherrschen, für das erste Semester haben sie ihr Ziel erreicht.

Witten/Herdecke ist die erste Universität in Deutschland, die einen akademischen Studiengang Pflegewissenschaft auf universitärem Niveau anbietet. Es ist angestrebt, mit dem Diplom „Pflegewissenschaftler/in“ abzuschließen; die Regelstudienzeit beträgt neun Semester. Zentraler Inhalt des Studiums ist die Forschung: Die angehenden Pflegewissenschaftler erhalten die Befähigung zur Grundlagen- und Handlungsforschung und arbeiten an der Entwicklung neuer Theorien und Forschungsmethoden. Das Studium soll auch den Weg zur Promotion eröffnen, zum Dr. curae (Doktor der Pflege). Die Studienplatzbewerber benötigen eine abgeschlossene Berufsausbildung in der Pflege, das Abitur ist nicht zwingende Voraussetzung. Dem Studienbeginn geht ein aufwendiges Aufnahmeverfahren voraus.

Hoch motiviert an den Start

Zum Sommersemester 1996 haben die ersten Krankenpfleger und Krankenschwestern mit ihrem pflegewissenschaftlichen Studium an der privaten Universität Witten/Herdecke begonnen. Die jüngste Studentin ist 22, die älteste 47 Jahre alt. Das Durchschnittsalter beträgt 32,5 Jahre. Und nur 15 Prozent der Studierenden sind Männer.

Nach neun Jahren Berufstätigkeit in der Pflege hatte der 31jährige Krankenpfleger Peter Tackenberg den Wunsch sich weiterzubilden. Er hörte von dem Studienangebot in Witten/Herdecke, bewarb sich und gab seine feste Stelle auf. Aber es ist nicht nur der Wille, sich beruflich weiterzuentwickeln. Peter Tackenberg will mit seinem Studium vor allem dazu beitragen, dass sich in der deutschen Pflegepraxis auf Dauer etwas verändert. „Dazu brauche ich strukturiertes Wissen, um die richtigen Fragen stellen zu können. Ich möchte durch Forschung überprüfen, ob die praktizierte Pflege wirklich sinnvoll und effektiv ist“, erklärt er. „Eventuell ist ein zeitlich aufwendigeres Toilettentraining bei einem inkontinenten Patienten auf lange Sicht gewinnbringender als der ständige Wechsel von Windelvorlagen, weil es das Selbstbewusstsein des Patienten fördert und Abfallkosten spart. Das muss ich aber mit Fakten belegen können.“



Eine alte Idee der Gründungsväter:

Pflege und Medizin als Partner

Schon 1979 hegten die Gründungsväter der Universität Witten/Herdecke den Gedanken, Studiengänge für Medizin und Pflege parallel anzubieten. Siebzehn Jahre später wird er auf Initiative von Christel Bienstein verwirklicht. Sie ist die Leiterin des Instituts für Pflegewissenschaft. Die gelernte Krankenschwester, Diplom-Pädagogin und Lehrerin erarbeitete zusammen mit anderen Pflegewissenschaftlern das Konzept für den Studiengang, suchte Sponsoren und Pflegewissenschaftler für die fünf geplanten Lehrstühle.

Mit jährlich 300 000 DM über einen Zeitraum von fünf Jahren fördert der Kölner Versicherungskonzern CKAG Colonia Konzern AG den pflegewissenschaftlichen Studiengang. Finanzielle Unterstützung für Forschung und Lehre über die nächsten Jahre haben auch zugesagt die Unternehmen Paul Hartmann AG, Fresenius Home Care AG, Joh. Stiegelmeier GmbH & Co. KG, Johnson & Johnson Medical GmbH, Rentex Vertriebs GmbH & Co. KG, Schülke & Mayr GmbH, Ortopedia GmbH, B. Braun Petzold GmbH, ConvaTec Vertriebs GmbH, HNE Healthcare GmbH. Aber die Firmen leisten nicht nur einen finanziellen Beitrag. Sie haben sich in einem „Unternehmerforum Pflege“ zusammengeschlossen, das sich zweimal im Jahr in der Universität trifft, um mit den Mitarbeitern und Studierenden des Instituts Forschungsfragen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu diskutieren.

Gefragt sind flexible und neugierige

Persönlichkeiten

„Von den Studierenden erwarten wir Neugier, Pioniergeist und wissenschaftliches Interesse“, erklärt die Pflegewissenschaftlerin Angelika Zegelin-Abt, die im Institut für die Weiterentwicklung des Studiengangs verantwortlich ist. „Die Bewerber sollten eine Vorstellung davon haben, was sie lernen möchten, und bereit sein, ihr Wissen in die Pflegepraxis zu übertragen. Jemand, der nur aus seinem Pflegeberuf raus möchte und deshalb studieren will, ist bei uns fehl am Platz.“ Lebenslauf, Zeugnisse und ein sechseitiger Aufsatz zu drei Fragestellungen, wie zum Beispiel: „Welche beruflichen und persönlichen Erfahrungen haben Sie entscheidend geprägt?“, bilden die erste Stufe des Auswahlverfahrens.

Zwei unabhängige Gutachter sehen die schriftlichen Unterlagen durch und empfehlen, welche Kandidaten anschließend zu einem persönlichen Gespräch in die Universität eingeladen werden. Diese müssen sich drei Gutachtergruppen vorstellen, die sich jeweils aus einem Vertreter des Instituts und zwei externen Vertretern aus der medizinischen Fakultät oder anderen Fakultäten, aus Verbänden, aus der Politik, Wirtschaft oder Kultur zusammensetzen. Das Verfahren ist eine Form des Kennenlernens. Gefragt wird nach persönlicher Lebenserfahrung, Studienvorstellungen, Erfahrungen im Pflegeberuf und persönlichen Interessen.

... Wenn die Schwester forscht

Eröffnung der Fakultät für Pflegewissenschaft im April 1996:
Dr. Konrad Schily mit Gerhard Schleicher von der AXA-Versicherung.



Forschung für den Pflegealltag

Im Mittelpunkt der pflegewissenschaftlichen Ausbildung steht die Forschung und Entwicklung. Erforscht werden sollen alle Fragen, die sich mit der Pflege beschäftigen. „Angesichts der Tatsache, dass die Bevölkerung immer älter wird und damit chronische Erkrankungen zunehmen, wird Pflegewissenschaft in Zukunft von großer Bedeutung sein, um auf drängende Fragen eine Antwort zu finden“, sagt Christel Bienstein. „Neue Konzepte und Versorgungssysteme für alte Menschen müssen geschaffen werden. Wir wollen unter anderem herausfinden, wie ambulante Versorgung unter ökonomischen, pflegerischen und medizinischen Gesichtspunkten besser gestaltet werden kann.“ Es werde zwar viel im Pflegebereich getan, so Bienstein, aber es sei nicht erwiesen, ob auch alles sinnvoll sei. Und Pflegende bräuchten wissenschaftliche Nachweise, wenn es darum gehe, Missstände und Defizite in Krankenhäusern, Altenheimen oder anderen Pflegeeinrichtungen zu benennen und zu verändern.

„Wir sind zwar eine kleine Gruppe, die eine immense Aufgabe vor sich hat, aber hoch motiviert“ – davon ist Christel Bienstein überzeugt. „In vier-einhalb Jahren haben wir mindestens 26 ausgebildete Pflegewissenschaftler. Das ist nicht gerade viel angesichts des hohen Bedarfs, aber ein Anfang ist gemacht. Derzeit gibt es 600 000 Pflegende in der Bundesrepublik. Nach Schätzungen werden bis zum Jahre 2003 in Deutschland rund 60 000 Pflegeexperten gebraucht werden, aber nur 6000 bis zu diesem Zeitpunkt ausgebildet sein.“

Bisher einmaliges Ausbildungskonzept:

Forschen in Modulen

Das Institut für Pflegewissenschaft musste die inhaltliche Struktur des Studiums völlig neu entwickeln: „Wir sind die Ersten und alles ist im Aufbau“, erzählt die ehemalige Klinikleiterin und 46 Jahre alte Studentin der Pflegewissenschaft Karin Krämer. „Man bekommt hier nicht alles fertig geliefert, und wir können keine Studenten im höheren Semester um Rat fragen. Das ist schon gewöhnungsbedürftig und erfordert viel Eigeninitiative. Dafür kann ich Ideen ausprobieren und meine Erfahrungen einbringen.“

Ein Novum, das den Lehrplan des pflegewissenschaftlichen Studiengangs in Witten/Herdecke auszeichnet, sind die Module: inhaltlich abgegrenzte Ausbildungselemente zu verschiedenen Themen der Pflege, zu Schlaf, Geburt, Schmerz, Gewalt oder wie jetzt im zweiten Semester zu Stress und Mundpflege – Themen, die mittels verschiedener wissenschaftlicher Ansätze bearbeitet werden. Erkenntnisse der Sozialwissenschaft, der Psychologie, der Medizin und anderer Wissenschaften fließen in die Lehre mit ein.

„Zu den einzelnen Bereichen holen wir Experten in das Institut, die die Module betreuen“, erklärt



die Pflegewissenschaftlerin Angelika Zegelin-Abt. „Gemeinsam mit den Studenten formulieren sie Fragestellungen, die dann in kleinen Projektgruppen erforscht und dargelegt werden. Ziel ist es, die Studierenden nicht nur mit Forschungskompetenzen auszustatten und Erhebungen zu produzieren, sondern auch dafür zu sorgen, dass die wissenschaftlichen Erkenntnisse anschließend im Pflegealltag umgesetzt werden.“

Noch haben die Erstsemester keine konkreten Zukunftspläne für die Zeit nach dem Studium, aber bei dem hohen Bedarf an Pflegewissenschaftlern brauchen sie sich keine Sorge zu machen. Mögliche Arbeitsfelder wird es nicht nur in Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen geben, sondern auch in Gesundheitsbehörden, Verbänden, Parteien, Krankenkassen oder auch an Hochschulen. Peter Tackenberg kann sich vorstellen, später berufspolitische Öffentlichkeitsarbeit zu machen oder im Forschungsbereich eine Aufgabe zu finden. Karin Krämer hat noch kein konkretes Ziel: „Für mich ist das

Studium eine Herausforderung, um mich weiterzuentwickeln. Auf alle Fälle möchte ich später nicht am Schreibtisch sitzen und nur Ergebnisse und Daten erbringen. Ich verstehe mich nach wie vor als Krankenschwester, die Pflege überprüfen und verändern will.“

Barbara Dreifert schrieb diesen Text 1997 für die Zeitschrift Perspektiven (die mit dieser Ausgabe einen Relaunch erlebte). Heute lebt sie in Bonn und ist freiberuflich tätig.

Karies

>> Studenten kurieren im Busch.



In Zusammenarbeit mit der Weltgesundheitsorganisation und unter Leitung von Prof. Dr. Peter Gängler, dem Dekan der Fakultät für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, begannen Studierende der Universität Witten/Herdecke im Jahr 1995 damit, eine Langzeitstudie über die sogenannte Atraumatische Restaurative Behandlung in Gambia/Westafrika zu erarbeiten, um die Möglichkeiten eines weltweiten Einsatzes dieser Technik in den Entwicklungsländern, vor allem in Südamerika, Ostasien und Afrika, zu erkunden.

Das von Prof. Pilot vom Kooperationszentrum der Universität Groningen entwickelte „Atraumatic Restorative Treatment“ (A.R.T.) folgt dem Konzept minimaler Intervention durch behutsame Kariesausschabung mit Handinstrumenten, erfordert also keine Anwendung von elektrisch betriebenen Geräten. Diese Technik ermöglicht einen flexiblen Einsatz, sie ist unabhängig von der jeweiligen örtlichen Infrastruktur, die Patienten können dezentral versorgt werden.

Die Witten/Herdecker Aktionsgruppe, die im Spätsommer 1995 zu der von deutschen Entwicklungshelfern gegründeten Buschlinik in Jahaly (270 km von der Landeshauptstadt Banjul entfernt) aufbrach, wollte einerseits die Bevölkerung aus der näheren und weiteren Umgebung Jahalys sofern nötig und möglich mit A.R.T. behandeln, andererseits zugleich das dortige medizinische Personal in dieser Technik schulen, um so eine kontinuierliche zahnmedizinische Versorgung in dieser Region sicherzustellen. Es ist vorgesehen, dass die studentische Gruppe in jährlichen Abständen die Buschlinik besucht, um die Behandlungserfolge des einheimischen Personals zu überprüfen, die Schulungen fortzusetzen und Nachuntersuchungen ehemaliger Patienten durchzuführen. In Gambia galt es, durch Optimierung der A.R.T.-Technik – hinsichtlich der Zusammensetzung des Füllmaterials und des darauf abgestimmten Instrumenteneinsatzes – ein bestmögliches Maßnahmen-Paket zu erarbeiten, mit dem in den unterschiedlichsten Entwicklungsländern eine autarke Versorgungssituation geschaffen und von angelernten einheimischen Kräften erhalten werden kann.

Inzwischen ist die Aktionsgruppe von ihrer dritten Reise nach Gambia (Ende März/Anfang April 1997) zurückgekehrt.

Reisenotizen I

Am 21. August 1995 brach die Witten/Herdecker Aktionsgruppe – drei Studierende der Zahnmedizin im 6. Semester (Andreas Rainer Jordan, Kirsten Rücker und Sven-Erik Steinborn) – zu ihrem ersten Arbeits- und Forschungsaufenthalt (21. August bis 12. September 1995) nach Gambia auf. Wir wurden von Oberarzt Dr. Thomas Lietz begleitet, der dort ein Extraktions- und Chirurgie-Programm durchführen wollte. Nach vierstündiger durchschüttelnder Autofahrt ins Landesinnere, über unzählige tiefe Schlaglöcher hinweg, erreichten wir unser Ziel, die Buschlinik von Jahaly. Kaum dass wir unsere „Behandlungseinheiten eingerichtet“ hatten – diese bestanden aus einer Holzbank, auf die sich die Patienten legen sollten, je einem Stuhl für den Behandler und seine Assistenz, einem Tisch für die Instrumente und einer Schale mit Wasser –, stellten wir fest, dass die Kunde von unserer Anwesenheit sich wie ein Lauffeuer ausgebreitet haben musste: Gleich in den ersten Tagen wurden unzählige Schmerzpatienten vorstellig, die alle in den „Genuss“ schmerzfreier Zahnextraktion mittels Lokalanästhesie kommen wollten.

Nach den ersten Tagen der Akklimatisation an die Hitze von oftmals 50° Celsius begannen wir, alle Kinder im Alter von 6 bis 16 Jahren des Dorfes Jahaly systematisch kariesepidemiologisch zu untersuchen, mittels Spiegel, Sonde und ausreichendem Sonnenlicht. Diejenigen Jugendlichen, die einer weiteren Behandlung bedurften, bestellten wir wieder ein. Obwohl wir Behandlungskarten von jedem Patienten anlegten, erschien uns die Vergabe von Nummern sinnvoll, und sie war es auch! Wir fanden heraus, dass sich etwa zwei Drittel der Untersuchten in einem absolut kariesfreien Zustand befanden. Bei einem Drittel der Kinder jedoch waren die oralen Verhältnisse so desolat, dass konservative

... Karies

A.R.T.-Behandlung nicht immer ausreichte, um eine vollständige Sanierung des Gebisses zu erreichen. Nach demselben Verfahren gingen wir beim zweiten Dorf (Madina) vor. Da hier die Anzahl der jugendlichen Patienten einige Hundert betrug, zudem dieses Dorf weiter von „unserer“ Busch-Klinik entfernt liegt, mussten wir die Kinder mit drei LKW-Fahrten zu uns bringen. Die Situation erwies sich als vergleichbar mit der des Dorfes Jahaly.

Wir stellten fest, dass die Kinder aus einem wohlhabenden Bezirk – erkennbar an europäischer Kleidung – eine signifikant höhere Kariesprävalenz hatten. Denn sie können sich zuckerhaltige „Nahrungsmittel“ finanziell leisten – bei traditioneller Art der Mundpflege. Diese besteht aus einem faserigen Holz, auf dem stundenlang gekaut wird. Eine wirksame Plaqueentfernung ist dadurch nicht möglich, jedoch kann die Methode durchaus die Entstehung von Karies verhindern. Insgesamt behandelten wir zwischen 400 und 500 Patienten, wobei das Verhältnis Extraktion zu A.R.T.-Füllung etwa 1:1 betrug. Nebenbei gewannen wir interessante Einblicke in den Alltagsablauf eines afrikanischen Buschkrankenhauses. So konnten wir beispielsweise die Geburt eines Babys erleben.

Nach arbeitsreichen Wochentagen verbrachten wir die Wochenenden, an denen die Klinik Jahaly geschlossen ist, am Atlantik, dessen Anblick und Temperatur uns für das erschöpfende, völlig windstille Klima im Landesinnern reichlich entschädigte.



Reisenotizen II

Am 25. März 1996 flog die „Aktionsgruppe Gambia“ zusammen mit Dr. Lietz erneut nach Gambia, um dort das im Sommer 1995 begonnene Entwicklungshilfe-Projekt fortzuführen. In der Hauptstadt Banjul wurden wir aufs Freundlichste als „alte Bekannte“ in Empfang genommen – eine Erfahrung, die wir in den folgenden zwei Wochen immer wieder machten, sei es in den verschiedenen Telefonstationen und Restaurants, am Flughafen oder aber auch bei unseren Patienten. Da unser Aufenthalt diesmal lediglich zwei Wochen dauerte, hatten wir uns ein straffes Programm zusammengestellt, das durchzuführen bei den Temperaturen der Trockenzeit von ca. 45 °C im Schatten einige Anstrengung kostete. Zur Arbeitserleichterung hatten wir deshalb einen tragbaren Computer mitgenommen, der es uns ermöglichte, abends direkt die erhobenen Patientendaten und Therapien statistisch aufzunehmen. Dank der vorbereitenden Kooperation mit dem Institut für Kieferorthopädie der Universität Witten/Herdecke konnten wir pro Tag 50 Kinder im Alter zwischen 7 und 13 Jahren kariesdiagnostisch untersuchen und auch Alginat-Abformungen herstellen, die wir vor Ort unmittelbar mit Gips ausgossen. Angesichts der massiv verkürzten Verarbeitungszeit des Alginats, bedingt durch die hohe Umgebungstemperatur, war ein zügiges Arbeiten vonnöten. Zudem erschwerte das völlige Fehlen von elektrischen Hilfsgeräten (Rüttler) das Ausgießen mit Gips.

Wir waren außerdem bestrebt, unsere im Jahre 1995 gelegten Füllungen lückenlos nachzukontrollieren. Leider spielte uns die afrikanische Mentalität bei diesem Vorhaben einen Streich, denn allzu viele ehemalige Patienten erschienen zu den Kontrollterminen nicht. Es schien aber so, dass einflächige Füllungen mit dem verwendeten Glasionomerzement in der Mehrheit durchaus noch



in Ordnung waren, nicht jedoch mehrflächige Füllungen.

Wie im Jahr zuvor untersuchten wir auch diesmal wieder eine große Gruppe Kinder und Jugendlicher kariesepidemiologisch. So verfügen wir nunmehr über systematische kariesepidemiologische Daten von über 600 Kindern im Milch- und Wechselgebiss. Nicht zuletzt führten wir unser A.R.T.-Behandlungsprogramm sowie das Emergency-Programm (Dr. Lietz) weiter und konnten so bei vielen Patienten Schmerzfreiheit herbeiführen oder ein Fortschreiten der Zahnkaries verhindern.

Die hohe Anzahl der Extraktionen zeigt das typische Bild der medizinischen Versorgung in Gambia wie auch in vielen anderen Teilen der Welt: Es wird deutlich, dass Krankheiten, in diesem Falle die Zahnkaries, nicht in ihrem Anfangsstadium erkannt und behandelt werden. Das für A.R.T. zunächst ungünstig erscheinende Verhältnis von Füllungen zu Extraktionen sollte dennoch nicht entmutigen. Gerade durch die A.R.T.-Behandlungstechnik ist es möglich geworden, in zahnmedizinisch unterversorgten Gebieten prophylaktisch einzugreifen, erste Kariesläsionen zu versorgen und so frühzeitige Zahnextraktionen zu vermeiden. Es ist also zu erwarten, dass sich in den folgenden Jahren das Verhältnis zugunsten der Versiegelungen und Füllungen verschieben wird, dass also die konservative Behandlung die Oberhand gewinnen und somit der Abstand zu den Industrienationen hinsichtlich zahnmedizinischer Versorgung geringer werden wird.

Studiengebühren – eine Chance

» Von Matthias Meyer

» Seit dem Sommersemester 1995 leisten die Studierenden einen Finanzierungsbeitrag für ihre Universität. Sie entrichten ihre „Gebühren“ an die von ihnen selbst gegründete Studierenden-Gesellschaft, eine in Deutschland einmalige Institution mit Modellcharakter: Diese garantiert der Universität einen bestimmten jährlichen Finanzierungsbeitrag, dem einzelnen Studenten gegenüber tritt sie u. a. als Inkassostelle und bei Bedarf als Kreditgeber auf.

Sie ist ins Gerede gekommen: die Universität. In allen Medien wird öffentlich über den Niedergang und die akute Krise der deutschen Universitäten debattiert. Allein die nackten Zahlen sind schon erdrückend: Seit den 70er Jahren hat sich die Studierendenzahl verdoppelt, wohingegen die Stellen nur um 6 Prozent und die finanziellen Mittel um 10 Prozent erhöht wurden.

Auch die Universität Witten/Herdecke ist keine Insel der Glückseligkeit, doch sie will sich aktiv am gesellschaftlichen Diskurs über die Zukunft der Hochschulen in Deutschland beteiligen. Ihr wird Modellcharakter zugeschrieben, und innovative Impulse für die staatlichen Universitäten werden von ihr erwartet.

Die Einführung von Studiengebühren im Rahmen eines von den Studierenden der Universität mitentwickelten Finanzierungssystems könnte ein solcher Impuls sein. Es zeigt Möglichkeiten, wie Studierende finanzielle Verantwortung und damit auch in größerem Umfang inhaltliche Verantwortung für ihre Hochschule, für ihre Ausbildung übernehmen können. Die Studierenden-Gesellschaft der Universität Witten/Herdecke (SG) hat seit ihrer Gründung neben der Vorfinanzierung und dem Inkasso von Studiengebühren zunehmend auch Aufgaben, die

traditionell an staatlichen Hochschulen in den Tätigkeitsbereich des ASTA gehören, wahrgenommen. Inneruniversitär, und verstärkt in jüngster Zeit auch in anderen Zusammenhängen, positioniert sich die Studierenden-Gesellschaft im hochschulpolitischen Diskurs. Während es auf Landes-ASTEN-Treffen noch wenige Berührungspunkte gibt, da spezifische Probleme der Gruppenuniversität an der Universität Witten/Herdecke nicht vorhanden sind oder nicht als Problem empfunden werden (zum Beispiel Frauenbeauftragte für jede Fakultät), so fordern andere gesellschaftliche Organisationen die Mitwirkung der Studierenden-Gesellschaft bei hochschulpolitischen Fragestellungen ein.

Da die Studierenden-Gesellschaft das studentische Finanzierungskonzept entwickelt hat, wird ihr vorschnell eine generelle Befürwortung von Studiengebühren unterstellt. Studiengebühren können jedoch die Finanzmisere der Universitäten nicht beseitigen, sie können allerdings wichtige Akzente bei der Verbesserung der Lehre bringen. Dazu müssen aber Rahmenbedingungen erfüllt sein. Die von Studierenden gezahlten Gelder sollten nicht in den Globalhaushalt der Universität fließen, sondern zweckgebunden für die Lehre verwendet werden. In einer unbürokratischen Weise könnte jeder einzelne Studierende per Fragebogen direkten Einfluss auf die Mittelverwendung nehmen. Eine permanente Evaluation der Lehre ist unabdingbar, um Verbesserungspotenziale aufzuzeigen und Qualitätsverbesserungen zu gewährleisten. Wichtigster und kreativster Punkt ist aber, dass durch Studiengebühren keine soziale Selektion erfolgen darf. Die bildungspolitischen und volkswirtschaftlichen Erfolge der 70er Jahre, die Begabungsreserven breiter Bevölkerungsschichten durch universitäre Ausbildung nutzbar zu machen, würden sonst verspielt.

Die einzelnen Hochschulen müssen sich und ihre Studiengänge stärker profilieren. Für jeden Studienanfänger muss ersichtlich sein, welche Möglichkeiten wie wahrgenommen werden können. Andererseits böte die direkte Auswahl der Studierenden jeder einzelnen Universität die Möglichkeit, sich gezielter zu entwickeln. Die Massenuniversitäten und die kaum noch überschaubaren Fakultäten müssten stärker in weitgehend selbstverantwortliche kleinere Einheiten unterteilt werden. Bei aller

Skepsis dürfte an den deutschen Universitäten noch genügend kreatives Potenzial vorhanden sein, um unter freiheitlichen Bedingungen Forschung und Lehre wieder auf Weltniveau zu bringen. Das setzt Unabhängigkeit von staatlichen wie auch singulär privatwirtschaftlichen Interessen voraus, die sich

nicht nur die staatlichen Hochschulen, sondern auch die Universität Witten/Herdecke immer wieder aufs Neue erarbeiten muss.

Matthias Meyer, cand. oec., ist Mitglied des Vorstands der Studierenden-Gesellschaft Witten/Herdecke e. V.



In die Freiheit entlassen!

>> Essay von Bundespräsident Roman Herzog



Bilder: Besuch des Bundespräsidenten am 27. November 1997 in der Universität Witten/Herdecke

Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: Wissen ist heute die wichtigste Ressource in unserem rohstoffarmen Land. Wissen können wir aber nur durch Bildung erschließen. Wer sich den höchsten Lebensstandard, das beste Sozialsystem und den aufwendigsten Umweltschutz leisten will, der muss auch das beste Bildungssystem haben. Außerdem ist Bildung ein unverzichtbares Mittel des sozialen Ausgleichs. Bildung ist der Schlüssel zum Arbeitsmarkt und noch immer die beste Prophylaxe gegen Arbeitslosigkeit. Sie hält die Mechanismen des sozialen Auf- und Abstiegs offen und damit unsere offenen Gesellschaften in Bewegung. Und sie ist zugleich das Lebenselixier der Demokratie in einer Welt, die immer komplexer wird, in der kulturelle Identitäten zu verschwimmen drohen und das Überschreiten der Grenzen zu anderen Kulturen zur Selbstverständlichkeit wird.

Ich glaube an die Zukunft eines Bildungssystems, das sich durch sechs Eigenschaften auszeichnet: das erstens wertorientiert und zweitens praxisbezogen ist, das drittens international und viertens vielgestaltig ist, das fünftens Wettbewerb zulässt und sechstens mit der Ressource Zeit vernünftig umgeht.

Zum Ersten: Ich wünsche mir ein Bildungssystem, das wertorientiert ist.

Zur Persönlichkeitsbildung gehören neben Kritikfähigkeit, Sensibilität und Kreativität eben auch das Vermitteln von Werten und sozialen Kompetenzen. Dabei denke ich durchaus auch an die Vermittlung von Tugenden, die gar nicht so altmodisch sind, wie sie vielleicht klingen: Verlässlichkeit, Pünktlichkeit und Disziplin, vor allem aber der Respekt vor dem Nächsten und die Fähigkeit zur menschlichen Zuwendung. Wir sollten uns auch die Zusammenhänge bestimmter Werte stärker bewusst machen: Toleranz kann es nur geben, wo es auch einen eige-



nen Standpunkt gibt. Eine Auseinandersetzung mit fremden Denk- und Wertesystemen setzt das Wissen über die eigene Herkunft und die eigenen prägenden Traditionen voraus. [...]

Kurz: Wir brauchen eine neue Kultur der Selbstständigkeit und Verantwortung!

Ich wünsche mir – zweitens – ein Bildungssystem, das praxisbezogen ist.

Ich verstehe sehr wohl, dass bei der heutigen Spezialisierung von Wirtschaft und Verwaltung keine Ausbildung alles vermitteln kann, was ein junger Mensch auf seinem ersten Arbeitsplatz braucht, und dass daher betriebliche Einweisung unvermeidlich bleiben wird. Aber deshalb darf die Bildungsphase eines Menschen doch nicht vollständig von der Lebenswirklichkeit abgekoppelt sein.

Für die Hochschulen heißt Praxisbezug, stärker als bisher auf den Verbleib der Absolventen zu schauen. Natürlich erwarte ich von jedem Hochschulabgänger genügend Selbstständigkeit, den ei-

genen Weg in das Berufsleben zu gehen. Aber ich frage mich doch schon lange, wie eine Hochschule eigentlich die Qualität ihrer Ausbildung überprüfen will, solange nicht auch handfeste Daten über die beruflichen Werdegänge ihrer früheren Studenten ausgewertet werden.

Ich wünsche mir – drittens – ein Bildungssystem, das international ist. Dafür reicht die Einführung neuer, international anerkannter Hochschulabschlüsse, so wichtig sie ist, nicht aus. Alle unsere Bildungsstätten sind gefordert, sich noch mehr als bisher der Welt zu öffnen, kosmopolitischer zu werden.

Provinzielles Denken darf vor allem in unserer Hochschullandschaft keinen Platz haben. Ich weiß: Es gibt inzwischen schon eine Reihe von Hochschulen, in denen – beispielsweise – Vorlesungen auf Englisch zum Alltag gehören und die ein enges Netz mit ausländischen Universitäten geknüpft haben. Aber ich sehe auch immer noch große Inseln des

... In die Freiheit entlassen!



Provinzialismus: Warum bedarf es immer noch einer Sondergenehmigung, um eine Diplomarbeit in Englisch abzufassen, der Lingua franca vieler Wissenschaften? Warum werden den zum Wechsel bereiten deutschen Studenten bei einem Auslandsaufenthalt zusätzlich Steine in den Weg gelegt, weil die Prüfungsbürokratie ausländische Studienleistungen nicht anerkennt? Im Examen stellt sich sowieso heraus, ob der Prüfling etwas gelernt hat oder nicht!

Warum sind die Wörter „Service“ und „Kundenorientierung“ auf dem Campus noch immer Fremdwörter? Es gibt auch 1997 noch Bibliotheken, die ihre Pforten um 16.30 Uhr schließen! Warum lebt ein Teil des wissenschaftlichen Nachwuchses noch immer in altertümlichen Abhängigkeitsverhältnissen unter der Patronage von Ordinarien, anstatt, wie anderenorts, durch eigenverantwortliche Forschung die produktivsten Lebensjahre bestmöglich zu nutzen? Warum lassen wir als Folge schlechter Studienbetreuung und -beratung Begabungen verkümmern oder in andere Länder abwandern?

Ich wünsche mir – viertens – ein Bildungssystem, das vielgestaltig ist.

Mit meiner Forderung nach mehr Differenzierung ziehe ich in besonderer Weise auf die Hochschulen. Wenn wir nach den Erwartungen an ein Studium fragen, so werden wir ganz unterschiedliche Antworten erhalten, je nachdem ob wir Studenten, Wissenschaftler oder Unternehmer ansprechen. Aber vielleicht leitet uns diese simple Tatsache schon zu

möglichen Lösungen. Der eine verspricht sich vom Studium eine kompakte Berufsvorbereitung, dem anderen geht es eher um Persönlichkeitsbildung. Der begabte Student möchte eine frühe Vertiefung des Stoffes im Studium, dem weniger ambitionierten geht es nur um ein Überblickswissen und um den schnellen Weg zur beruflichen Verantwortung. Mancher Wissenschaftler wird sagen, dass exzellente Forschungsleistungen noch mehr Spezialisierungen im Studium verlangen. Dem Unternehmer wiederum sind die Hochschulabsolventen schon heute oft zu alt und mit zu wenig verwertbarem Wissen für die Berufspraxis ausgestattet.

Keinem kann man darauf ernsthaft widersprechen, wahrscheinlich sind es gerade diese unterschiedlichen Erwartungen an das Bildungssystem, die einen Konsens bei den Reformen so schwierig machen. Aber die Antwort auf die differenzierten Erwartungen kann doch wiederum nur lauten: größtmögliche Differenzierung auch bei den Bildungsangeboten. [...]

Es ist hier aber nicht damit getan, Zwischenprüfungen in Bachelor-Grade und den Magister in den Master umzutaufen. Semantische Kosmetik bringt überhaupt nichts! Wir müssen im neuen modularen System den Studienaufbau grundlegend neu strukturieren. Mit einem klaren Bekenntnis zu einem breiten Basiswissen und einer profunden Methodenkenntnis für alle im Grundstudium und einer noch tiefer gehenden Spezialisierung für eine geringere Anzahl von Studenten in aufgefächerten Studiengängen und für die wenigen Studenten, die den Weg in die Wissenschaft gehen wollen.

Bei einer solchen Umstrukturierung müssen wir uns auch allen Ernstes fragen, ob wir heute nicht zuviel Lehrstoff vermitteln. Ich höre schon den Aufschrei, den eine solche Frage hervorruft! Wie kann man in Zeiten, in denen das Wissen rasant zunimmt, ausgerechnet die Reduzierung des vermittelten Wissens anregen? Die Antwort darauf liegt ziemlich nahe: Erstens können wir trotz der Zunahme des Wissens unsere Ausbildungszeiten nicht beliebig verlängern, und zweitens führt die Explosion des Wissensstoffes nicht nur zu einer Vermehrung, sondern auch zu einem raschen Veralten von Wissen. Statt also alle Studierenden mit unendlichem Detailwissen auf den letzten Stand der Forschung

zu bringen, müssen wir noch stärker ihre Fähigkeit schulen, Informationen auszuwählen und zu bündeln, sich Daten, Fakten und Probleme selbst zu erarbeiten. Wir müssen sie also das Lernen lehren – und nicht nur an den Hochschulen. „Lebensbegleitendes Lernen“ ist schon seit einiger Zeit als Schlagwort in aller Munde. Geschehen ist in dieser Sache aber nur wenig. Wir müssen dafür endlich die Möglichkeiten schaffen!

Ich wünsche mir – fünftens – ein Bildungssystem, das Wettbewerb zulässt.

Vor allem für die Hochschulen ist es höchste Zeit, sich vom Mythos vermeintlicher Gleichheit zu verabschieden. Meist handelt es sich dabei doch nur noch um Fiktionen, die mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun haben. Seien wir realistisch: Niemand wird in der Wirtschaft heute nur aufgrund eines Stückes Papier mit einer Note eingestellt. Überall weiß man, dass es zwischen den einzelnen Fachbereichen und Universitäten große Unterschiede gibt: Das betrifft die Forschungsleistungen ebenso wie die personelle und finanzielle Ausstattung, das Lehrangebot und nicht zuletzt die Notengebung. Viele Unternehmen haben heute schon aufwendige Assessment-Verfahren entwickelt, weil sie um die Unterschiede in der Ausbildung ihrer Bewerber wissen.

Wir müssen die Qualitätsunterschiede endlich wieder transparent machen und auch dafür sorgen, dass gute Leistungen belohnt und schlechte durch die Entziehung von Ressourcen sanktioniert werden. Ich weiß, dass der Gedanke eines Ranking bei Vielen Angst und Unbehagen auslöst. Aber wir sind es den Studenten schuldig, die bereits vor Beginn des Studiums wissen müssen, wo sie ihre Zeit und Anstrengungen investieren sollen. Das sind die Hochschulen auch den öffentlichen Geldgebern schuldig. Das Ranking kommt so oder so: Wenn sich die Hochschulen ihm verweigern, kommt es eben von außen, zum Beispiel von den Medien – und dann nach eher zweifelhaften Kriterien!

Universitäten müssen sich durch Personal, Inhalte und Ideen schärfer als bisher profilieren können. Dazu gehören die Auswahl der Studenten und die Möglichkeit der Gewichtung von Abiturfächern.

Akzeptieren wir endlich, dass auch hinter gleichen Abiturdurchschnittsnoten unterschiedliche Belastungen stecken und dass nicht jedes Abiturfach

eine gleichgewichtige Rolle für so unterschiedliche Fächer wie Deutsch, Medizin oder Jura spielen kann. Freilich: Die Auswahl von Studierenden darf auch nicht zum Selbstzweck werden. Vielmehr geht es um ein klares Signal an die Studenten: Wir wollen euch haben und übernehmen damit auch die große Verantwortung für die wertvollste Zeit eures Lebens. Wir kümmern uns um euch durch optimale Beratung und Betreuung von Anfang an.

Keiner von uns weiß, welches Konzept zum Erfolg führen wird. Aber da wir es alle nicht wissen, lassen Sie uns doch nicht alles schon von vornherein bürokratisch festlegen. Wagen wir möglichst viele Experimente, über deren Qualität dann die Praxis entscheiden muss. Und: Geben wir vor allem auch privaten Bildungseinrichtungen ihre Chancen.

Ich wünsche mir schließlich – sechstens – ein Bildungssystem, das mit der Ressource Zeit vernünftig umgeht.

Personal, staatliches Geld und Ausstattung werden in Zukunft gewiss bei allen Konzepten wichtige Kriterien sein. Die Ressource, um die es aber vor allem geht, ist die Zeit: die Zeit der Hochschullehrer, die durch Überlastquoten und zuviel Bürokratie an dem gehindert werden, wofür sie zumindest auch da sind, nämlich an der Forschung und an der Transmission ihrer Ergebnisse. Und die Zeit der Studenten, die in ihren besten Jahren daran gehindert werden, Gelerntes so rasch anzuwenden, dass sie aus ersten Erfolgen fundiertes Selbstvertrauen gewinnen können.

Das Band, das uns alle verbindet, ist doch das Bewusstsein, dass unsere Lebenszeit eng begrenzt ist. Warum versuchen wir dann nicht entschlossen und gemeinsam, allen Beteiligten wieder Zeit zu verschaffen und diese auch optimal zu nutzen? Zeit ist das Wichtigste, was der Mensch zum Reifen, Lernen, Forschen und Umsetzen der Forschungsergebnisse braucht. Sie ist die Ressource, die alles entscheidet – so wichtig mehr Geld und mehr Personal sein mögen.

Schaffen wir ein Bildungssystem, das Leistung fördert, keinen ausschließt, Freude am Lernen vermittelt und selbst als lernendes System kreativ und entwicklungsfähig ist. Setzen wir neue Kräfte frei, indem wir bürokratische Fesseln sprengen. Entlassen wir unser Bildungssystem in die Freiheit.

Ein Sonntagskind

» Von Otto Schily, Bundesminister a.D.



Eigentlich wollte Konrad Schily nicht, dass seine Person oder gar sein Geburtstag in den „Perspektiven, Zeitschrift der Universität Witten/Herdecke für Wissenschaft, Kultur und Praxis“ Erwähnung findet. Und die Redaktion stimmt insoweit zu, dass natürlich nicht jeder Geburtstag, nicht einmal jeder runde Geburtstag, und nicht einmal ein runder Geburtstag des Präsidenten der Universität Erwähnung und Laudationes in den „Perspektiven“ erwarten lässt. Aber: In dieser Ausgabe wird zum einen der 27. November 1997 dokumentiert, und da wurde nun einmal am Abend besagter Geburtstag in aller Fröhlichkeit begangen. Dieser besonders schöne Teil des Tages sollte nicht ausgeklammert bleiben. Zum Zweiten: Die vorliegende Ausgabe der Perspektiven hat die Hochschulpolitik in Deutschland zum Thema und zeigt in verschiedenen Beiträgen, dass Witten/Herdecke bereits ein Stück Hochschulreform darstellt. Da die Universität Witten/Herdecke aber ohne Konrad Schily undenkbar wäre, ergibt sich auch hieraus eine Notwendigkeit, Schily, den Reformier, zu erwähnen. So veröffentlichen wir im Folgenden Auszüge aus der Rede von Otto Schily zum Geburtstag seines Bruders.

An Konrad Schily ist vieles zu rühmen, ja sehr vieles. Nennen wir als Erstes seinen jugendlichen Charme, eine sehr unzulängliche Beschreibung dessen, was uns in seiner Person entgegenkommt. Konrad Schily ist ein Sonntagskind. Und wer ihn, wie ich, bereits in den ersten Kindheitstagen kennengelernt hat, weiß, dass ihm eine besondere Liebesswürdigkeit eigen ist, etwas Sonnenhaftes, das ihm einen einzigartigen, ungewöhnlichen Zugang zu anderen Menschen verschafft.

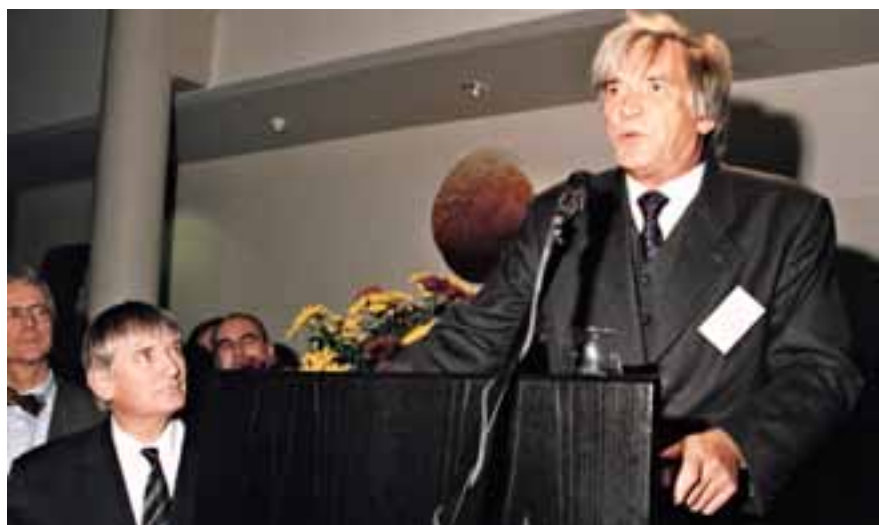
Aber Sie sollten nicht unterstellen, dass das Leben meines Bruders in bequemen Bahnen verlaufen ist, ohne Schwierigkeiten und Krisen. Nein, er hat sehr früh die Schwächen unseres Bildungssystems am eigenen Leibe – besser: an der eigenen Seele und am eigenen Geist – zu spüren bekommen. Er hat diese Hürden überwunden, indem er zu einer Waldorfschule außerhalb seines Geburtsortes Bochum, nach Wuppertal gewechselt ist und die Beschwerden eines Fahrschülers auf sich nahm.

Es mag sein, dass das auch zur Ausbildung weiterer Eigenschaften beigetragen hat: eines ausgeprägten Wirklichkeitssinnes und eines sozialen Verantwortungsgefühls. Und ich glaube, er hat frühzeitig erkannt, dass Bildung und Ausbildung in erster Linie nicht Einflößen von Wissenskonglomeraten und deren Ablagerung im Gedächtnis, sondern Einübung eigenständigen Denkens, „die Anstrengung des Begriffs“, wie es Hegel nennt, die harte und konsequente Denkarbeit sein muss.

Auf diese Weise ist Konrad Schily zu einem Gedankenreichtum und zu methodischen Grundlagen gelangt, die die Voraussetzungen für die spätere Gründung der Klinik in Herdecke und der darauf folgenden Gründung der Universität Witten/Herdecke sind.

Und nun kommt etwas hinzu, was wahrscheinlich das maßgebende Leitmotiv im Leben meines Bruders ist: Er ist gewissermaßen der Repräsentant der Philosophie der Freiheit, die weiß, dass geistiger und kultureller Fortschritt nur in Freiheit gedeihen kann, dass diese Freiheit erstickt, wenn sie in staatliche Normen und Vorschriften gezwängt wird. Mit der privaten Universität Witten/Herdecke hat er dafür einen geistigen und gesellschaftlichen Raum geschaffen, der in seiner Bedeutung überhaupt nicht überschätzt werden kann. Und wenn wir heute seinen Geburtstag am 7. November nachträglich feiern, dann beglückwünschen wir ihn zugleich zu dieser großartigen Leistung, die zu Recht bei Vielen Anerkennung findet.

In den „Jenaer Vorlesungen“ von Johann Gottlieb Fichte über die Bestimmung des Gelehrten heißt es: „Nicht das ist gut, was glücklich macht; sondern nur das macht glücklich, was gut ist.“ Die Universität Witten/Herdecke ist gut, ja sogar sehr gut. Und so können wir annehmen, dass Konrad Schily glücklich, ja sogar sehr glücklich ist und sein darf. Dass es ihm dabei gelungen ist, zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens davon zu überzeugen, dass es sich bei der Universität Witten/Herdecke um ein unterstützenswertes Vorhaben handelt, ist für mich ein besonders überzeugender Beweis dafür, dass er auf dem richtigen Wege ist. Er weiß Menschen aus den unterschiedlichsten Lebensverhältnissen zu faszinieren und für die freie Universität zu begeistern. Dass es bei ihm wie auch bei



der Universität Witten/Herdecke aber immer darum geht, den eigenen freien Willen anzuregen und niemanden zu beherrschen oder zu überwältigen, lässt sich an dem von den Studenten selbst erarbeiteten Finanzierungsmodell ablesen.

Auch das, meine ich, können wir als gemeinsame Erfahrung mit Konrad Schily aussprechen: dass er frei ist von jeder Verbissenheit, jeder Boshaftigkeit und Arglist. Er ist im besten Sinne ein unbefangener Mensch und auf diese Weise ein Kristallisationspunkt von Erneuerungskräften geworden, deren Reichweite sich in Zukunft sicherlich noch deutlicher erweisen wird.

Modellstudiengang Medizin startet.

» An der Universität Witten/Herdecke kann man seit diesem Semester Medizin weitgehend ohne die beiden ersten der leidigen „Ankreuz-Tests“ (Multiple-Choice-Tests) studieren. Die zuständigen Landesministerien für Wissenschaft und Gesundheit haben der Universität Witten/Herdecke mit Wirkung vom 10. April 2000 den Antrag auf den „Modellstudiengang Medizin“ genehmigt.



Damit wird Witten/Herdecke seinem Ruf als Ideenwerkstatt erneut gerecht: Denn neben den neuen Prüfungsformen setzt die neue Studienordnung mit dem „Allgemeinarzt-Adoptionsprogramm“ und integrierten Veranstaltungen in Arzt-Patienten-Kommunikation, Methodologie und medizinischer Ethik weitere neue Schwerpunkte.

Neue Prüfungsformen

Generationen von Medizinerinnen haben kostbare Studienzeit bei der Vorbereitung auf die zentralen Prüfungen mit Ankreuzbögen schlicht vertan. Denn in diesen Prüfungen wurde oft – so die Kritik – zu viel praxisfernes Wissen abgefragt. An der Universität Witten/Herdecke ist damit jetzt zumindest für das Physikum und das Erste Staatsexamen Schluss. Statt der alten Prüfungen kann die Universität ihre Studierenden so prüfen, wie in Witten auch studiert wird: Im problemorientierten Lernen (POL) erarbeiten Kleingruppen das Wissen anhand von Patientengeschichten, die sie auf Papier vorgelegt bekommen. Aus der Beschreibung der Beschwerden müssen die angehenden Ärzte auf die Erkrankung schließen und weitere Diagnoseschritte „verordnen“, um die erste Annahme weiter zu bestätigen. Dann werden ihnen die „richtigen“ Diagnose-Ergebnisse mitgeteilt. Aus den im Verlauf deutlich gewordenen Wissens-Defiziten vereinbaren die Studierenden dann die Lernziele für die nächste Sitzung. Aus dieser Lernform wurde die Prüfungsform des MEQ, des Modified-essay-question-Tests, entwickelt, in der der Prüfer ebenfalls anhand einer Patientengeschichte Wissen und auch Fertigkeiten testen kann.

Arztbild

Das Ausbildungsziel im Fach Medizin beschreibt Studiendekan Dr. Wilhelm Vermaasen so: „Wir haben uns da drei Ideale gesetzt. Erstens Kommunikation: Nur wer das Patientengespräch ernst nimmt, sich darin schult, kann als Arzt den Patienten zur Mitarbeit bei der Genesung gewinnen. Zweitens Wissenschaft und Forschung: Nur wer die neues-



Dr. Wilhelm Vermaasen

ten Forschungsergebnisse analysieren kann, kann deren Nutzen beurteilen und sich lebenslang weiterbilden. Und drittens Ethik: Nur wer schon im Studium erlernt hat, sich mit Problemen wie Gentechnologie oder Sterbehilfe zu beschäftigen, wird auch im Beruf solche Fragen wieder aufnehmen können.“

Praxisbezug

Schon bisher zeichnete sich das Medizinstudium in Witten dadurch aus, dass die angehenden Mediziner bereits früh mit Patienten in Kontakt kamen. Das ermöglichte das „Bedside-Teaching“ in den kooperierenden Kliniken. Nach der jetzt genehmigten Studienordnung des Modellstudiengangs werden die Studierenden über das ganze Studium hinweg immer wieder in der Praxis eines niedergelassenen Arztes hospitieren und so die Patienten und ihre Krankengeschichten langfristig verfolgen können. Dieses sog. Allgemeinarzt-Adoptionsprogramm vermittelt den alltäglichen Blick auf die Medizin außerhalb der Krankenhäuser, und damit auf den immer noch größten Arbeitsbereich, der die Studierenden später erwartet.

»Bitte kommen Sie persönlich!«

» Thema: Bewerber und Auswahlverfahren

Dr. Martin Reuter aus der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit sprach mit Präsidiumsmitglied Michael Bleks, Studiendekan der Medizin Wilhelm Vermaasen und den Wirtschaftswissenschaftlern Gerd Walger, Michael Hutter und Wolfgang Benkert.

? Kann man nach Ihrer 13-jährigen Erfahrung langfristige Veränderungen bei den Bewerbergruppen beobachten?

Es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen den heutigen Studenten und dem, was gelegentlich „Trümmergeneration“ genannt wird. Das sind die ersten drei bis vier Jahrgänge, die noch auf Apfelsinenkisten studiert haben, mit drei festgestellten Professoren usw. – Leute, die sich damals für Witten interessiert haben, waren natürlich klassische Pioniere.

Ein Unterschied, den ich aber selber sehr zurückhaltend betrachte, besteht darin, dass eine Hochschule, die in Rankings vorkommt und überhaupt ein gewisses gesetzeltes Ansehen draußen bei den Zielgruppen hat, natürlich andere Leute anzieht. Wir haben das 1998 ganz ausgeprägt gehabt, da erschien mitten in der Kampagne ein Artikel im manager magazin, wo wir auf Platz zwei des Rankings standen. In dem Jahrgang konnte man schon beobachten, dass ein größerer Anteil sich in Witten bewarb, weil es gut für die Karriere ist. Das war quantitativ so, aber auch in der Art der Studienmotivation. Sie wissen ja, dass wir in den Auswahlseminaren gezielt danach fragen. Das ist aber dann wieder zurückgegangen, das war eine einmalige Ausprägung.

? Man sollte mit solchen Verallgemeinerungen ja vorsichtig sein, aber gibt es in Ihren Augen bestimmte Kategorien oder Typen von Menschen?

Wir versuchen ja, eine größtmögliche Vielfalt aufzunehmen, aber wenn man die sich bewerbende Grundgesamtheit anschaut, dann gibt es sicher bestimmte Typen. Wir haben nach wie vor einen erheblichen Anteil an Bankkaufleuten. Ich denke auch, dass wir nach wie vor Leute anziehen, die ein wenig verschultes Studium wollen. Das ist im Bewerbermarketing sehr schwer nach außen zu kommunizieren, aber wir werden, glaube ich, unter den privaten Hochschulen als diejenige angesehen, an der man sein Studium am stärksten selbst gestalten kann. Es würde mich freuen, wenn sich dieser Trend verstärken würde. Ich denke zwar, dass ein Studium nützlich sein darf, aber zu allererst der Persönlichkeitsentwicklung dient.

Das ist ein beglückendes Erlebnis, wenn Leute hier ihren Ort gefunden haben, wo sie auch persönlich bei etwas ankommen können, was in ihnen angelegt war.

? Wie gehen Sie mit den Enttäuschungen der Ablehnungen um? Da hat man doch ein großes Unruhepotenzial?

Das Unruhepotenzial ist geringer, als man vielleicht vermuten würde. Bei 300 Bewerbungen und 50, die wir aufnehmen, sind es notwendigerweise 250, die wir ablehnen. Es gibt immer einige Rückfragen. In den Auswahlseminaren, die ich leite, sage ich vorsichtshalber auch immer etwas scherzhaft, ich warte auf die erste Autobiographie, in der steht „Weil ich in Witten nicht genommen wurde, habe ich diese großartige Karriere gemacht!“



Studierende im Jahrgang 2000

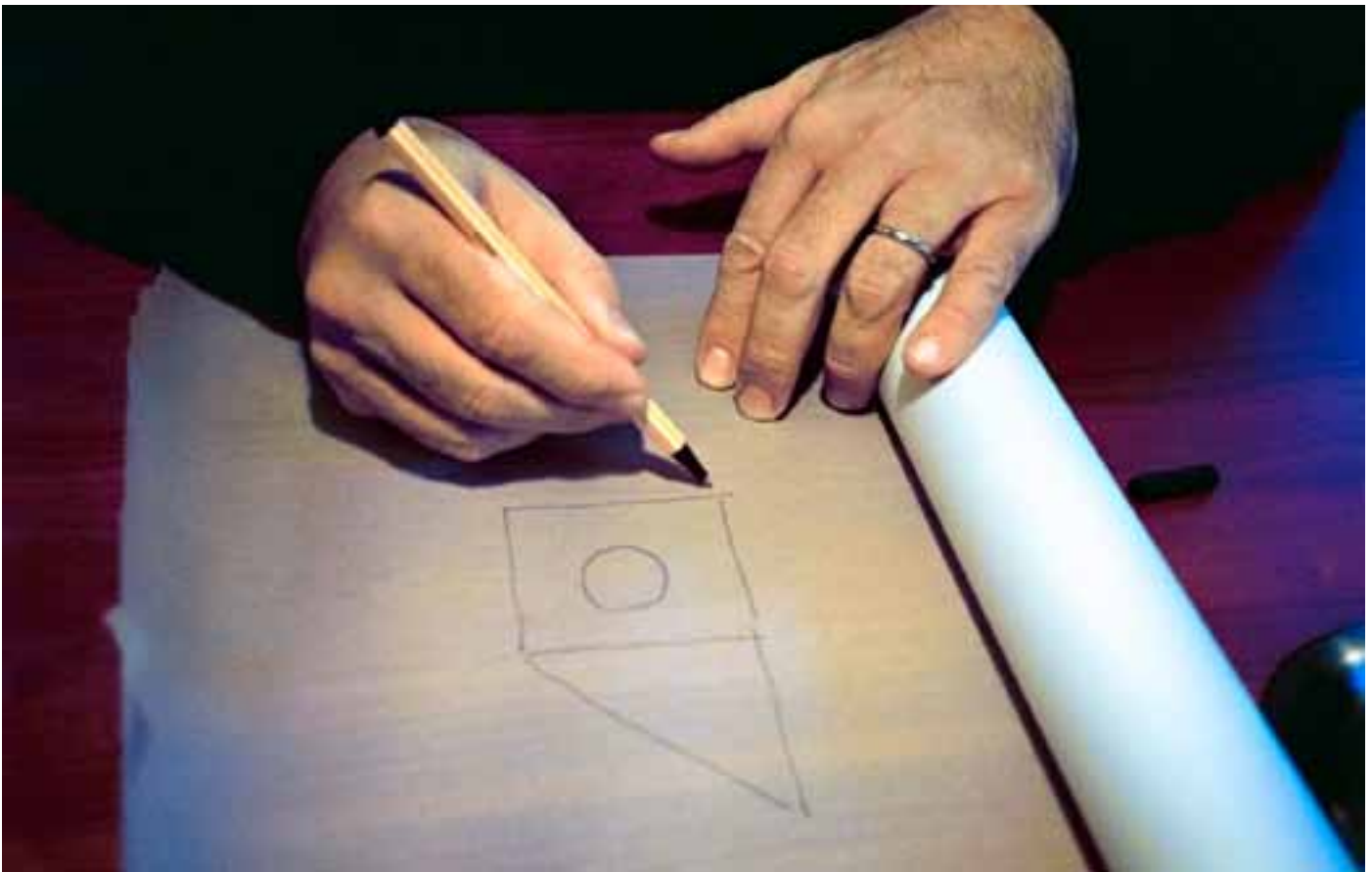
? Gibt es so etwas wie eine Zauberformel zur Beschreibung des Auswahlverfahrens, welche „Technik“ wird angewendet?

Wenn ich einem Bewerber einen Tipp geben sollte, würde ich es mit den Worten meines Kollegen Walger sagen, der auf die Frage, was man denn zur Vorbereitung tun könne, zu sagen pflegte: „Bitte kommen Sie persönlich!“ Man lacht natürlich immer, aber der Satz hat für mich eine tiefe Wahrheit. Die Leute, die nicht persönlich kommen, versuchen hier eine Figur vorzustellen oder präsentieren Dinge, hinter denen sie nicht selber stehen und scheitern nach aller Erfahrung. Die Leute die Entwicklungspotenziale zeigen, die noch nicht sehr ausgeprägt sind, haben dagegen gute Chancen, wenn sie realistisch damit umgehen. Mit im Schnitt 22 Jahren hat man eben mehr Potenziale, als realisiert sind, das wissen wir als Auswahl-

kommission. Auf Seiten der Kommissionsmitglieder wäre die Grundregel, die ich für mich selber gefunden habe: gut zuhören, und möglichst wenig abschließende Urteile während der Auswahlgespräche. Ich habe schon die größten Überraschungen erlebt in den Kommissionssitzungen, wenn ich mir habe schildern lassen, wie Kandidaten in den anderen Gesprächsgruppen aufgetreten sind. Das konnte ich dann nicht nachvollziehen, bin vielleicht mit den Kandidaten nicht klargekommen, wenn jemand beispielsweise die erste Runde brauchte, um sich aufzuwärmen, um dann zu seiner wahren Größe aufzulaufen. Also: Gut zuhören und das Urteil offenhalten.

Lektionen in demokratischem Bauen

>> Das räumliche Vorstellungsvermögen des Dortmunder Architekten Michael Deterding scheint keine Grenzen zu kennen. Sogar auf dem Kopf gelingt es dem Baumeister, die Grundelemente des Campusbaus der Universität Witten/Herdecke mit ein paar schnellen Bleistiftstrichen aufs Transparentpapier zu werfen ...



... Es entstehen zunächst die Ansicht des bullaugigen Verwaltungstraktes rechts vom Haupteingang und dann noch das Audimax.

Doch eigentlich will Deterding gar nicht mit zeichnerischen Kunststückchen beeindrucken. Er will vielmehr ein Geheimnis lüften, das sich so einfach anhört, dass es schon wieder verblüfft. Denn wer ahnte schon, dass ausgerechnet ein Lego-Steinchen Pate gestanden hat bei der Entstehung eines der originellsten Gebäude in Witten. Wer ahnte, dass gerade das gutmütig dreinblickende Riesen-Bullaue [...] die Andockstelle für die mögliche Universitätserweiterung darstellt.

Wer ahnte, dass sich die Wittener Campus-Idee, zumindest nach Ansicht des Architekten, erst an dem Tag vollendet haben wird, wenn dieses kullerrunde Bullaue in seinem streng geometrischen Umfeld geschlossen sein wird; verschwunden hinter einem auf das unbebaute Nichts des Wullener Feldes umschwenkenden Gebädetrakt, in dessen Mitte sich dann erst der echte Campus formen würde. Und wer ahnte, wenn er auf dem Vorplatz des heutigen Campusgebäudes steht, dass das lichte Gebäude, welches er gerade betreten will, auch deshalb ein Torso ist, weil es, lichttechnisch gesprochen, nur bis zum Mittag reicht.

Wieder saust Michael Deterdings Bleistift übers Papier. Jetzt entstehen vor den Augen des Betrachters Dachflächen, zunächst sehr steile, dann immer flachere. Dachflächen, die sich der Sonne entgegenstrecken. „Das gelingt aber bisher nur bis etwa gegen ein Uhr mittags. Die gesamte Nachmittags- und Abendsonne bleibt für den Campusbau völlig ungenutzt, weil bisher der kühne Links-Schwenk ins Wullener Feld fehlt. Jener Schwenk, der aus der Mittags- auch eine Nachmittags- und Abenduniversität machen würde. Immerhin: etwa 15 Prozent Energieeinsparung bringt die Sonne, wenn die Elektronik im Winter dafür sorgt, dass die Luft für die große Halle immer durch jenen Raum angesaugt wird, der gerade am meisten besonnt wird.

Weil die Zukunft im Augenblick eher den Pragmatikern als den Träumern zu gehören scheint, wendet der Architekt seinen Blick lieber zurück in die Vergangenheit, als das Legosteinchen noch im Kinderzimmer seines kleinen Sohnes lag und die Bebauung des Wullener Feldes noch beim Nissan-Händler endete; als die Straße davor noch nicht Alfred-Herrhausen-Straße hieß und gerade die Idee zu Grabe getragen wurde, am alten Standort Stockumer Straße einen Riesencampus zu errichten, indem man die alten Thyssen-Hallen in Nachbarschaft des Universitäts-Altbaus einfach eingemeindete. Der Plan war jedoch nicht zukunftsweisend – im Nachhinein wahrscheinlich ein Segen. Denn die Uni hätte an dieser Stelle nicht mehr wachsen können.

Auf dem Wullener Feld konnte sie wachsen. Und wie! Wahrscheinlich ist in Deutschland noch nie eine Universität entstanden, deren äußere und innere Gestalt von Anfang an so stark von den Studierenden und den Dozenten mitgestaltet worden ist. Und nicht alle am späteren Wettbewerb beteiligten Architekten machten sich wohl klar, was der Klaus von Dohnanyi zugeschriebene Satz: „Nicht ein Architekt soll mit der Universität bauen, sondern die Universität mit dem Architekten“, für ihre Arbeit wirklich bedeuten würde.

Im Sommer 1991 veranstaltete die Universität einen ersten Campus-Tag. Verschiedene Architekten stellten ihre Pläne vor. Vier von ihnen wurden gebeten, am weiteren Planungsprozess teilzunehmen. Bereits in dieser Phase wurde jedem von ihnen ein studentischer Coach zur Seite gestellt, der sie bei ihren weiteren Bemühungen beriet. Die Planungsergebnisse der zweiten Runde wurden dann bei einem zweiten Campustag wiederum der Hochschulöffentlichkeit vorgestellt – und bewirkten eine starke Polarisierung in vier Gruppen. Die Studierenden, die

... Lektionen in demokratischem Bauen

Architekten und die Universität hatten jeweils unterschiedliche Favoriten.

Auch die Architektenkammer wollte in dieser Phase offenbar ein gewichtiges Wörtchen mitreden und durchkreuzte das Ansinnen der Universität und ihrer Studenten, den Architekten „demokratisch“ zu „wählen“. Da öffentliche Gelder verbaut wurden, reklamierten die von der Kammer bestellten Fachpreisrichter für sich eine Stimmenmajorität: „Das Präsidium hatte einen Favoriten, die Studenten hatten einen Favoriten und die Architekten hatten einen Favoriten. Jetzt stand man vor einem großen Scherbenhaufen“, erinnert sich Deterding. Doch da nahmen die Ereignisse eine überraschende Wende: „Der erste Preisträger der Architektenkammer war nicht bereit, seinen Entwurf mit der Universität, den Studierenden und den Professoren vor Ort als Projekt weiter zu erarbeiten.“ Das Verfahren war geplatzt.

[...] Das Scheitern dieses Verfahrens machte den Weg frei für einen radikalen Neuanfang: Das Architektenteam um Michael Deterding wurde beauftragt, einen Neuentwurf zu machen, der die Vorteile aller Entwürfe zu einem destillierte. Es brach die Zeit der Ausschüsse, Runden Tische und Vollversammlungen an, die der Architekt nach eigenem Bekunden zunehmend als Gewinn empfand: „Ich habe ohne Ende gelernt“, bekennt er heute, „aber auch nichts vorgeschlagen, mit dem ich nicht hätte leben können.“

Natürlich waren die Studierenden auch mit diesem Entwurf noch nicht zufrieden. Änderungswünsche wurden reklamiert: Es ging um die Farbe der Stahlkonstruktion, die Verglasung des Auditoriums, den richtigen Standort der Cafeteria, runde Räume am Ende jedes Flures, eine Kneipe im Keller, die Verwendung einheimischer Gehölze für die Grünanlage, um die Revitalisierung eines trockengelegten Baches auf dem Uni-Gelände, ja sogar um die richtige Auswahl der Papierhandtücher auf den Toiletten. Nichts blieb unerörtert. Alles wurde Gegenstand des riesigen Planungsdiskurses, während Uni-Präsident Schily bangte, dass am Ende die Kosten davonlaufen könnten: Mehr als 50 Millionen Mark konnte man nicht ausgeben – und die Baupreise waren auf Basis von 1989 kalkuliert. Jetzt war es schon Ende 1991 und die Preise stiegen in



den Boomjahren nach der deutschen Wiedervereinigung um 6 % per anno.

Doch erstaunlich schnell einigten sich alle auf eine äußere und innere Form.

Die Gesamtplanungszeit blieb sogar unter dem ursprünglich dafür veranschlagten Maß und auch die Baukosten wurden deutlich unterschritten. Spatenstich war am 12. März 1992, die feierliche Eröffnung mit Bundeskanzler nur 17 Monate später. 1994 erkannte die BAUMEISTER-HAUS-Gruppe Deterding und seinem damaligen Partner Stachowiak den „Preis für humanes Bauen“ zu.

Neben dieser offiziellen Ehrung gibt es knapp zehn Jahre nach Eröffnung aber noch eine gleichsam „inoffizielle“, die ihn fast glücklicher macht als der Preis: „Die Akzeptanz eines Gebäudes sehen Sie am Zerstörungsgrad. Der ist gleich Null,“ schwärmt er, obwohl die sehr großzügigen Weißflächen des Campusgebäudes ursprünglich zu den schlimmsten Befürchtungen Anlass gaben. Auch ist jetzt wohl der richtige Zeitpunkt, noch ein weiteres Geheimnis

über die Universität Witten/Herdecke zu enthüllen, über das bisher nur vage spekuliert wurde. Was viele schon immer geahnt haben, stimmt wirklich: Die Universität war ursprünglich mal ein Kreuzfahrtschiff. Widrige Winde warfen den 120-Meter-Kahn aber an den Strand des Wullener Feldes, woran sich aber nur noch die ganz Alten in Witten erinnern können. Durch die Strandung bekam der Schiffsrumpf einen Knick im hinteren Drittel, so dass heute keiner mehr, der die Große Halle betritt, bis zum Ende durchschauen kann. Man muss dem Architekten zugute halten, dass er mit Hilfe freizeithungriger Studenten das Beste daraus gemacht hat. Der Knick wirkt heute wie pure Absicht, und die über der großen Halle schwebenden Brücken wie intelligent geplante Transportwege zwischen Fakultäten und der Bibliothek bzw. den Vortragsräumen.

Wie geschickt der psychologisch geschulte Architekt dem Bildungs-Dampfer dennoch einige kleine Markenzeichen implantierte, sieht man übrigens an der Eingangstreppe hoch zur Geschäftsführung. Die Leichtigkeit, mit der sie sich ins erste Obergeschoss schwingt, ist pure Absicht, denn sie ist eine „Treppe mit Hüfte“, unten einladend breit, in der Mitte schmaler und oben wieder ein wenig breiter. Dass sich dieser Eindruck von Leichtigkeit auch beim Gang nach oben nicht verflüchtigt, liegt am unorthodoxen Schrittmaß. Nur durchschnittlich 17 Zentimeter hoch muss der Besucher seinen Fuß von Stufe zu Stufe heben, normal sind 19. „Das ist keine Pflicht-, das ist eine Lusttreppe“, sagt Deterding und lacht. Beim Entwerfen dachte er an barocke Schlösser, wo adlige Damen mit ausladenden Röcken nach oben stiegen – und auch an Napoleon, der das erste Stockwerk oft zu Pferd erreichte. „Das ist jetzt aber keine Einladung für den Präsidenten, das auszuprobieren“, sagt schmunzelnd der Architekt und legt seinen Bleistift zur Seite.



Michael Deterding, Jg. 1953, bezeichnet sich selbst als „Kind des Ruhrgebiets“. Aufgewachsen in Witten als sechstes von zwölf Kindern. Als Sechsjähriger die Liebe zum Bauen entdeckt. Früher Drang zur Selbstständigkeit im „schönsten Beruf der Welt“ mit 28 Jahren zusammen mit Partner Norbert Stachowiak. Fasziniert von der Vorstellung, in die eigenen Ideen einen Schlüssel stecken zu können und darin spazieren zu gehen. Bauten und Entwicklungsplanungen bis nach Indien und China, Baumeister der ersten Stunde der Universität Witten/Herdecke.

Zur Freiheit gehört Loslassen können.

» Traudl Herrhausen kehrt der Politik den Rücken – vielleicht auch, um öfter in Witten/Herdecke sein zu können.

[...] Dem neuen Hessischen Landtag gehört sie nicht mehr an. Sie hat sich nicht mehr aufstellen lassen, sagt Traudl Herrhausen, „um noch einmal schauen zu können, ob es da etwas gibt, was mich anstelle der Landespolitik reizen könnte.“ Ein Sabbatical will sie einlegen, eine Denkpause nach immerhin zwölf Jahren als Landtagsabgeordnete, davon acht Jahre in der Bildungspolitik. „Ich will einfach sehen, welche Dinge dann auf mich zukommen. Und wenn ich genug nachgedacht habe, werde ich eine Wahl treffen“, sagt sie mit entspannter Stimme. Zum Beispiel noch ein Ehrenamt übernehmen.

„Man müsste das Ehrenamt noch mehr in den Vordergrund rücken. Über die Freude und Sinnhaftigkeit, die man für sich selbst daraus gewinnen kann, mehr sprechen, den doppelten Nutzen, den für andere und für sich selbst, hervorheben. Wenn immer mehr kompetente Menschen immer früher aus dem Arbeitsprozess ausscheiden, so wie es jetzt geschieht, liegt doch ein ungeheures Potenzial brach, diesen Schatz muss man heben“, findet die Noch-Politikerin.

Traudl Herrhausen wünscht sich ein gesellschaftliches Klima, in dem es wieder mehr Menschen gibt, denen „der Einsatz Lohn genug ist“. Sie kennt viele Menschen, die so zuverlässig sind, dass sie ihre ehrenamtliche Tätigkeit nicht nur als eine Art karitatives Strohfeuer begreifen, sondern als dauerhafte, regelmäßige Selbstverpflichtung. Sie kennt viele Menschen, die durch ihr persönliches Beispiel andere mitreißen und andere zur Nachahmung animieren. Sie kennt viele Menschen, die mutig ihre Ansichten äußern, wenn es sein muss gegen die öffentliche Meinung. Sie denkt an Menschen wie z. B. ihren Mann, den ehemaligen Deutsche-Bank-Chef Alfred Herrhausen, den sie am 30. November 1989 bei einem RAF-Attentat verlor. Ein Mann, ein Unternehmenslenker, der Aufsehen erregte, weil er

zum Beispiel öffentlich und entschieden Wege aus der Schuldenkrise der Dritten Welt aufzeigte und der half, die wohl interessanteste bildungspolitische Vision der letzten 20 Jahre in die Tat umzusetzen: Die Gründung der Universität Witten/Herdecke, die als Hochschule in nicht staatlicher Trägerschaft u.a. auch auf das Engagement ehrenamtlich wirkender Männer und Frauen aus Wirtschaft und Gesellschaft angewiesen ist.

Deshalb sitzt Traudl Herrhausen seit 1997 im Direktorium der Universität Witten/Herdecke, der eine Art Uni-Aufsichtsrat ist. Nicht auf der Unternehmensseite, wie sie ausdrücklich betont, sondern „auf der Wissenschaftsbank“. Wenn man sie fragt, warum sie auf der Wissenschaftsseite Platz genommen hat, erklärt sie ohne Umschweife, es sei „ihr Anliegen, das Spezielle von Universitäten immer wieder zu betonen.“ Dieses „Spezielle“ sieht sie vor allem darin, „Spielräume“ zu bewahren, zu schützen, die die Wissenschaft jenseits purer ökonomischer Nützlichkeitsabwägungen hervorbringt. Und sie hat eine sehr entschiedene Ansicht dazu, was ein Uni-Mäzen leisten und denken sollte: „Ich finde, dass es für einen Mäzen eine große Freiheit ist, etwas zu finanzieren, das auf wissenschaftlicher Freiheit begründet ist. Eine Freiheit, in die der Spender tunlichst nicht reinreden sollte.“

Die Freiheit dieses Ehrenamtes in Witten hat für sie „etwas mit Sinnstiftung zu tun“, natürlich auch die anderen Ehrenämter, in denen sie sich einsetzt: Im Vorstand des „Landesverbandes Hessen der Deutschen Gesellschaft für Multiple Sklerose“ und im Vorstand der „Aids-Aufklärung“. Es ist übrigens kein Zufall, dass der andere große Schwerpunkt ihres Engagements im medizinischen Bereich liegt. Sie hat Medizin studiert, hätte sogar beinahe in Medizin promoviert. Und ihr Vater war Chirurg. Das prägt und verpflichtet. Sie wurde dann doch

keine praktizierende Ärztin, sondern „Hausfrau und Mutter“, eine Aufgabe, eine Berufung, die besonders nach dem Attentat auf ihren Mann ein besonderes Gewicht bekam.

[...] Etwa ein dreiviertel Jahr nach dem Attentat, im Sommer 1990, sprach Walter Wallmann, der damals Ministerpräsident in Hessen war, Traudl Herrhausen an: Ob sie sich nicht als Landtagskan-



didatin aufstellen lassen wollte. Sie wollte, weil die neue Herausforderung auch half, Normalität zu üben. „Da hat mir auch die Politik geholfen. Ich bin plötzlich eine normale berufstätige Frau gewesen“ sagt sie. Der Landtag gab Ihrem Leben so etwas wie Regelmäßigkeit zurück, eine neue zeitliche Struktur, wie sie betont: „Einmal in der Woche war Fraktionssitzung, einmal im Monat für drei Tage Plenum, ebenfalls einmal im Monat die jeweiligen Ausschusssitzungen und dann noch die dazu gehörenden Arbeitskreise.“ Erst später wurde

Traudl Herrhausen bewusst, dass sie in der Politik auch „etwas bewegen konnte“. Als sie in die Hochschulpolitik ging, hat sie plötzlich Gesetzesvorhaben mitgestalten können. Heute ist sie überzeugt, dass es auch ihrem Einfluss zu verdanken ist, dass „die hessischen Hochschulen mehr Autonomie bekommen haben.“ Noch etwas später hat sie sich dann auch schon mal mit ihrer eigenen Fraktion angelegt, wenn sie meinte, in der Hochschulpolitik etwas bewegen zu müssen: Auf heftige Gegenwehr stieß zunächst ein Papier von ihr, das den Hochschulen erlauben sollte, sich ihre Studierenden in Zukunft selbst auszusuchen: „Ich habe auch nach meinen Erfahrungen mit Witten/Herdecke einfach nicht mehr einsehen können, dass es sinnvoll ist, Studierende weiterhin über die ZVS (Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen) zu verschicken“, erklärt sie. Erst durch den Umweg über den Bundesfachausschuss ihrer Partei, der das Papier gut hieß, fiel die Argumentation in der Fraktion leichter. Beispiele wie dieses lassen auch die politische Philosophie von Traudl Herrhausen durchscheinen: Sie nimmt für sich in Anspruch, Politik in erster Linie sachorientiert zu machen. Sachorientiert, so sagt sie, sei eine Politik nur dann, wenn sie nicht immer nur nach den Stimmungen des Wählers schießt: „Manchmal muss man auch politische Entscheidungen treffen, die dem Wähler nicht schmecken, aber in der Sache richtig sind.“ Innere Unabhängigkeit ist für sie Voraussetzung für politisches Engagement.

Vielleicht ist es diese innere Unabhängigkeit, die ihr jetzt auch die Kraft gab, nach drei Legislaturperioden nicht mehr anzutreten. „Zur Freiheit gehört auch loslassen können“, sagt sie. Im Leben von Traudl Herrhausen scheint sich eine ganz neue Phase abzuzeichnen.

Traudl Herrhausen, Jg. 1943, wuchs in Österreich auf. 1966 Diplom-Kauffrau, 1970-71 Geschäftsführerin eines Damenmoden-Geschäftes in Wien, 1970 Beginn des Medizinstudiums in Innsbruck (Vorklinik), 1977 Heirat mit Dr. Alfred Herrhausen, 1978 Geburt der Tochter Anna, 1980 Ärztliche Prüfung, 1986-87 Assistenzärztin Chirurg. Univ. Klinik Frankfurt a.M. (Prof. Encke), 1991-2003 Mitglied des Hessischen Landtags. Seither bekleidet sie zahlreiche Ehrenämter an Hochschulen und Forschungseinrichtungen.

Universität Witten/Herdecke: mein wichtigstes politisches Projekt

>> Von Klaus Lohmann, Bürgermeister in Witten



Ich erinnere mich noch ganz genau: es war der 30. April 1983. Der Wittener Saalbau und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter standen vor der größten logistischen Herausforderung seit Bestehen des Theaters. Über 1300 Gäste standen auf der Einladungsliste und mussten bewirtet werden. Die Eröffnungsveranstaltung der Universität war auch für mich als damaliger Oberbürgermeister ein unvergessliches Ereignis. Ich saß neben dem früheren Wissenschaftsminister Hans Schwier und Dr. Alfred Herrhausen, dem Namensgeber der Straße, an dem der Campus und das benachbarte Forschungs- und Entwicklungszentrum liegen. 27 Medizinstudenten began-

nen am 2. Mai 1983 ihr Studium an der „Privaten Hochschule Witten/Herdecke in nicht-staatlicher Trägerschaft“, so der Wortlaut der Landesregierung damals. Wenn ich meine Gefühle beschreiben sollte, dann war ich glücklich und froh, sogar sehr stolz darauf, dass wir in Witten die erste private Universität in Deutschland gegründet hatten.

Alle leeren Gebäude und Räume wurden für die Uni freigemacht. In der alten Grundschule in Rüdinghausen (hier wurde ich 1942 eingeschult) zogen z.B. die WiWis ein. Im alten Amtshaus in Annen etablierte sich die Naturwissenschaftliche Fakultät. Als mir Konrad Schily das erste Mal von seiner küh-

nen Idee erzählte, war ich gleich begeistert von seinen Plänen. Witten, bis dato die Stadt zwischen den Universitäten Bochum und Dortmund, bekam die große Möglichkeit, selber Universitätsstadt zu werden. Unsere Stadt steckte mitten im Strukturwandel, der ja bis heute noch nicht abgeschlossen ist, und in der Idee der Ansiedlung einer privaten Hochschule lag für mich die enorme Chance, neue Arbeitsplätze in der Montanstadt Witten zu schaffen und besonders den damals noch sehr unterentwickelten tertiären Sektor zu stärken. Mit großer Mehrheit wurde das Projekt einer von Staat und Bürokratie weitgehend unabhängigen Universität politisch in Witten unterstützt.

Konrad Schily verglich den damaligen Gründungsprozess mit einer Art „Köpenickiade“. Kein Geld ohne Anerkennung und keine Anerkennung ohne Geld. Konrad Schilys geflügeltes Wort „Kein Geld gab's immer schon“ begleitet den Aufbau der privaten Hochschule seit den ersten Tagen. Als Bürgermeister und langjähriger Weggefährte der Wittener Universität bin ich überzeugt, dass mit Konrad Schily an der Spitze das Team der Universität auch die gegenwärtige schwierige Lage meistern wird.

Die Universität ist in den letzten 20 Jahren in Witten angekommen. Sie ist ein großer Imagegewinn für unsere Stadt, das erlebe ich häufig, wenn ich nach meiner Heimatstadt gefragt werde. Auf meine Antwort habe ich oft gehört: „Ach dort, wo die Privatuni ist!“ Die Universität ist mit dem angrenzenden Forschungs- und Entwicklungszentrum Herz und Motor für den notwendigen Strukturwandel unserer Stadt, sogar für unsere Region. Dies dokumentierte bereits das Regionalgutachten von Roland Berger vor ein paar Jahren. Die Zahl der inzwischen geschaffenen Arbeitsplätze, die sich anbahnenden Kooperationsprojekte in der Bio-Medizin als herausragende Kompetenz mit benachbarten Einrichtungen unterstreicht für mich die überragende Bedeutung der Universität. Die Zahnklinik, die ich regelmäßig besuche, ist anerkannt über unsere Stadtgrenzen hinaus. Ich freue mich, dass inzwischen über 1100 Studenten, zum Teil aus der ganzen Welt, in Witten studieren. Sicherlich ist studentisches Leben in unserem Stadtbild nicht so stark erkennbar wie in Marburg, Münster oder Tübingen.

Aber Aktionen wie Stadtmarketing-Veranstaltungen im Unikat-Club im Bahnhof helfen, die Uni stärker im Bewusstsein der Wittener Bevölkerung zu verankern. Auf diesem Feld hat sich einiges in den letzten Jahren getan. Ich denke an die regelmäßig stattfindende Bürgeruniversität, oder die kulturellen Angebote wie Musikkonzerte auf dem Campus. Häufig sind aber auch unser Museum, Haus Witten oder der Saalbau Veranstaltungsorte der Universität. Es gibt gute Ansätze für gemeinsame Aktivitäten zwischen Stadt und Universität, beispielsweise mit Unterstützung der Universitätsgesellschaft, die mittlerweile über 300 Mitglieder hat und eine wichtige Rolle bei der Aufgabe zufällt, die Universität und ihre Aktivitäten besser in unserer lokalen Gesellschaft zu verankern. Aber es gibt nichts, was man meiner Meinung nach nicht verbessern könnte, so auch in der Zusammenarbeit zwischen Stadtverwaltung und Universität in wirtschaftlich prekären Zeiten. Wenn ich nächstes Jahr aus dem Bürgermeisteramt ausscheide und auf über 30 Jahre aktive kommunalpolitische Arbeit an verantwortlicher Stelle zurückblicke, so werde ich eines sicherlich behaupten: Die Ansiedlung der ersten privaten Hochschule in Deutschland in Witten war mein wichtigstes politisches Projekt. Diese kleine, aber feine Hochschule wird immer wegen ihres eigenwilligen und sehr erfolgreichen Konzeptes unverzichtbar bleiben. Ich wünsche mir im Jubiläumsjahr, dass die Universität Witten/Herdecke, um mit Schilys Worten zu sprechen, „nie ins Gerede“ kommt und auch diese finanzielle Talsohle gut übersteht. Ich wünsche mir aber auch, dass Stadt und Universität für die Zukunft noch stärker als bisher zusammenrücken. Dann ist mir um den Wissenschaftsstandort Witten auf lange Sicht nicht bange.

Klaus Lohmann, Jg. 1936 war von 1978 - 1983 sowie von 1989-2004 Bürgermeister der Stadt Witten. In der Zeit dazwischen saß er für die SPD im Bundestag. Nach Schule und Bergschule fuhr er 13 Jahre als Steiger ein. Er bekleidet zahlreiche Ehrenämter in Partei, Sport und Gesellschaft. Das aktuellste: Seit 2005 ist er Vorsitzender des Fördervereins Bergbauhistorischer Stätten Ruhrrevier.

Der Verlust der historischen Unschuld

>> Studium fundamentale vor 20 Jahren und heute

Von Joachim Landkammer

Die 20-jährige Geschichte des Wittener Studium fundamentale hinsichtlich der Dialektik von wissenschaftstheoretischer Intention und institutioneller Realität, von hochschulpolitischem Ideal und historischer Kontingenz aufzuarbeiten, wäre sicherlich ein spannendes, wenn auch ein schwieriges und teilweise sehr heikles Unterfangen. Ein Interview-Gespräch mit einem der führenden „Männer der ersten Stunde“, mit Volker Harlan, das hier ausschnittsweise zugrunde gelegt wird, kann einige der Ausgangsmotive der Studium-fundamentale-Idee freilegen und so vielleicht zumindest andeutungsweise zeigen, was wie verwirklicht wurde, welche Aspekte fallengelassen oder in den Hintergrund gerückt wurden, welches die „uneingelösten“ (und vielleicht „uneinlösbaren“) Versprechen von damals waren, und welche Grundideen sich durchgehalten und bis heute bewährt haben.

Zunächst macht das Gespräch mit Volker Harlan deutlich, dass es die anthroposophische Grundorientierung der „Gründungsväter“ selbst war, die zu einer (selbst)kritischen Analyse des wissenschaftlichen Methoden- und Wahrheitsbegriffs herausforderte. Zur Selbstvergewisserung des Wissenschaftsstatus der „alternativen“ oder „Komplementär“-Medizin war u.a. eine reflektierte Reformulierung des traditionellen Gesundheits- bzw. Krankheitsbegriffs notwendig, also eine jener meist unhinterfragten Grundvoraussetzungen, mit denen die Fachwissenschaften immer schon „arbeiten“. Studium fundamentale (Prof. Dr. Klaus Diederich, anthroposophischer Mathematik-Professor in Wuppertal, hat laut Harlan diesen Begriff „erfunden“!) hieß also, schon bei allem Anfang jeder Wissenschaften stutzig zu werden. Harlan sagt: „Entscheidend ist für jeden Studenten, gleich welchen Fachs, dass er sich des heutigen Denkkollektivs bewusst wird, in dem er seine Wissenschaft betreibt.

Erst wenn die historische Bedingtheit der verwendeten Methoden deutlich wird und die anderen Denkansätze und -methoden auch wahrgenommen werden, ist man frei einer Wissenschaft gegenüber und ihrer Erkenntnismethode.“ Das Studium fundamentale hat daher den Auftrag, dem herrschenden „Reduktionismus“ entgegenzuwirken. Die gängige Medizin reduziert den Mensch auf eine Maschine und sieht in der Chemie das einzige Heilmittel. Sie stellt aber nicht die Frage, was „Leben“, „Seele“ und „Gestalt“ sei: „Diese Fragen gehören – mindestens als Fragestellung – ins Studium fundamentale, da sie unseren Blick erweitern über das hinaus, was heute wissenschaftlich relevant ist“ – genauso, wie in den Wirtschaftswissenschaften die alleinige Orientierung an der Gewinnmaximierung z.B. das Problem der „Brüderlichkeit“ außer Acht ließe.

Heute wird man sagen können, dass die Fragen und Motive, die das Lehrveranstaltungsangebot im Studium fundamentale bestimmen, substantiell durchaus dieselben geblieben sind; geändert hat sich (bzw.: verschwunden ist) heute der gemeinsame Hintergrund, der einheitliche theoretische Horizont, vor dem sie gestellt werden. Den fachwissenschaftlichen Erfahrungen sollen komplementär weiterführende und widerstreitende Erfahrungen an die Seite gestellt werden: Das rationale intellektuelle Weltbild des Wissenschaftlers wird gebrochen an den emotionalen performativen (Selbst-)Erfahrungen künstlerischer Betätigung und künstlerischen Wahrnehmungsvollzugs wie an den kommunikativen Notwendigkeiten optimaler (Selbst-)Darstellung. Das 1998 unter dem heutigen Dekan Prof. Lampson eingeführte Strukturmodell der drei sog. „Kompetenzfelder“ (reflexiv, kommunikativ, künstlerisch) ist weniger an einer überzeitlichen Idealvorstellung vom „Humanum“ orientiert als an der Vermittlung jener Qualifikationen, die unter den heutigen wirt-

schaftlichen und soziokulturellen Rahmenbedingungen (Pluralismus, Globalisierung, Wettbewerb) ein erfolgreiches mit einem verantwortlichen und freien Handeln und Denken verbinden.

Die gleiche Intention verfolgt der B.A.-Studiengang „Philosophie und Kulturwissenschaften“, der zwar vorrangig für spätere Tätigkeiten im Bereich des privaten oder staatlichen Kulturmanagements qualifizieren soll, dabei aber voraussetzt, dass man dieses Tun sowohl kulturtheoretisch reflektieren, begründen und rechtfertigen können als auch von der Seite des ausübenden „Kulturschaffenden“ kennen gelernt haben muss: die philosophische Grundlagenreflexion über die Kulturtheorie gehört also ebenso zum Studium wie das eigene künstlerische Projekt. Und weil die Spannung zwischen Theorie und Praxis, zwischen reflexiv-intellektuell und emotional-erlebnishaft induzierter Neuorientierung ein Problem des „lebenslangen“ Lernens darstellt, kann die Fakultät das Studium-fundamentale-Konzept heute auch im Rahmen der Fort- und Weiterbildung zur Geltung bringen.

So ist denn zu hoffen, dass trotz einiger entscheidender Kurskorrekturen – die vielleicht für die Kommandobrücken-Offiziere der ersten Stunde aussehen mögen wie ein Abweichen von der rechten Route – das Schiff des Studium fundamentale (nach wie vor das Flaggschiff der UW/H-Flotte!) auch nach 20 Jahren weiterhin auf Erfolgskurs bleibt: gegen ein einseitiges und verkürztes Wissenschaftsverständnis, für die Einbettung der Fachwissenschaft in die geschichtliche, ethische und wissenschaftstheoretische Grundlagenreflexion und den Rückbezug aller Fragestellungen auf größere überfachliche Zusammenhänge.

Prof. Dr. Volker Harlan (geb. 1938 in Dresden), Studium der Theologie und der Biologie, Malerei bei Johannes Geccelli und Johannes Rath, Pfarrer in der Christengemeinschaft, Mitbeteiligt an der Gründung der UW/H und am Aufbau des Studium fundamentale.

Dr. Joachim Landkammer war wissenschaftlicher Assistent an der UW/H von 1999 bis 2004.



»Das Unternehmen ist kein Besitz, sondern Aufgabe.«

» Peter Pohlmann ist Unternehmer mit Leib und Seele. Deshalb führt er sein Unternehmen nach Grundwerten, die auch für die Universität Witten/Herdecke gelten.



Wir treffen Peter Pohlmann im Foyer der Universität Witten/Herdecke. Der POCO-Chef (POCO steht für Pohlmann-Cooperation) hat gerade das erste Nachmittagsseminar des Kongresses für Familienunternehmen hinter sich gebracht und wirkt extrem aufgeräumt. Schließlich haben sie in der Runde unter dem Leitmotiv „Unternehmen Familienbande“ gerade über die besten Formen einer Unternehmensnachfolge diskutiert. Für Pohlmann ein Thema, das ihn elektrisiert. Scheint doch gerade sein Unternehmen (ein Möbeldiscounter mit 230 Mio. Euro Jahresumsatz und 1000 Mitarbeitern) ein Musterbeispiel

dafür zu sein, wie man das lästige und leidige Nachfolgeproblem mit Phantasie und Pragmatismus geräuschlos und effizient regeln kann – wenn man nur will. Wahrscheinlich werden viele Familienunternehmen in der Runde sehr aufmerksam zugehört haben, als Pohlmann sein Unternehmenskonzept nun schon zum wiederholten Male an der Universität Witten/Herdecke vorstellte: Als das Unternehmen, wie der Firmengründer es formuliert, vor Jahren „die erste Wachstumsphase, die Sturm- und Drangzeit hinter sich gebracht hatte“, plagte ihn die Frage: „Was soll nun daraus werden?“ In diesem

entscheidenden Moment wird sich Pohlmann wohl an ein Grundprinzip seines Vaters erinnern haben, der ebenfalls Manager gewesen war: „Trenne stets Familie und Unternehmen.“ „Das habe ich dann auch getan, indem ich entschied, das Unternehmen in eine Stiftung einzubringen, eine gemeinnützige“, erklärt der Unternehmer, der für sich in Anspruch nimmt, die für die Universität Witten/Herdecke geltenden Werte „Wahrheit, Freiheit und Verantwortung“ in seinem Unternehmen damit verwirklicht zu haben.

Haben seine Kinder nicht gemurrt, als ihnen auf diese Weise das Erbe durch die Lappen ging, ein Problem, dass viele Familien mit Unternehmen vor Zerreißproben stellt, die nicht selten vor Gericht enden? Auch bei der Beantwortung dieser Frage hat sich Pohlmann an die Weisheiten seines Vaters erinnert: „Das Unternehmen ist kein Besitz, sondern eine Aufgabe. Und alle Familienmitglieder haben dafür zu sorgen, dass die Firma existiert und nicht nur als Mittel der persönlichen Bereicherung ausgenutzt wird.“ Was sich vordergründig anhört wie ein ethisches Credo, entspringt aber auch einem gesunden Pragmatismus: „Ich wollte mir diese Probleme ersparen. Ich kenne viele Fälle, wo Familien deswegen auseinandergebrochen sind.“

So mussten die Kinder schon beizeiten eine Verzichtserklärung auf die „natürliche“ Erbfolge unterschreiben, „freiwillig“, laut Pohlmann, auch wenn er zugibt, dass diese „Freiwilligkeit“ nicht ganz ohne Druck zustande kam: „Wenn sie es nicht getan hätten, hätte ich das Unternehmen verkauft. Insofern war es schon auch ein Zwang.“ Um so glücklicher macht es ihn, dass sein ältester Sohn dennoch Neigung verspürt, „ins Unternehmen zu kommen, auch wenn er es nicht erben kann.“

Sein Engagement für die Universität Witten/Herdecke, zunächst als Zustifter für den Lehrstuhl

Volkswirtschaft und Philosophie, später als Mitglied und Vorstand des Kuratoriums, sieht der 60-jährige inzwischen als „gesellschaftspolitische Aufgabe“. Doch zunächst war es einfach nur Neugier gewesen, als ihn Konrad Schily 1997 fragte, ob er sich vorstellen könnte, sich für die Universität einzusetzen: „Ich bin ja ein Kuriosum, denn ich habe nicht mal Abitur. Da fand ich es natürlich toll, dass man mich gerade für die Förderung einer Universität ansprach“, erinnert sich Pohlmann. Schnell merkte er, dass viele Prinzipien, nach denen in Witten ausgebildet wird, sich auch in seiner Unternehmenskultur wiederfinden, das Bekenntnis zur Selbstverantwortung vor allen Dingen, aber auch „soziale Verantwortung“ und das Bekenntnis zur „Freiheit“: „Das hat sich von vornherein ergänzt“. Besonders beeindruckt ihn, wie stark die Universität von den Studierenden getragen wird: „Sie begreifen die Uni, in der sie studieren, als ihre eigene Aufgabe.“ In dieser besonderen Organisationskultur sieht Pohlmann Parallelen zu seinem eigenen Unternehmen. In Witten würde auch nicht jeder mit Entscheidungen so lange warten, bis etwas von oben kommt. Man handelt. Dass es in Deutschland heute noch nicht mehr „Witten/Herdeckes“ gibt als vor zwanzig Jahren, führt Pohlmann auf das Beharrungsvermögen der Bürokratie zurück, die Eigeninitiative verhindere.

Der gelernte Einzelhandelskaufmann Peter Pohlmann war in verschiedenen Positionen in Industrie und Handel tätig, bevor er 1979 als Existenzgründer der Import- und Vertriebsgesellschaft QUADRO auftrat. 1989 Gründung der POCO-Einrichtungsmärkte; Vorstandsmitglied des Einzelhandelsverbandes Dortmund, Mitglied im Einzelhandelsausschuss der IHK Dortmund, Mitglied im Vorstand des Kuratoriums der Universität Witten/Herdecke, Geschäftsführender Gesellschafter der POCO International Holdings SA, Brüssel und Aufsichtsratsvorsitzender der Relyant Retail Ltd., Südafrika.

Blick zurück nach vorn

**>> Zwei Gründungsdekane der Universität Witten/
Herdecke sprechen über ihre Perspektive des Anfangs.**

Es war 1983, Frühjahr. Eine hochkarätig besetzte Auswahlkommission u. a. mit Alfred Herrhausen (Deutsche Bank), Egon Overbeck (Mannesmann) und Konrad Schily an der Spitze saß zusammen, um einen Gründungsdekan für die neue wirtschaftswissenschaftliche Fakultät zu ernennen. Doch der Kandidat war gar nicht nervös: Unerschrocken stellte Prof. Dr. Ekkehard Kappler der Berufungskommission Fragen: Man hätte sich in der letzten Stunde zwar gut unterhalten, aber warum sei denn die Wahl ausgerechnet auf ihn gefallen. Ob die Kommission ihre Entscheidung nicht noch mal überdenken wolle, fragte Kappler an Herrhausen gewandt. Der antwortete: „Wir brauchen mehr gebildete Ökonomen, Herr Kappler“, worauf Kappler wiederum anmerkte: „Wir haben uns verstanden, Herr Herrhausen.“

Dann kam die Reihe an Overbeck. Mit ihm zusammen hatte Kappler in seinem früheren Leben schon mal vor Gericht gesessen – als Gegenspieler vor dem Bundesverfassungsgericht, als es um die rechtliche Prüfung des Mitbestimmungsgesetzes gegangen war. Kappler war Gutachter der Befürworterseite gewesen, Overbeck Vertreter der ablehnenden Arbeitgeber. Kappler fragte Overbeck, ob er sich noch daran erinnern könne. „Natürlich“, sagte Overbeck, „und nicht nur mit Freude. Aber Sie haben damals den Prozess gewonnen, also sind Sie gut. Deshalb bin ich dafür, dass Sie die Berufung annehmen.“

Im Rückblick von über 20 Jahren erscheint Kappler diese Szene symptomatisch für den Wittener Geist der Gründertage: „Nicht die Frage banaler ideologischer Festlegung war interessant, sondern ob einer was konnte.“ Wenn einer sogar in einer so heiklen Sache das BVG von der Richtigkeit seiner Argumentation überzeugen konnte, dann hatte er auch das Zeug zum Gründungsdekan in Witten.

Ganz anders beschreibt Medizin-Gründungsdekan Robert Wiedersheim seinen ersten Kontakt

*„Nicht nur eine Glaubensrichtung“:
Gründungsdekan Robert Wiedersheim*



mit der noch jungfräulichen Universität Witten/Herdecke: „Ich habe es durch reinen Zufall erfahren. Ein Kollege aus Düsseldorf hat mir einen Zeitungsausschnitt gezeigt, in dem es hieß, eine neue Universität würde gegründet.“ Schon wenige Tage später eilte der weltgewandte Wiedersheim zu ersten Gesprächen nach Witten. Während Kappler für das neue Projekt sogar seine Pensionsansprüche als Professor an der Bergischen Universität Wuppertal aufgegeben hatte, hatte Wiedersheim 1982 bereits die Pensionsgrenze von 60 Jahren erreicht, die die WHO (World Health Organisation) für ihr Spitzenpersonal vorsieht. Wiedersheim war bei der WHO als Direktor weltweit für die Mediziner Ausbildung an Universitäten zuständig gewesen. Für die neue Fakultät für Medizin, die noch nicht so recht wusste, wo es hingehen sollte, war ein Mann mit seinen internationalen Erfahrungen ein Glücksgriff. Auch insofern, als ja noch der steinige Pfad der staatlichen Anerkennung der neuen Mediziner Ausbildung beschritten werden musste. „Mich hat diese Aufgabe damals gereizt“, gesteht der heute über 80-Jährige, auch wenn er einräumt, dass es über den richtigen

*„Interessant war, ob einer was konnte“:
Gründungsdekan Ekkehard Kappler*



Weg in der Medizin am Anfang durchaus unterschiedliche Vorstellungen gab, vor allem mit Blick auf die anthroposophische Ausrichtung: „Ich hätte nicht geduldet, dass nur eine Glaubensrichtung die Gründung der medizinischen Fakultät bestimmt“, sagt Wiedersheim heute im Rückblick. „Und ich glaube nicht, dass das Land erlaubt hätte, eine Universität aufzubauen, die durch die Anthroposophie bestimmt ist.“

Fast noch gravierender als interne Diskussionen um die richtige Ausrichtung der Fakultät war jedoch aus der Sicht des Gründungsdekans der Widerstand der anderen Universitäten gegen die mutigen Gründer von Witten. Wiedersheim erinnert sich noch mit Grauen an die erste Jahrestagung der Medizindekane deutscher Universitäten, an der er teilnahm. „Die Meinung war, privat kann keine anständige Ausbildung sein. Ein schwachsinniges Argument“, ärgert sich der Wissenschaftler heute noch, der sieben Jahre an der Spitze der medizinischen Fakultät stand.

Hatte es Wirtschafts-Dekan Ekkehard Kappler mit der Richtung seiner Fakultät leichter? Der Querdenker, bekannt für seine unkonventionellen Lehr-

methoden, sieht sein Engagement in Witten im Rückblick auch unter der Perspektive einer ganzheitlichen Herangehensweise. Er war nicht nur auf der Suche nach den besseren Wirtschaftswissenschaften, er war vor allem auf der Suche nach der besseren Universität; nach der Universität, „die nicht mehr alles über Prüfungen und Studienordnungen maximal regelt, sondern die es schafft, auf dem Bodensatz minimaler Regelungen der Freiheit sich den Weg bahnen zu lassen.“

„Wissenschaft muss verunsichern!“, ruft der Professor aus. „Das Nachäffen des Mainstream macht allenfalls Opportunisten anschlussfähig. Inhaltliche Anschlussfähigkeit in praktischer Absicht ergibt sich aus der Kritik des Bestehenden und Bewährten. Ich habe mich daher nie in den Mainstream der Sicherheitsverkäufer eingereiht: Wissenschaft muss an die Grenzen herangehen, aufmachen, damit etwas Neues entsteht oder damit etwas Neues, das in der Praxis entsteht, gesehen werden kann.“ Immerhin elf Jahre hat Kappler an der Universität Witten/Herdecke versucht, diese Art von Universität und Wissenschaft in die Tat umzusetzen. “

Ein Glücksfall für die Region

>> Von Tillmann Neinhaus, Hauptgeschäftsführer der IHK im mittleren Ruhrgebiet, Bochum



Regelmäßige Hochschulrankings bringen es immer wieder an den Tag: Die Universität Witten/Herdecke spielt in der deutschen Hochschulliga ganz vorne mit und gehört häufig zu den Aspiranten für Meistertitel und Champions-League-Plätze. Und während vor vielleicht zehn oder 15 Jahren im Süden und Norden der Republik noch nicht jeder wusste, wo denn die erste private Universität Deutschlands liegt, ist heute bekannt: Diese Kompetenz-Schmiede, im kürzlich veröffentlichten Ranking des FAZ-Hochschulanzeigers noch fast liebevoll als die „Ruhrpottakademiker“ bezeichnet, ist im Revier zu Hause, genauer gesagt im Mittleren Ruhrgebiet.

Damit hat sich längst ein nicht zu unterschätzender Know-how- und Imagetransfer hinein in die Region entwickelt. Neben der bildungspolitischen Erfolgsgeschichte mit kreativer und praxisnaher Ausbildung hat die Universität Witten/Herdecke mitgeholfen, das Bild vom Pütt hin zur „Denkfabrik“ zu wandeln. Mit dieser Botschaft im Gepäck ist die UW/H im wahrsten Sinne ein Glücksfall für die Region. Die Universität hat sich zu einem wichtigen Markenzeichen des mittleren Ruhrgebiets entwickelt und hat das Bild vom „neuen Ruhrgebiet“ weit nach außen getragen.

Der „Glücksfall“ Witten/Herdecke lässt sich zudem an vielen wichtigen Impulsen in die Region hinein festmachen. Durch Forschungsarbeiten und frische Ideen ihrer Professoren, Absolventen und Studenten hat die Hochschule den Strukturwandel mit vorangetrieben. Wenn heute das mittlere Ruhrgebiet zu den aufstrebenden BioMedTec-Standorten in Deutschland gehört, dann haben findige Köpfe an der UW/H mit die Basis dafür gelegt. Ein Beispiel ist die bitop AG, vor Jahren als Spin-off aus der Universität gegründet, zwischenzeitlich Gewinner des angesehenen Innovationspreises Ruhrgebiet und heute technologischer Partner für die pharmazeutische Industrie im In- und Ausland.

An der UW/H, so der Eindruck der Unternehmen, zählt insbesondere die Verbindung von Theorie und Praxis. Mit dem Wittener Institut für Familienunternehmen etwa wurde eine Einrichtung geschaffen, die den forscherschen Blick erstmals von den Konzernen weglent und sich sehr konkret mit den Erfolgsfaktoren der „Hidden Champions“ unserer Wirtschaft beschäftigt. Ähnliches gilt für den Bereich der Pflegewissenschaften. Hier hat Witten schon frühzeitig ein Thema besetzt, das in unserer älter werdenden Gesellschaft künftig eine immer größere Rolle spielen wird.



Die Praxisnähe unterstreicht auch die Gründungsquote der Universität Witten/Herdecke, wie sie kürzlich der FAZ-Hochschulanzeiger recherchiert hat. Jeder vierte Wittener Absolvent hat sich selbstständig gemacht. Das belegt den Anspruch der Hochschule, ein Brutkasten für gute Ideen zu sein. Mit einem positiven „Nebeneffekt“: Diese Existenzgründungen helfen, die regionale Wirtschaftsstruktur im Revier weiter aufzulockern. Auch dazu ein Beispiel. Die 2000 als Spin-off gegründete Firma Cosinex ist heute ein wichtiger Partner des IuK-Großprojektes „Digitales Ruhrgebiet“, mit dem Kommunen, Bürger und Wirtschaft noch effektiver vernetzt werden sollen.

Die Universität Witten/Herdecke ist ein lebendiges Beispiel dafür, dass Hochschulen und Unternehmen kein geborener Widerspruch sind. Zugleich muss die Universität aber immer wieder unter Beweis stellen, dass sie im mittleren Ruhrgebiet angekommen ist. Die Gründung der Wittener Universitätsgesellschaft, in der sich neben zahlrei-

chen Unternehmen auch die Industrie- und Handelskammer engagiert, war hierzu ein wichtiger Schritt.

Der Wissenstransfer ist aus Sicht der regionalen Wirtschaft aber längst noch nicht abgeschlossen. Gegenwärtig gilt es vor allem, die bestehenden Kompetenzfelder der Region auszubauen. Hier ist auch die UW/H gefragt. Mit frischen Ideen etwa für die Weiterentwicklung des BioMedTech-Standortes Mittleres Ruhrgebiet oder mit Problemlösungen für kleinere und mittlere Unternehmen angesichts der Herausforderungen einer immer globaler werdenden Ökonomie.

Forschungslaboratorium: Familienunternehmen

» Am Scharnier zwischen Theorie und Praxis: Ein Gespräch
mit dem Wittener Organisationsberater Rudolf Wimmer



Die universitäre Wirtschaftsforschung steckt in einem Dilemma: Sie hinkt Entwicklungen in Unternehmen immer hinterher. Rudolf Wimmer, Professor für Organisationsentwicklung und Berater am Wittener Institut für Familienunternehmen, kennt dieses Dilemma aus eigener Erfahrung nur zu gut: „Unternehmen müssen im täglichen Wettbewerb überleben. Sie sind andere Formen von Organisationen als Universitäten mit einem völlig anderen, stark anwendungsorientierten Umgang mit Wissen. Wissen, das sich in diesem Umfeld nicht schnell bewährt, erscheint nutzlos. Da kommen Sie als Forscher eigentlich immer schon zu spät.“ Unternehmen haben auch keine eingebauten Selbstreflexionsorgane. „Selbstbeobachtung liegt ihnen in aller Regel fern“, weiß Wimmer aus jahrzehntelanger Erfahrung. Ebenso wenig scheinen sie über die Fähigkeit zu verfügen, einmal im Unternehmenskontext gemachte Erfahrungen verallgemeinern zu können und damit auch auf andere Fälle anwendbar zu machen.

Genau hier liegt der Hebel für die Forschung, ihren scheinbar auf alle Zeiten zementierten Rückstand doch noch in einen Vorteil ummünzen zu können. Die Wissenschaft kann Unternehmen Reflexionsorgane quasi leihen und damit womöglich auch zu einem größeren wirtschaftlichen Erfolg verhelfen – sofern es nur gelingt, Unternehmen für ein solches Experiment zu öffnen. Nicht nur das Unternehmen profitiert davon. Für die Forschung öffnet sich ein völlig neues Feld und damit auch die Chance auf neue Beratungsmodelle. Und auch für die Ausbildung von Wittener Wirtschaftsstudenten entsteht großer Nutzen: Zugleich beheimatet sowohl in ihrer Mentorenfirma als auch in der Universität sitzen sie gleichsam am Scharnier zwischen Wissenschaft und Praxis. Einerseits tragen sie Erfahrungen aus den Unternehmen in die Wirtschaftsseminare der

UW/H, andererseits tragen sie neue Erkenntnisse, die aus der theoriegeleiteten Reflexion ihrer Erfahrungen entstehen, wieder in die Unternehmen zurück. So entsteht ein Kreislauf der Erkenntnis, von dem am Ende alle profitieren. Theoretische Case-Studies, andernorts die Grundlage für eine praxisorientierte Wirtschaftslehre, sind in Witten deshalb weitgehend verpönt. Viel besser sei es, sich den „Case“ in Gestalt eines gestandenen Unternehmers einfach ins Seminar zu holen und dann mit ihm zu arbeiten, betont Rudolf Wimmer. „Studierende können so an Life-Cases ihr Denken und Beobachten, ihre Entscheidungs- und Handlungskompetenz trainieren.“

An der Überwindung des Dilemmas vom ewigen Zuspätkommen der Forschung arbeitet besonders das Wittener Institut für Familienunternehmen der Universität Witten/Herdecke mit wachsendem Erfolg. Auch wenn Rudolf Wimmer einräumt, es sei immer noch sehr schwer, Unternehmen für diese Art von wissenschaftlich begleiteter Selbstbeschau zu gewinnen. Diese Bedürfnislosigkeit resultiert aus der Struktur besonders von Familienunternehmen, wo die Inhaber und Gesellschafter oft ein ausgeprägtes Macherimage pflegen. Dass ihre Unternehmensführung irgendetwas mit Wissenschaft zu tun haben könnte, würde ihnen von sich aus kaum in den Sinn kommen. Erschwerend hinzu kommt, dass sich Familienunternehmen oft ungern von Dritten in die Karten schauen lassen, auch nicht von einer Universität.

Umso bemerkenswerter ist es, dass es Wimmer und seinen Kollegen im Rahmen des Projekts „Mehrgenerationenunternehmen“ erstmals gelungen ist, Vertreter der größten deutschen Familienunternehmen nach Witten einzuladen. Die Forscher konnten auf diese Weise live einem Gedankenaustausch der Unternehmenslenker beiwohnen und daraus ihre wissenschaftlichen Schlussfolgerungen ziehen. „Familienunternehmen achten sehr darauf, dass das Unternehmen nicht in fremde Hände gerät. Doch dieses Streben nach Autonomie wird spätestens dann problematisch, wenn sich das Unternehmen damit Entwicklungschancen vergibt, die für die Zukunftssicherung notwendig wären. Erfolgreiche Familienunternehmen zeichnen sich“, so Wimmer, „durch einen gesunden Umgang mit ihren Grenzen aus.“

Solche grundsätzlichen, neuen Erkenntnisse fließen dann wiederum ein in Wittener Seminare im Bereich Strategieentwicklung. „Meine Studierenden bekommen die Möglichkeit, ihre eigenen Erfahrungen in den Mentorenfirmen mit solchen Erkenntnissen in Beziehung zu setzen. Das ist ein sehr produktiver Prozess.“

Ein solches Vorgehen bildet sehr gut die Wittener Bildungsphilosophie ab, Praxis in vielfältiger Weise wissenschaftlich fruchtbar zu machen und die Theorie immer wieder sich an der Praxis zu bewähren – ein hermeneutischer Erkenntnisansatz, der spiralförmig zu einem immer höheren Niveau an integriertem Organisations-, Prozess- und Theoriewissen führt. „Wir in Witten bereiten Studierende besser als anderswo darauf vor, dass die Realität ein hohes Maß an Komplexität aufweist und man trotzdem handeln muss, um unternehmerisch erfolgreich zu sein.“

Wenn Wittener Studierende später zu Unternehmern werden, kommt die Wissenschaft dann nicht mehr zu spät, sondern ist in gewisser Hinsicht immer schon da: in Form einer (auch) theoriegeleiteten Unternehmensführung und durch die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung und Selbstreflexion.

Prof. Dr. Rudolf Wimmer, Jahrgang 1946, studierte Rechts- und Staatswissenschaften, Politikwissenschaft und Philosophie an der Universität Wien. Der promovierte Jurist absolvierte mehrjährige Forschungsaufenthalte in Deutschland und den USA und habilitierte an der Universität Klagenfurt zum Thema „Gruppendynamik und Organisationsberatung“. Rudolf Wimmer ist akademischer Gründer des Wittener Institutes für Familienunternehmen und kennt die Universität seit vielen Jahren als Professor und Lehrstuhlinhaber. Seit 2013 ist Prof. Wimmer als Vizepräsident an der UW/H tätig.

10 Jahre Umgekehrter Generationenvertrag



Im Mai 1995 wurde die StudierendenGesellschaft gegründet. Ihr Modell des Umgekehrten Generationenvertrags macht ein Studium an der Universität Witten/Herdecke nach dem Motto „Frei studieren, frei finanzieren“ möglich.

» In der aktuellen Diskussion um die Einführung von Studiengebühren an staatlichen Hochschulen werden sie von Befürwortern immer wieder genannt: Karl Marx und die Universität Witten/Herdecke. Eine allgemeine Gebührenfreiheit an staatlichen Unis, so die Gebührenbefürworter, sei sozial ungerecht. Denn auch heute stamme das Gros der Studenten dort aus der Mittel- und Oberschicht. Und deshalb sei das von Karl Marx vor 130 Jahren geäußerte Diktum prinzipiell auch gegenwärtig gültig, wonach die „höheren Klassen ihre Erziehungskosten aus dem allgemeinen Steuersäckel bestreiten“ dürfen. Wie aber kann sichergestellt werden, dass die Einführung von Studiengebühren, die doch der Qualität von Forschung und Lehre zugute kommen sollen, nicht etwa zu einer weiteren Barriere für weniger Betuchte gerät? Hierbei wird häufig auf das Beitragsmodell der Universität Witten/Herdecke verwiesen – und besonders auf die Variante der einkommensabhängigen Späterzahlung im Rahmen des so genannten „Umgekehrten Generationenvertrages“.

Umgekehrter Generationenvertrag deshalb, weil Absolventen mit einem prozentualen Anteil ihres Einkommens die Universitätsausbildung der aktuell Studierenden mitfinanzieren. Dieses sozialverträgliche Konzept wurde vor zehn Jahren von Wittener Studierenden entwickelt, die damals, im Mai 1995, auch die StudierendenGesellschaft gründeten. Die StudierendenGesellschaft (SG) steht seitdem als Vertragspartner der Universität zwischen zahlungspflichtigen Studierenden und der Hochschule. Die Studierenden entrichten ihre Beiträge an die SG; diese überweist sie in Raten an die Universität. Die Studierenden können ihre Beiträge auch schon während des Studiums bezahlen – oder zur Hälfte während des Studiums und zur anderen Hälfte, wiederum einkommensabhängig, nach dem Studium. „Hälftige Späterzahler“ und diejenigen, die alles erst nach dem Studium bezahlen, schließen mit der SG einen Vertrag über ihre Zahlungsverpflichtungen.



Der WG-Küchentisch oder: Wie alles begann.

Man kann sie wohl mit Fug und Recht als Pioniere bezeichnen. Pioniere eines Zahlungsmodells für Studiengebühren, das sich an der Universität Witten/Herdecke bewährt hat, und das zehn Jahre nach seiner Entwicklung bundesweit Vorbildcharakter genießt. Doch die Bezeichnung „Studiengebühren“ mögen sie nicht. Warum das so ist – auch das erzählen zwei Gründungsmitglieder der StudierendenGesellschaft in diesem Interview. Bernd Frye sprach mit Klaudia Werth, Absolventin der Wirtschaftswissenschaft, die heute zur Geschäftsleitung von UNICEF Deutschland gehört, und mit Daniel J. Berger, ebenfalls ehemaliger Wirtschaftsstudent und heute Mitglied des Vorstands des Wittener Biotechnologieunternehmens bitop AG.

? Das Wittener Modell und besonders die Möglichkeit der einkommensabhängigen Späterzahlung, auch Umgekehrter Generationenvertrag genannt, wird in der aktuellen Diskussion um Studiengebühren an staatlichen Hochschulen häufig als modellhaft bezeichnet. Herr Berger, hätten Sie

... 10 Jahre Umgekehrter Generationenvertrag

sich damals eine solche Breitenwirkung vorstellen können?

Berger: Wir haben damals immer darauf verwiesen, dass wir ein Modell entwickeln, das konkret das Problem in Witten löst und das aus der Universität heraus geschaffen wird für die spezielle Situation der Universität. Dennoch waren wir schon davon überzeugt, dass wir ein intelligentes Modell gestrickt haben, das durchaus auch das Potenzial hat, andernorts vernünftige Lösungen herbeizuführen.

? Es gibt ja diesen Gründungsmythos, dass das Konzept des Umgekehrten Generationenvertrags abends an einem WG-Küchentisch erdacht worden ist. Oder ist das gar kein Mythos?

Berger: Diesen WG-Küchentisch gab es wirklich. Und es ist tatsächlich so, dass dort zum ersten Mal der Gedanke diskutiert wurde, einen solchen Umgekehrten Generationenvertrag zu schaffen. Die Diskussionen liefen ja im Vorfeld bereits, aber dieser Lösungsansatz wurde dort erstmals so formuliert. Das ist nicht nur Mythos.

Werth: Dieses Modell entstand ja aus der Auseinandersetzung mit der Forderung der Universität, dass sich die Studierenden an den Kosten beteiligen sollen. Wir fanden es legitim, dass wir etwas beitragen. Wir wollten aber auch sicherstellen, dass diejenigen, die nicht betucht sind, weiterhin in Witten studieren können. Und für mich war es auch ganz persönlich motiviert. Ich wäre ursprünglich nicht

nach Witten gegangen, wenn ich hätte bezahlen müssen. Weil ich das nicht gekonnt hätte. Und zum zweiten wären für mich ausschließlich monatliche Studiengebühreneinzahlungen auch die Botschaft gewesen: Hier studieren die Reichen. Und dann hätte ich nicht geglaubt, dass ich da hingehöre.

Herr Berger, warum legen Sie so viel Wert auf den Begriff Finanzierungsbeiträge, anstatt Studiengebühren?

Berger: Gebührenerhebung ist Privileg des Staates. Ein privates Unternehmen kann keine Gebühren erheben. Insofern ist es schon von der Wortwahl her wichtig, da zu unterscheiden. Gebühren erheben die Stadtwerke für das Abwasser – indem die anfallenden Aufwendungen vollständig auf die Nutzer umgelegt werden. Die Uni kann Finanzierungsbeiträge erheben. Finanzierungsbeitrag ist mir auch deshalb wichtig, weil es nicht darum geht, von Studierenden einen Kostenbeitrag in Höhe der Gestehungskosten des Studienplatzes zu verlangen. Die Zahlungen können nur den Charakter eines Beitrags zur Finanzierung des Studienplatzes haben, dessen Finanzierung ohne die Mittel von privater Seite, ohne die Mittel aus Umsätzen der Universität, ohne auch die Mittel des Landes gänzlich utopisch wäre. Es geht um den Beitrag. Dieser Beitrag ist wichtig – er muss aber auch in einem gewissen Umfang bleiben. Nur in mäßigen „Community Colleges“ werden durch tuition fees mehr als 15 Prozent des Universitätshaushaltes gedeckt.



Im Gespräch:
Klaudia Werth
und Daniel Berger

Werth: Ich denke, dass der Begriff Finanzierungsbeitrag auch das Verhältnis der Studierenden zu ihrer Universität deutlich macht. Wir haben uns – und ich habe den Eindruck, die jetzigen Studierenden tun dies auch – als zentrale Akteure dieser Organisation begriffen. Und wenn wir Geld geben, dann leisten wir einen Beitrag, diese Organisation am Leben zu erhalten. Das ist ein anderes Verhältnis, als das zu einer Organisation, die sozusagen qua Gesetz Gebühren erhebt. Und das wollten wir auch mit der Studierenden-Gesellschaft absichern: Es sollte in der Universität keine Instanz geben, die sozusagen autoritär über Gebühren bestimmen kann. Anerkennend, dass wir als Studierende einen Beitrag leisten müssen, wollten wir mitreden – über die Höhe der Finanzierungsbeiträge wie auch über die Modalitäten der Zahlung.

? Das Präsidium hatte zunächst ein eigenes Modell vorgeschlagen: Der Einstieg sollte durch eine Zahlung in Höhe von monatlich DM 250 erfolgen, durch eine gestaffelte Erhöhung sollten die Finanzierungsbeiträge eine Zielhöhe von DM 450 pro Monat erreichen. Diese so genannte ‚Präsidiumsstaffel‘ stieß auf wenig Gegenliebe bei den Studierenden. War die Hauptfunktion der Studierenden-Gesellschaft damals die eines Scharniers oder Mittlers zwischen Universität und Studierenden?

Werth: Wir haben uns nicht als Mittler gesehen. Das wäre uns zu wenig gewesen. Wir haben uns wirklich als maßgebliche Akteure dieser Universität erlebt. Wir waren regelmäßige Teilnehmer der Geschäftsleitungsrunde. Wir wollten nicht in einen Ausschuss verwiesen werden, in dem wir vorbereitete Entscheidungsvorlagen bekommen. Wir wollten an den aktuellen Diskussionen kontinuierlich beteiligt sein. Wir sind regelmäßig angetreten, saßen zwischen den Dekanen und dem Präsidium und haben damit auch signalisiert, wir wollen mitkriegen was läuft und wir wollen auch Aufgaben übernehmen. Wir haben Themen der Uni mitbewegt und nicht Belange der Studierenden ins Präsidium getragen. Insofern waren wir kein Scharnier.

Berger: Die Universität hat damals – und das ist sicherlich eine verhältnismäßig außergewöhnliche Geschichte für Organisationen – im Grunde genommen mehr oder weniger ad hoc ein neues or-

ganisationales Forum, eine organisationale Arena geschaffen, in der diese Ideen, die ja grundsätzlich konstruktiv waren, sich entfalten konnten. Das Präsidium hat sehr deutlich gesehen, da sind Leute, die haben Ideen und die sind auch bereit, diese Ideen ins Operative umzusetzen. Und das Präsidium hat deshalb der Diskussion und Entscheidungsfindung auch den erforderlichen Raum und die notwendige Zeit gegeben.

Werth: Es hat zwar eine Zeit lang gedauert, bis das Präsidium von seinem eher einfachen Modell abgerückt ist. Aber an dem Punkt, an dem sie gesehen haben, da könnte etwas Gutes bei herauskommen, haben sie es sich auch nicht einfach gemacht. Das muss man anerkennen. Im Nachhinein finde ich das schon sehr beachtlich, dass das Präsidium über Wochen in Sitzungen mit 15 Studierenden dieses Modell verhandelt und mitgestaltet hat.

Berger: Umgekehrt war das Ganze aber auch nur deshalb erfolgreich, weil es wirklich auch von den Studierenden getragen wurde. Und das Ziel des Getragenwerdens des Modells durch die Studierenden hat eben solche komplizierten Aktionen notwendig gemacht wie eine Vereinsgründung mit über hundert Leuten in der großen Halle – eine Aktion, die normalerweise kein Mensch machen würde.

Werth: Und die zwölf Stunden gedauert hat.

Berger: Ein Aspekt, der illustriert, wie breit der Konsens am Ende nach diesem doch langen Prozess war, ist, dass es meiner Kenntnis nach keine einzige rechtliche Auseinandersetzung gegeben hat hinsichtlich der Legitimität der Finanzierungsbeiträge. Sämtliche Studierenden haben dieses Konzept akzeptiert. Die Bereitschaft der Uni, sich da auf einen Weg zu begeben, ein gemeinsames Modell zu entwickeln – eines, das den Interessen der Studierenden wie auch den Interessen der Universität gerecht wird – hat natürlich ein breites Commitment für diese Sache geschaffen. Und es ist natürlich ein höchst unwahrscheinliches Ergebnis, dass keiner von denen, die eigentlich unter der Maßgabe von Finanzierungsbeitragsfreiheit angefangen haben, gesagt hat: So, jetzt kläre ich das mal auf gerichtlichem Weg, ob ich hier jetzt bezahlen muss oder nicht. Das ist für mich ein Indikator für eine Prozessqualität, die schon außerordentlich war.

Grüße aus der Wüste Thar ... Leben auf dem indischen Subkontinent

» Drei Wittener Wirtschaftsstudenten berichten über die ersten Etappen ihrer achtmonatigen „expedition WELT“.
Von Jan Holzapfel, Tim Lehmann und Matti Spiecker



Die drei Wittener Wirtschaftsstudenten Jan Holzapfel, Tim Lehmann und Matti Spiecker sind am 1. Februar 2006 zu einer achtmonatigen Forschungsreise rund um die Welt aufgebrochen. Sie nutzen das Medium Internet, um zeitnah über ihre Erlebnisse zu berichten und mit Schulklassen in ganz Deutschland zu diskutieren. Unter www.expedition-welt.de gibt es die jeweils aktuellsten Informationen. [...]

expedition WELT – ein Kommunikationsprojekt

[...] Die drei Wirtschaftsstudenten der Universität Witten/Herdecke wollen mit ihrer „expedition WELT“ für das Thema nachhaltige Entwicklung werben. Auf ihrer Reise erforschen sie die Arbeit so genannter Social Entrepreneurs, Unternehmerpersönlichkeiten, die sich für soziale Gerechtigkeit und verträgliche wirtschaftliche Entwicklung stark machen. Jan Holzapfel, Tim Lehmann und Matti Spiecker besuchen Unternehmer in Entwicklungsländern, die soziales und ökologisches Engagement mit wirtschaftlichem Sachverstand im Sinne des Nachhaltigkeitsgedan-

kens verknüpfen. Zentrales Anliegen des Projektes ist es andererseits, junge Menschen für das Thema nachhaltige Entwicklung zu sensibilisieren und zu eigenem zivilgesellschaftlichen Engagement anzu-spornen. Dazu haben die drei Studierenden seit Anfang 2005 Kontakt zu zahlreichen Schulen aufgebaut. Schüler in ganz Deutschland nehmen nun via Internet an der Expedition teil. [...]

Um einen Eindruck zu bekommen, was das Team vor Ort in den ersten Wochen erlebt hat, hier ein kleiner Einblick:

„007 – Flucht aus Mumbai“

[Einige Erlebnisse geschildert von Tim]

Seit einer Woche sind Jan, Matti und ich in Indien. Hinter uns liegt Witten, ein kleines Städtchen im Ruhrgebiet, unsere Uni-Wahlheimat. Vor uns die Welt, drei Kontinente, 25 Länder, 80 000 Kilometer mit Flugzeug, Bahn, Bus oder Rikscha. Angetrieben von unserem seit über einem Jahr geplanten Traum einer Weltreise. Mit dem Willen, die Bedeutung einer nachhaltigen Entwicklung an junge Menschen zu vermitteln. Uns erwarten unzählige Social Entrepreneurs, Persönlichkeiten in Entwicklungs- und Schwellenländern, die sich unternehmerisch für die Gesellschaft engagieren. [...]

Der Start in Düsseldorf sollte nicht reibungslos ablaufen und wir steigen ohne eine Minute Schlaf in den Flieger nach Mumbai. Unsere Weiterreise nach Jodhpur in die Wüste Thar wird filmreif. Eine kleine Verzögerung war Ursache der rasantesten Autofahrt meines Lebens. „007 – Flucht aus Mumbai“ könnte man diese halbe Stunde nennen. Ein vier Meter langer Jeep, besetzt mit drei zitternden europäischen Studenten und am Steuer der wohl beste Straßenrennfahrer Indiens. Ich kralle mich an der Rücklehne fest, obwohl meine größte Sorge den Passanten gilt, die potentielle Opfer die-

ser Hetzjagd sind. Gerade noch rechtzeitig erreichen wir den Bahnhof, um in unseren Zug nach Jodhpur in Rajasthan zu steigen.

Wüstenexkursionen

[Einige Erlebnisse geschildert von Jan]

[...] Am nächsten Morgen ist es endlich soweit. Wir fahren in die Wüste. Nach einer Stunde Fahrt verschlechtern sich die Straßenverhältnisse zusehends. Es ist fast nicht mehr möglich, den vielen Rissen und Schlaglöchern in der Bodendecke zu entgehen. Und dann plötzlich hört die asphaltierte Straße auf. Scharf biegen wir rechts ab auf eine Sandpiste. Der Jeep schlingert hin und her, während der Fahrer versucht, den tiefen Sandspuren zu folgen. Links und rechts der Straße erkennt man in der Ferne die ersten Sanddünen, und die Einöde wird hier und da von kleinen Siedlungen und Sträuchern unterbrochen. Das Gagaadi Field Center wird die nächsten Tage unser Ausgangspunkt sein. In verschiedenen Wüstenexkursionen sollen wir erfahren, mit welchen Schwierigkeiten die Bevölkerung in der Wüste zu kämpfen hat und wie diesen begegnet werden kann.

Begegnung mit Muhammad Yunus

[Einige Erlebnisse geschildert von Matti]

[...] In Dhaka angekommen, begeben wir uns an die Vorbereitung auf die beiden hier zu besuchenden Sozialunternehmungen. Wir merken schnell, dass in Dhaka unangekündigte Stromausfälle an der Tagesordnung sind. Immer wieder der gleiche Vorgang: Uplötzlich wird alles stockdunkel. Kurz darauf macht sich ein sonores Brummen über der Stadt breit. Viele Gebäudekomplexe verfügen über mächtige Dieselgeneratoren, die die Stromversorgung wiederherstellen. Ob im Internetcafe der Hotellobby oder im Bad unseres Zimmers, immer wieder werden wir unangenehm durch den ausfallenden Strom getroffen.

Sogar in einem perfekt ausgestatteten Konferenzraum wird es mitten in unserem Gespräch stockdunkel. Routiniert nutzt unser Gesprächspartner Maqsood Sinha sein Handydisplay, um uns in einen kleinen, notstromversorgten Raum zu führen, wo er seine Erläuterungen fortführt. Zusammen mit dem Agraringenieur Iftekhar Enayetullah hat er direkt nach seinem Stadtplanungsstudium das Abfallunternehmen Waste Concern gegründet. Mit der

Vision, Müll, von dem allein Dhaka vier Millionen Kilogramm pro Tag produziert, als eine Ressource zu nutzen, waren sie vor zehn Jahren gestartet. Heute betreiben sie zahlreiche Anlagen, die den organischen Teil des Mülls in Kompost umwandeln. Dieser steht hoch im Kurs bei den Bauern von Bangladesch, die ihn als Ersatz für die teuren Chemiedünger erwerben.

Unser zweiter Social Entrepreneur in Dhaka ist Prof. Muhammad Yunus. Die von ihm gegründete, profitable Mikrofinanzbank hilft der Landbevölkerung mit Kleinkrediten bei der Existenzgründung. Yunus ist weltweit bekannt als einer der erfolgreichsten, wenn nicht als der erfolgreichste Sozialunternehmer. Entsprechend hoch ist unsere Spannung, als wir im vierten Stock der 20-stöckigen Grameen Bank-Zentrale im Vorzimmer von Yunus' Büro stehen. Plötzlich steht er vor uns, von seiner Erscheinung her genauso, wie wir sie von den Pressefotos mit den Bill Clintons dieser Welt und seinen Fernsehinterviews kennen. Durch seine unglaubliche Wärme und Menschlichkeit ist schnell jegliche Anspannung gewichen. Dennoch lauschen wir ihm so gebannt, dass wir nach dem 35-minütigen Interview das Gefühl haben, jeden einzelnen seiner Sätze wörtlich wiederholen zu können.

Sätze, die uns zumindest teilweise noch eine längere Zeit beschäftigen werden. Genauso wie die ersten sechs Wochen unserer Expedition, die nun absolviert sind. Die Zeit zum Abschied vom indischen Subkontinent ist gekommen. Erfüllt von vielen herzlichen Begegnungen, der grenzenlosen Gastfreundschaft und der vielfältigen Landschaft, gleichzeitig erleichtert, das Kraft zehrende Gewusel des eng bevölkerten Subkontinents hinter uns zu lassen, steigen wir am Dhaka Airport in unser Flugzeug Richtung Vietnam.

Rollenspiel mit Simulanten

>> Zu der umfangreichen Kommunikationsausbildung in der Humanmedizin gehören auch „Simulationspatientenkontakte“. Von Gabriele Lutz

Jede ärztliche Handlung basiert auf einem einleitenden Gespräch. In den medizinischen Lehrbüchern werden die anamnestischen Daten von Erkrankungen so geschildert, als würden die Patienten alle wichtigen Fakten logisch aufbauen und geordnet präsentieren. Dieses Idealbild ist von der Praxis weit entfernt. Die Fähigkeit, in einem Erstgespräch mit dem Patienten alle Informationen zu erhalten, die für die weitere Diagnostik und Therapie maßgeblich sind, unterscheidet den erfahrenen Könnler vom Berufsanfänger: Sie setzt klinische Kenntnisse, Übung, Erfahrung und ein gutes Maß Intuition voraus. Dabei gilt es, neben dem Aufnehmen der verbalen Anteile des Gesagten auch die nonverbalen Signale zu beachten und zu verstehen; ein Großteil der menschlichen Kommunikation vermittelt sich über die Körpersprache, Tonfall, die Stimmung des Patienten, die Auswahl der Information, Pausen usw.

[...] Um die Medizin-Studenten an unserer Universität auf diese komplexe Lernsituation vorzubereiten, werden zunächst in einem Anamnese-kurs die Technik und Ordnung eines Erstgesprächs vermittelt. Danach, im dritten, vierten und sechsten Semester werden so genannte Simulations-Patienten-Kontakte (SPK) angeboten. Dabei führt jeder Student mit einem „simulierten Patienten“ ein Erstgespräch. Ein „simulierter Patient“ ist ein Schauspieler, meist mit medizinischem Hintergrund, der einen vorgegebenen Fall spielt. Er bekommt eine „Regieanweisung“ zu den Beschwerden, dem sozialen Hintergrund und der Persönlichkeit des zu spielenden Patienten. Der Student bekommt lediglich einen knappen Hinweis zur Eingangsszene: „Sie sind Student in einer Allgemeinarztpraxis. Der Arzt ist gerade beschäftigt und Sie sind angehalten, bei der 50-jährigen Frau Meier, die in Begleitung ihres Ehemanns kommt, eine Anamnese zu erheben.“

Das nun folgende Gespräch wird aufgezeichnet und in der SPK-Gruppe, bestehend aus acht bis zehn Studenten, besprochen. Die Gruppe trifft sich am Nachmittag, einige Studenten haben bereits gedreht. Und los geht's. Auf die Frage, welche Anamnese zuerst angeschaut werden soll, herrscht zunächst betretenes Schweigen. Keiner möchte beginnen. „Ich habe meine bereits angeschaut und gemerkt, dass das Gespräch völlig daneben war. – Es ist so peinlich.“ Nach einem kurzen Hin und Her erklärt sich eine Studentin bereit, mit der Vorstellung ihrer Aufnahme zu beginnen. Die Eingangsszene beginnt. Die Studentin eröffnet das Gespräch mit den Worten: „Ich mache hier in der Praxis ein Praktikum und würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.“ Dabei redet sie laut und schnell, setzt sich an den Tisch und wartet, bis die Patientin ihr gegenüber Platz genommen hat. Die Szene wird gestoppt. „Wie war diese kurze Szene beim Anschauen?“

Die Studentin bemerkt, dass sie sich der Patientin kaum vorgestellt hat, dass die Atmosphäre wenig einfühlsam und Vertrauen erweckend war. Im Gespräch mit den Kommilitonen werden deren Beobachtungen gesammelt und nach Möglichkeiten einer sinnvollen Gestaltung der Eingangsszene gesucht. Die Patientin berichtet über Symptome einer Lungenentzündung, und die Studentin versucht im Gespräch die Krankheitsursache herauszufinden. Auf die Frage: „Haben Sie eine Idee, wo Sie sich den Husten eingefangen haben könnten, stockt die Patientin für zwei Sekunden. Es scheint, dass sie wie in sich versinkt. Sie antwortet: „Nein, ich habe eigentlich keine Ahnung.“ Die Studentin fährt fort mit der Befragung. Den anderen in der Gruppe fällt bei der Nachbesprechung auf, dass da eine merkwürdige Pause auftauchte, die nicht so recht zu verstehen war.

Der zweite Student, der seine Anamnese mit derselben Patientin machte, fragt an einer ähnlichen



Dr. med. Gabriele Lutz ist langjährige Dozentin von Seminaren im Bereich des Simulationspatientenkontakts. Die ehemalige Studentin der Universität Witten/Herdecke arbeitet als Neurologin und Psychotherapeutin am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke.

Stelle sehr empathisch nach: „Sie haben eben gestockt und sagen ‚eigentlich‘. Haben Sie vielleicht doch eine Idee, in welchem Zusammenhang der Husten stehen könnte?“ Es entsteht eine längere, etwas peinliche Pause, die der Student aushält und in der er Interesse signalisiert. Dann erst kann die Patientin von ihrer großen Angst berichten, dass sie sich bei einer Ferienreise, bei der sie ungeschützten Geschlechtsverkehr hatte, mit HIV infiziert haben könnte.

Ein äußerst wichtiger Bestandteil der Anamnese konnte in diesem Fall nur dadurch erschlossen werden, dass eine peinliche Pause wahrgenommen und verständnisvoll erkundet wurde. In diesem Fall wäre die Lungenentzündung vielleicht behandelt worden, die HIV-Diagnostik jedoch und die gegebenenfalls nötige antiretrovirale Therapie wäre wegen

der Schamgefühle der Patientin eventuell verzögert oder gar nicht eingeleitet worden. Wird die erste Beschwerdeschilderung richtig verstanden und eingeordnet, können viel unnötige, für den Patienten belastende und für die Gesellschaft kostspielige Diagnostik und Fehldiagnosen vermieden werden und ein für beide Seiten zufrieden stellendes „Arbeitsbündnis“ entstehen.

Dieser Unterricht ist ein wichtiger Beitrag zur Professionalität der Studenten an der UW/H und eine gute Prophylaxe gegen ärztlichen Zynismus, der nicht selten aus dem Unverständnis zwischen Arzt und Patient resultiert. Das Gespräch mit dem Patienten ist eine ärztliche Kernkompetenz – die Fähigkeit dazu fällt nicht vom Himmel: Sie will gelernt, geübt und immer wieder neu reflektiert sein.

»Ein ganz normaler Arbeitsplatz«

» Ein Interview mit dem Universitätsmusikdirektor Ingo Ernst Reihl



[...] Die Universität Witten/Herdecke hat einen hauptamtlichen Universitätsmusikdirektor. Ingo Ernst Reihl leitet in dieser Funktion den Chor und das Orchester der Universität. Wir sprachen mit ihm über den eigenen Blickwinkel des Dirigenten und auch über seine Sichtweise als einziger fest angestellter künstlerischer Mitarbeiter der UW/H.

? Im Studium fundamentale, der studienbegleitenden verbindlichen Zusatzausbildung der Universität, hat auch die Musik ihren festen Platz. Trotzdem ist Witten/Herdecke natürlich keine Kunsthochschule oder Musikakademie, sondern eine wissenschaftliche Hochschule. Wie sehen Sie Ihre Position als einziger fest angestellter Künstler?

Wir haben ja einen großen Kreis von Gastkünstlern, die hier seit Jahren erfolgreich tätig sind. Nur ist es mir durch meine Festanstellung vergönnt, mich ein bisschen intensiver mit dieser Universität und mit den Studierenden befassen zu können. Es ist ja nicht neu, dass Künstler in anderen Kontexten arbeiten. Es ist vergleichbar mit einem Kirchenmusiker, der auch der einzige Künstler ist (nachdem die Kirche gebaut und das Altarbild gemalt ist), der tatsächlich dauerhaft an einer Kirche, also in einem religiösen Zusammenhang, arbeitet. Und hier wie dort besteht seine Tätigkeit zu einem Teil aus „Dienstleistung“. Wenn man ihn lässt, wird er darüber hinaus eine Institution immer als Künstler sehen und mitentwickeln. Oft hat er mit Vorurteilen zu kämpfen, zunächst können seine Beiträge als naiv oder unrealistisch gelten. Durch die kontinuierliche Arbeit kann er dann aber etwas formen, womit die anderen nicht gerechnet haben.

? Woran denken Sie dabei? Können Sie Beispiele nennen?

Jedes Konzert ist ein solches Beispiel. Natürlich könnte man einfach ein Plakat machen, ein Datum und ein paar Werke draufschreiben, und dann wird gespielt. Aber das Wesentliche an einem Konzert muss doch sein, dass man mit der Lebendigkeit einer Aufführung immer wieder überrascht. Und es freut mich, dass uns gerade das in Witten, wenn ich das so unbescheiden sagen darf, immer wieder gelingt; also mit einfachen Mitteln so zu arbeiten, dass tatsächlich z.B. ein Konzert von Chor und Orchester durch eine unbedingte Präsenz besticht, wie das nicht an allen Konzertorten der Fall ist.

? Chor und Orchester der UW/H geben mehrmals im Jahr Konzerte in der Universität und auch an anderen Orten. Eine Besonderheit ist, dass Sie bereits 13 Großratorien und Messen – jeweils zur Winterzeit – aufgeführt haben. Wie ist die Idee dazu entstanden?

Hier muss ich ein bisschen weiter ausholen. Ich wurde 1989 von einem damaligen Wirtschaftsstudenten, Julian Holch, angerufen, der Mitglied im Bochumer Uniorchester war. Er hat von mir erfahren, weil ich dem dortigen UMD Hans Jaskulsky zwei Jahre assistiert hatte. Julian sagte mir, die Wittener Studierenden wollten jetzt ein eigenes Orchester haben. Ob ich Interesse hätte, das zu dirigieren. Und dann kam ich neben vier anderen Kandidaten zum Vordirigieren in den Speisesaal des Gemeinschaftskrankenhauses Herdecke. Letztendlich haben sie mich genommen. Das Orchester wurde von Reinhard Habel, dem damaligen Stufu-Leiter, ins Lehrangebot aufgenommen. 1991 fragten mich dann die studentischen Organisatoren der Sommerakademie, ob ich nicht einen Orchesterkurs anbieten könnte.

... »Ein ganz normaler Arbeitsplatz«



? Für Nicht-Wittener: Sommerakademien sind Veranstaltungen außerhalb der Universität, wo sich Studierende, Lehrende und Ehemalige zu Vorträgen und Workshops treffen ...

... ja, richtig. Und weil ein Orchester ja gerade aufgebaut wurde, habe ich ein kleines Opernprojekt vorgeschlagen, welches letztendlich aber zu aufwendig war. Also habe ich einen Stimmbildungs- und einen Chorkurs angeboten. Daraus ist dann der Unichor entstanden. Im darauf folgenden Jahr, 1992, hatten wir dann das erste Konzert mit Mozarts Requiem.

? Hatten Sie damals schon vor, die große Form des Oratoriums zu einer Art Markenzeichen des universitären Lebens zu machen?

Ich hatte ja das Glück, bereits im Alter von 15 Jahren ein eigenes Orchester zu haben, einen Chor hatte ich jedoch noch nicht. Und natürlich ist die Königsdisziplin eines großen Chores das Oratorium. Bei Chorgründung war ich 21 und hatte einige Jahre meines Lebens schon dirigiert, aber nie ein großes Oratorium. Und natürlich lag es mir am Herzen. Die Programme der ersten Jahre, also Mozarts Requiem, Mendelssohns Paulus, das Brahms-Requiem und die Chichester Psalms von Bernstein waren Träume von mir, die ich auf einmal verwirklichen konnte.

? Das Studium fundamentale umfasst Lehrangebote aus so unterschiedlichen Bereichen wie Phi-

losophie, Soziologie, Kulturgeschichte, Literatur, bildende Kunst und eben auch Musik. Die aktive Mitwirkung im Chor und im Orchester, und natürlich auch die umfangreiche Probenarbeit, gelten für die Studierenden als Lehrveranstaltung, in der man einen Leistungsnachweis erbringen kann. Welchen Stellenwert haben die Musikangebote im Studium fundamentale? Mal ketzerisch gefragt: Wird das angeboten, damit die Studenten ihrem Hobby nachgehen können?

Ich erinnere mich daran, dass vor Jahren in einer Konferenz dieses Argument besorgt diskutiert wurde. Wir erörterten die Frage, ob Studierende einen künstlerischen Leistungsnachweis erbringen können sollten. Heutzutage eine Selbstverständlichkeit, damals undenkbar, weil einige Kollegen dachten, man könne einfach nur seinem Hobby frönen. Nun, abgesehen davon, dass unter unseren Studierenden immer wieder einige dabei sind, die ein abgeschlossenes Musikstudium hinter sich haben, ist die Frage falsch gestellt. Ich kann mich auch leidenschaftlich für Geschichte interessieren und bei Prof. Rösen ein Seminar machen. Natürlich werde ich dadurch kein Historiker. Ich bin vielleicht ein Medizinstudent, der im Seminar mit einem Aspekt der Geschichtswissenschaft konfrontiert wird – nicht so breit, sondern so tief es eben geht. Und dabei kann ich spezifische Methoden erlernen, die sich von anderen unterscheiden, und die Teil werden können meiner eigenen Reflexion und meiner Urteilsfindung. Gleiches gilt auch für die künstlerischen Disziplinen.

? Im Chor und im Orchester der Universität wirken von Fall zu Fall professionelle Gastmusiker mit. Prinzipiell handelt es sich aber um Laienensembles. Sie arbeiten aber auch mit professionellen Orchestern – und hier vor allem mit dem Minsker Kammerorchester, das Sie schon seit langen Jahren leiten. Gibt es einen Unterschied zwischen der Arbeit mit professionellen Musikern und der Arbeit mit begabten Laien?

Ja, ich glaube schon. Der Laie steht in einem ganz freien Verhältnis zur Kunst. Der professionelle Musiker ist von dieser Kunst abhängig, er lebt tatsächlich von ihr. Und das macht man sich oft nicht klar. Allzu leicht wird gesagt, die Laien sind viel enthusiasti-

scher und wissen noch, worum es in der Musik geht – im Gegensatz zu den „zynischen“ Profis ... Dieses Phänomen können wir doch in jeder Berufsgruppe feststellen. Meine Erfahrung mit professionellen Orchestern in Westeuropa ist, dass die Musiker sich unter enormem Druck seitens der Kollegen wähnen. Ein Dirigent muss auch damit lernen umzugehen.

? Und in Osteuropa?

Mit dem Minsker Kammerorchester verbindet mich eine sehr lange tiefe Freundschaft. Wir haben ein unbedingtes Vertrauen zueinander, und da ist einfach der Unterschied zu Laien, dass ich auf deren langjährige Erfahrung zurückgreifen kann und auch auf ihr Können, die spielen um ihr Leben. Aber es ist nicht so, dass wir weniger für ein Projekt proben würden, als z.B. mit dem Jungen Orchester NRW. Im Gegenteil, die Arbeit ist zum Teil länger und intensiver mit den osteuropäischen Profis, weil dort bei einer Wiederaufnahme alles neu hinterfragt und geendet wird, auch wenn wir das Werk bereits 60 Mal aufgeführt haben.

? Ist denn dann die Arbeit mit Laien nicht manchmal frustrierend?

Frustrierend ist es nur dann, wenn Absprachen nicht eingehalten werden; wenn zu spät zur Probe gekommen wird; wenn wir auf die Ergebnisse der vergangenen Probe nicht aufbauen können, also wenn das, was wir besprochen haben nicht vor- bzw. nachbereitet wurde. Also ganz genau wie in einem wissenschaftlichen Seminar auch. Wichtig ist, mit Laien professionell und ebenso leidenschaftlich zu arbeiten. Und man wundert sich darüber, dass Ensembles wie Chor oder Orchester der UW/H trotz hoher Fluktuation so etwas wie eine kollektive Erinnerung haben. Die Ensembles entwickeln sich stetig weiter, das ist Kultur ... !

? Zu den Konzerten im Campusgebäude kommen auch sehr viele Bürger aus Witten und Umgebung. Das Musikangebot der Universität scheint ein ganz wichtiges Element zu sein, in der Region nach außen zu wirken.

Die künstlerischen Angebote sind im Studium fundamentale verankert. Es soll eine wahrnehmbare Kultur gepflegt und weiterentwickelt werden. Ich

glaube, dass unsere Arbeit sowohl nach innen wirkt, also auch als identitätsstiftend für die Universität gelten mag, als auch unserer Institution in der Öffentlichkeit ein Gesicht gibt. Beide Seiten halte ich für sehr wertvoll.

? Ein Dirigent steht ja im Konzert zwischen den Ausführenden und dem Publikum, sogar erhöht. Die wenigsten Menschen wissen, was das für ein Gefühl ist ...

Das ist ein ganz normaler Arbeitsplatz. Vielleicht nicht so häufig wie ein Schreibtisch, aber auch nicht so hoch wie das Führerhaus eines Kranführers. Allerdings ist es schon eine Ehre, wenn vor mir Menschen sind – manchmal 15, manchmal 200 – die mir vertrauen. Die sollte man nicht enttäuschen.

? Manchmal verlangt es ja die Musik, dass ein Dirigent bei einem Konzert sehr aus sich herausgeht. Haben Sie im Nachhinein manchmal den Gedanken, mein Gott, wie habe ich jetzt da oben gewirkt?

Im Allgemeinen glaube ich zu wissen, wie ich mit bestimmten Gesten und Mimiken aussehe, sonst würde ich sie ja nicht wählen. Wie es auf wen wirkt, ist eine zweite Frage. Aber ich merke ja sofort, ob ich mit meinen Bewegungen das bei den Musikern erreichen konnte, was meine Intention war. Nach einem Konzert gehe ich dann mit mir viel strenger um, als mit irgendeinem anderen Musiker in den Proben. Da hagelt es tatsächlich Kritik an mir selbst. Und nicht zu knapp. [...]

Ingo Ernst Reihl, 1969 geboren, gründete 1985 Das Junge Orchester NRW, das er noch heute leitet. Dirigierkurse bei Hans Jaskulsky, Orlando Zucca und Libor Pesek. Seit 1990 Dozent an der Fakultät für das Studium fundamentale der UWH. 1992 Gastdirigent beim Staatlichen Kammerorchester Belarus und 1993-99 Chefdirigent dieses Ensembles. 1993 Stipendium der Werner Richard-Dr. Carl Dörken-Stiftung, seit 1993 Universitätsmusikdirektor der UWH.

[Dezember 2008]

„Zur Freiheit ermutigen“ – diesen Teil des Leitbildes der Universität Witten/Herdecke nahm dieser Student wörtlich: Bei der Demonstration am 18.12.2008 vor dem Landtag in Düsseldorf ging es darum, die Demonstrationsfreiheit zu nutzen, um den Fortbestand der UW/H zu sichern. Einen Tag zuvor hatte der damalige Präsident, Prof. Dr. Birger P. Priddat, in einer Vollversammlung die drohende Insolvenz bekannt gegeben.





ZEIT online am 21.12.2008:

Witten/Herdecke:

Eine Uni zwischen Scheitern und Neuanfang

**>> Die Uni Witten/Herdecke steht vor der Pleite.
Es ist nicht das erste Mal und trotzdem dramatisch.**

Ein Kommentar von Jan-Martin Wiarda

Eine Nachricht von der drohenden Pleite hat eigentlich geringen Neuigkeitswert. In der 26-jährigen Geschichte von Deutschlands erster Privatuniversität gehörten die existenziellen Bedrohungen zu den am verlässlichsten wiederkehrenden Ereignissen. Doch die Auseinandersetzung, die sich in den Tagen vor Weihnachten zwischen der kleinen Hochschule und dem Wissenschaftsministerium von Nordrhein-Westfalen zugetragen hat, ist in ihrer Dramatik selbst für Wittener Verhältnisse bemerkenswert.

Wissenschaftsminister Andreas Pinkwart (FDP) hatte am vergangenen Mittwoch angekündigt, der Uni den Landeszuschuss für 2008 in Höhe von 4,5 Millionen Euro nicht auszuzahlen und zusätzlich drei Millionen für das Jahr 2007 zurückzuverlangen. Die Begründung: Trotz wiederholter Aufforderung habe Witten/Herdecke keine ordnungsgemäße Geschäftsführung nachweisen können.

Am Donnerstag ließ der erst vergangenes Jahr als Retter geholte Uni-Präsident Birger P. Priddat seinen Rücktritt bekanntgeben, gleichzeitig warnte ein Uni-Sprecher, wenn nicht bis Ende des Jahres ein finanzieller Ausweg gefunden werde, sei es „aus“. Auf dem Campus demonstrierten Hunderte Studenten gegen die drohende Schließung, boten sogar an, bis zu 60 Prozent höhere Studiengebühren zu zahlen. Minister Pinkwart tröstete sie bereits, zur Not würden andere NRW-Hochschulen sie aufnehmen.

Wird es diesmal tatsächlich soweit kommen? Fest steht, dass die Universität mit ihren 1200 Studenten und einem Etat von gut 30 Millionen Euro

auf die Landesmillionen zwingend angewiesen ist. Fest steht aber auch, dass Witten seit Jahren hauptsächlich mit finanziellen Engpässen, abgesprungenen Sponsoren und Problemen bei der Studiengang-Akkreditierung für Schlagzeilen sorgte.

Dabei entstand bei Beobachtern der immer gleiche Eindruck: Die wurschteln sich durch. Den Vorwurf, die Uni-Leitung habe ihre Buchführung nicht im Griff, hatte schon vergangenes Jahr das Familienunternehmen Droege erhoben, bevor es sein Millionen-Engagement in Witten beendete. Insofern klingt die Ankündigung der Hochschule, das Vorgehen der Landesregierung juristisch prüfen lassen zu wollen, nach einer leeren Drohung: Die Verantwortlichen wissen ja selbst am besten, welche Unordnung in ihrem Haushalt herrscht. Priddat selbst will sich zu den Vorgängen nicht öffentlich äußern.

Wissenschaftsminister Pinkwart mag juristisch einwandfrei handeln, wenn er Witten den Geldhahn zudreht – Recht habe er darum noch lange nicht, sagt Wolfgang Nowak, ehemaliger sächsischer Staatssekretär für Bildung und jahrelanger Berater der Privaturi: „Die strittigen Millionen ließen sich auch dadurch wieder hereinholen, dass das Land der Universität einen professionellen Finanzverwalter zur Seite stellt, mit dem Ziel, den Haushalt in zwei Jahren in Ordnung zu bringen.“

Rechtlich wäre auch das ohne Weiteres möglich, doch womöglich fehlt der politische Wille, der als anthroposophischen Eliteschmiede verschrieenen Hochschule einen weiteren der bereits unzähligen Neuanfänge zu gönnen. Teilweise hat sie sich das selbst zuzuschreiben, zu vollmundig waren in den Gründerjahren die Prahlereien, ohne Staatsgeld auskommen zu wollen – um dann seit den Neunzigern doch jedes Jahr um Steuergeld zu ersuchen. Auch jetzt, betonte Pinkwarts Sprecher, hät-

Über Nacht hatten die Studierenden eine Eildemo vor dem Landtag angemeldet und waren mit rund 200 Demonstranten dort erschienen. Unter dem Motto „100 Milliarden für Banken – keine vier Millionen für zukunftsweisende Bildung“ protestierten die Studierenden gegen die Entscheidung der Landesregierung, die Landesmittel für ihre Uni mit sofortiger Wirkung zu stoppen. „Uns geht es darum, die Uni mit ihren innovativen Konzepten zu erhalten, die den staatlichen Unis zahlreiche Impulse gegeben haben“, erklärte Jannis Keuerleber, der in Witten Kulturreflexion studiert. Er war auch einer von vier Studenten, für die sich Pinkwart anschließend fast eine Stunde Zeit für ein Gespräch nahm.



ten selbst 18 Aufforderungen die Uni-Leitung nicht dazu gebracht, einen belastbaren Haushaltsplan vorzulegen.

Trotzdem hätte Witten/Herdecke all die Jahre mehr verdient gehabt als die halbherzige Unterstützung einer Landesregierung, die sich egal welcher Coleur nie wirklich für die Visionen der Hochschule hat erwärmen können. Die Uni würde es auch jetzt noch verdienen: mit einem Studium Fundamentale, das Vorbild geworden ist für Studienreformen im ganzen Land; mit einem lange Zeit hervorragenden Studienfinanzierungssystem, das sich die Bundesländer besser zum Vorbild hätten nehmen sollen, als sie an den staatlichen Hochschulen Studiengebühren einführen; und schließlich mit einem Medizinstudium, dessen Praxisnähe über Jahre hinweg einzigartig war in Deutschland.

Für einen Neuanfang ist es noch nicht zu spät. Die Hochschule muss sich bewegen, und das tut sie bereits: Nicht nur Priddat ist zurückgetreten. Vom Wochenende hatte es Gerüchte gegeben, wonach

auch die beiden glücklosen Mitglieder des Präsidiums abgelöst werden sollen. Den Gerüchten zu Folge soll es künftig auch in Witten/Herdecke die bewährte Doppelspitze eines Präsidenten und Kanzlers geben.

Die Universität selbst wollte die Gerüchte zunächst nicht bestätigen. Es wurden aber bereits Kandidaten für die Spitzenämter gehandelt – wenn sie überhaupt noch gebraucht werden. Die Entscheidung darüber hat jetzt vor allem Wissenschaftsminister Pinkwart zu fällen. Der Preis fürs Sturbleiben wäre doppelt hoch: Gäbe er Witten/Herdecke auf, würde er womöglich auch der ohnehin schon arg ramponierten Idee privater Hochschulen in Deutschland den Todesstoß versetzen.

Adresse: www.zeit.de/online/2008/52/witten-herdecke-kommentar/komplettansicht

ZEIT online am 23.01.2009:

Insolvenz abgewendet:

Investoren retten Uni Witten-Herdecke

>> Der Lehrbetrieb an Deutschlands ältester Privathochschule ist gesichert. Mehrere Gesellschafter wollen für die Finanzierung geradestehen, auch das Land gibt wieder Geld.

Von Meike Fries

Vertreter der Hochschule, private Investoren sowie der nordrhein-westfälische Wissenschaftsminister Andreas Pinkwart (FDP) hatten ab Donnerstagabend in einer nächtlichen Krisensitzung über einen Finanzierungsplan für Deutschlands älteste Privathochschule verhandelt.

Nun ist die Zukunft der Uni offenbar gesichert. Wie Die Welt meldet, werden mehrere Investoren den Lehrbetrieb sicherstellen, darunter die Software AG Stiftung aus Darmstadt, die katholischen Diözesen Essen, Paderborn und Stuttgart, die Düsseldorfer Unternehmensberatung Droege International, eine Initiative ehemaliger Hochschul-Absolventen sowie Kuratorium und Stiftung der Privaturuniversität. 16 Millionen Euro Kapitaleinlagen und eine Bürgschaft von 10 Millionen Euro sollen zur Rettung der Uni beitragen.

Die 1983 gegründete Hochschule war kurz vor Weihnachten in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten geraten, als die nordrhein-westfälische Landesregierung überraschend Fördermittel in Höhe von 4,5 Millionen Euro strich sowie für 2007 bereits gezahltes Geld zurückforderte. Jetzt will auch das Land die Uni wieder unterstützen. 13,5 Millionen Euro sollen für 2009 und 2010 zur Verfügung gestellt werden, sagte ein Sprecher des Wissenschaftsministeriums.

Pinkwart begrüßte, „dass die Hochschule mit ihrem neuen Konzept die Chance zu einem tragfähigen Neuanfang bei Sicherung ihres besonderen Pro-

files genutzt hat“ und stellte weitere 2,25 Millionen Euro für die beiden Jahre in Aussicht.

Der neue Geschäftsführer der Uni, Michael Anders, will in der Verwaltung sparen, die Zahl der aktuell 1200 Studierenden verdoppeln und die Studiengebühren erhöhen. In den kommenden fünf Jahren sollen 30 von 400 Stellen in der Verwaltung abgebaut werden. Der Anteil der Studiengebühren am Gesamtbudget soll von 7 auf 20 Prozent erhöht werden. Den ursprünglich angekündigten Finanzbedarf von rund 20 Millionen Euro bis zum Jahr 2011 wolle er deutlich senken, sagte Anders.

In den vergangenen Wochen hatten Alumni, Freunde und Studenten der Hochschule rund 800 000 Euro Fördergeld von privaten Spendern eingesammelt. Nach Wochen der Ungewissheit freuen sich die Studierenden über die neuen Entwicklungen: „Wir sind sehr erleichtert und hoffen, dass wir jetzt in die Zukunft blicken können“, sagte Mirjam Karcher, Vorstand der Studierenden-Gesellschaft. „Wir hoffen, dass die finanziellen Fragen jetzt in den Hintergrund treten und wir die Uni inhaltlich weiterentwickeln können.“

Die Geschichte der anthroposophisch geprägten Hochschule ist von finanziellen Nöten geprägt. 1995 waren daher Bund und Land in die Finanzierung eingestiegen.

Adresse: www.zeit.de/online/2009/05/witten-herdecke-investoren/komplettansicht



Abb. oben: Studierende der UW/H in untypischer Pose – eher scherzhaft hatten die Studierenden einen der Kameraleute, die über die Demo berichteten, gefragt, was sie tun müssten, um in die Hauptnachrichten zu kommen. „In den Rhein springen“, war die lakonische Antwort. Unter dem Motto „Die Uni darf nicht baden gehen“ zogen sich dann einige Studierende bei frostigen Temperaturen bis auf die Unterwäsche aus. „Die Handtücher hatten wir vor Ort noch schnell gekauft“, erinnert sich die Studentin Julika Franke an die improvisierte Aktion, die jedenfalls die Polizei hinreichend nervös werden ließ, denn: Baden verboten! So blieben am Ende alle Studierenden trocken – dpa berichtete trotzdem.

Dank des beherzten Einsatzes von Studierenden, Alumni und Mitarbeitern sowie alten und neuen Freunden und Förderern ging auch die Uni am Ende nicht baden.

Neustart

Das Jahr 2009 war nicht nur ein Jahr der Krise für unsere junge Universität – es war vor allem auch ein Jahr der Läuterung und des „Sich-zurecht-Schütterns“, ein Jahr der aufgekrepelten Ärmel und der schmerzhaften Einschnitte, ein Jahr der Standortbestimmung und Neu-Justierung.

Die heutige Wissensgesellschaft braucht Orte, in denen konzentriert und nicht unmittelbar zweckgebunden oder wertschöpfend Erkenntnisgrenzen überschritten werden. In denen der freie Diskurs über Methoden und Substanz des Erkenntnisgewinns genährt, gepflegt und kultiviert wird; in denen systematisch und mit Hingabe geforscht, Wissen vermittelt, geteilt und dadurch vermehrt wird. Das gilt zunächst für alle modernen Universitäten, staatlich, frei-gemeinnützig oder privat, im Inland und Ausland. Was kennzeichnet also unsere Universität, die erste private in Deutschland? Was ist die Kernidee einer Universität, die nur entstehen, sich entwickeln und in schwierigster Zeit bewähren konnte, weil sie viele Menschen im Verlauf ihrer kurzen Geschichte überzeugt hat?

Aus der errungenen und gelebten Freiheit heraus wächst die individuelle und persönlich wahrgenommene Verantwortung, die unsere Gesellschaft heute und in Zukunft braucht. Mit diesem Gedanken ist der Ursprung unserer Universitätsidee umrissen. [...] Im Mittelpunkt stehen unsere Studierenden – und eine nüchterne Gegenwartsbetrachtung: Bei allem erfolgreichen Erkenntnisgewinn unserer Wissensgesellschaft sind wir heute in der Gefahr, nicht den Mut und die Kraft aufzubringen, die zentralen Aufgaben in Wirtschaft und Umwelt, in Ressourcenverteilung, Gerechtigkeit und Globalisierung zu lösen. Wir vermeiden die notwendigen harten Auseinandersetzungen. Wir sind fleißig darin, entscheidende gesellschaftliche Probleme gut verpackt an kommende Generationen „durchzureichen“.

Was bedeutet das für die Universität Witten/Herdecke? Unsere Gesellschaft braucht talentierte, tüchtige und mutige junge Menschen, die sich diesen Problemen stellen. Die Universität Witten/Herdecke sucht diese jungen Menschen als Studierende und lädt sie zu einem Studium ein. In Wirtschaft und Kulturreflexion, in Medizin und Pflegewissenschaft. Studierende, die sich neugierig, tatendurstig und zupackend auf den Weg machen. Die den Konflikten nicht ausweichen. Die nicht durchreichen. Die sich Fähigkeiten und Fertigkeiten aneignen und Netzwerke bilden, ohne die heute nichts Entscheidendes mehr bewegt wird. Die zu urteilskräftigen, sozial verantwortlichen Persönlichkeiten heranreifen. Aus einer inneren Freiheit heraus, die den Kern der Wittener Universitätsidee ausmacht. Auch in Zukunft.

[...]

Die deutsche Hochschullandschaft befindet sich in einer Phase radikaler und grundlegender Veränderungen. Der Wettbewerb nimmt zu. Das erzeugt Veränderungsdruck und eröffnet



Entwicklungspotenzial. Gerade unter der Bedingung eines immer leistungsfähigeren Wettbewerbs sind die Profilierung und strategische Positionierung der Hochschulen eine grundlegende Voraussetzung ihrer Zukunftsfähigkeit. Hierbei gilt es, die Stärken zu stärken und die Schwächen zu schwächen. Nach den Turbulenzen Ende 2008 befindet sich die UW/H mitten in einer Phase der Neubestimmung und Neubestimmung: Jetzt gilt es zu bewahren, was bewahrenswert ist, und zu verändern, was zu verändern sinnvoll und notwendig ist. Auch wenn in der jüngsten Vergangenheit Fehler gemacht worden sind, so wurde vieles auch richtig gemacht. Die Substanz der UW/H zeigt eine große Wertbeständigkeit und geht aus den Turbulenzen mit neuer Kraft und Zuversicht hervor. Mitarbeiter, Studierende und Ehemalige, Freunde und Förderer, Politiker und viele andere Personen und Institutionen haben in der Zeit der Unsicherheit zu uns gehalten und uns das Vertrauen geschenkt, gestärkt aus der Krise hervorzugehen.

Das Richtige richtig zu tun ist der Anspruch, an dem wir uns jetzt und künftig orientieren und auch messen lassen wollen. Es ist unser gemeinsames Ziel, die UW/H so aufzustellen, dass sie in der Lage ist, ihre Innovationsführerschaft in Sachen alternativer Bildungskonzepte und ihre Impulsgeberschaft für die gesellschaftlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts beizubehalten und auszubauen. Für die UW/H besteht heute die großartige Chance, die erfolgreichen Ideen und Konzepte aus der Vergangenheit aufzunehmen und mit Blick auf die Zukunft der Universität weiterzuentwickeln. [...] Was ist der Kern der gemeinsamen Aufgabe? Wir haben in den vergangenen Monaten häufig die Grundwerte unserer immer noch jungen Universität – Wahrheit, Freiheit und Soziale Verantwortung – diskutiert, in Frage gestellt und überprüft. Und wir sind zu dem Schluss gekommen, dass diese – 27 Jahre nach der Gründung – immer noch klar, kraftvoll, modern und zukunftsweisend sind. Die Grundwerte sind Fundamente unserer Universität und bleiben tragfähig. Auf der

... Neustart

Grundlage dieser Werte will Witten auch in Zukunft eine Universität sein, die neue Modelle, Innovationen und Überraschungen hervorbringt: eine Universität, die ausprobiert und verwirft, die als lernende Organisation selbst neue Lernwege beschreitet und ihre Erfahrungen weitergibt, die Urteilskraft stärkt und den Unternehmergeist beflügelt, die durch originelle Forschungsansätze das Wissen und Verstehen erweitert. [...]

Die UW/H steht für eine tatkräftig praktizierte Reform der klassischen Alma Mater, die die Tradition der Humboldtschen Ideale von Freiheit und Selbstständigkeit mit den veränderten Anforderungen der zukünftigen wissensbasierten Weltgesellschaft kombiniert. Als Universität in freier Trägerschaft steht die UW/H für die Verwirklichung eines freien Bildungsverständnisses in einer Gemeinschaft von Lernenden, Lehrenden und Forschenden. Im Mittelpunkt unserer Anstrengungen stehen: Die Förderung des selbstbestimmten Studierenden, die sein Potenzial zu voller Entfaltung reifen lässt. Humboldt verpflichtet und Humboldt neu denkend. In der Radikalisierung des Humboldtschen Universitätsideals versteht sich die UW/H als eine unternehmerische Universität im Sinne der Einheit von Lehre und Forschung sowie wissenschaftlicher Dienstleistung und praxisbezogener

Erprobung. Die Vermittlung von Fachwissen ist im Bildungsanspruch der UW/H folglich ein notwendiger, aber nicht hinreichender Schritt auf dem Weg zu persönlicher Reflexionsfähigkeit, Urteilskraft und sozialer Verantwortung. [...]

Am Anfang steht das Auswahlverfahren: Für die UW/H ist es wichtig, nicht die meisten, sondern die besten Studierenden zu gewinnen, und die Besten sind für uns nicht unbedingt die mit der besten Abiturnote. Wir glauben nur sehr eingeschränkt an einen Zusammenhang von Abiturnote und Studierfähigkeit. Uns geht es um Typen, Charaktere, Persönlichkeiten, Überzeugungstäter, Kreuz- und Querdenker, Neulandbetreter, Quereinsteiger, Grenzgänger, Schnittstellenmanager, Möglichkeitsraumgestalter und Über-den-Tellerrand-Gucker. Durch ein einzigartiges und vom CHE evaluiertes Verfahren wählt die UW/H die zu ihr passenden und geeigneten Studierenden selbst aus. Mit einer Reihe unterschiedlicher Stipendien und dem berühmten umgekehrten Generationenvertrag setzen wir uns für höhere Bildungsgerechtigkeit ein. Das Studium fundamentale ist der fachübergreifende Identitätskern und das interdisziplinäre Herzstück der Universität. Es ist wesentlicher Bestandteil jedes Studiengangs und prägendes Merkmal der so genannten „Wittener Didaktik“ und steht für den Anspruch, eine interdisziplinäre Perspektivenvielfalt in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft aufzuspannen.

Die Wittener Didaktik ist eine Kernkompetenz aller Studienangebote der UW/H. Sie ist im Gründungsgedanken der UW/H verwurzelt – und mit der Universität stets weiter gewachsen. Sie baut auf der Überzeugung auf, dass die Unterstützung einer freien Persönlichkeitsentwicklung besonders gut gelingt, wenn sie an ein intensives Lehrangebot gekoppelt ist, das die Eigenaktivität der Studierenden fördert und herausfordert. Die Wittener Didaktik setzt die Prinzipien des situierten Lernens konsequent um: Der Studierende ist dabei selbst aktiv und steuert den Lernprozess. Wissen, Fertigkeiten und Haltungen werden so angeboten, dass sie auf der individuellen Vorbildung des Einzelnen aufbauen. Die Lehre erfolgt deshalb problemorientiert. So spiegelt die Lehre nicht nur den aktuellen Erkenntnisstand der Wissenschaft wider, sondern die für die Lehre gewählten Probleme weisen auch ein hohes Maß an Praxisrelevanz auf. [...]

Vor diesem Hintergrund bereitet die Wittener Didaktik den Boden für eine fachlich ausgezeichnete Ausbildung, bei der nicht nur der Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten hohe Aufmerksamkeit geschenkt wird, sondern ein besonderer Wert auf die Strategien zur Wissensaneignung gelegt wird, die



jeder Studierende für sich entwickelt, um den komplexen und vielfältigen Anforderungen der modernen Wissensgesellschaft angemessen begegnen zu können. [...]

Kernauftrag unserer Universität ist es, Lehr- und Lernlabor für ein modernes Bildungswesen zu sein. Als Modell steht die UW/H für praxisnahe Lehre und entwicklungsorientierte Bildung und Forschung. Das problemorientierte Lernen (POL) ist ausführlich erprobt und wird als Erfolgskonzept von anderen Universitäten übernommen. Ziel der Ausbildung ist eine neue Generation von Zahn- und Human-Medizinern, Pflegewissenschaftlern, Führungspersönlichkeiten und Kulturmanagern, die nachhaltig wirtschaften und verantwortlich mit Menschen und Ressourcen umgehen.

Durch Qualifizierung des leistungs- und verantwortungsbewussten Führungs- und Entscheidungsnachwuchses und durch originäre interdisziplinäre Forschungsbeiträge für die drängenden gesellschaftlichen Herausforderungen übernimmt die UW/H ge-

sellschaftliche Verantwortung. Das Modell UW/H ist unsere Antwort auf die Frage, welche Aufgaben der Universität im 21. Jahrhundert im Kontext globalisierter Wissensökonomien zukommen. Viele andere Antworten sind möglich. Es gibt eine Reihe hervorragender Beispiele von Alfter, Bremen und Friedrichshafen, über Hamburg, Leipzig und Lüneburg bis hin zu Vallendar. Aber viele weitere Antworten sind – im Wettlauf mit den großen drängenden gesellschaftlichen, ökonomischen und ökologischen Problemstellungen – nötig: Konzeptionell und strategisch versteht sich die UW/H als eine Universität zwischen Gesundheit, Wirtschaft und Kultur, die den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gewachsen ist und gerecht wird.

Die UW/H begreift sich als einen Ort, der einen Unterschied macht. In Freiheit, der Wahrheit verpflichtet und soziale Verantwortung übernehmend. So, wie es sich für uns gehört.

Engagiert im Herzen der Gesellschaft

„Die Universität Witten/Herdecke wird sich verstehen als Esprit Engagé, als engagierter Geist, der entwickelt und eingesetzt werden muss, um dabei mitzuhelfen, die Entwicklung unserer Gesellschaft zu fördern.“

30.4.1983 Alfred Herrhausen –
aus der Gründungsrede zur UW/H



Der in der Eröffnungsrede Alfred Herrhausens zur Gründung der Universität Witten/Herdecke (UW/H) ausgesprochene Gedanke vom engagierten Geist ist zum Ausdruck eines gelebten Selbstverständnisses der UW/H und ihrer Rolle in der Gesellschaft geworden.

Witten wirkt. In Forschung, Lehre und Gesellschaft. Mitten im wirtschaftlichen und kulturellen Brennpunkt des Ruhrgebietes im Jahr 1983 ins Leben gerufen, begreift die Universität Witten/ Herdecke den intensiven Dialog zwischen Universität und Gesellschaft als einen Gründungsauftrag, der gleichrangig neben der praxisnahen Ausbildung junger Menschen und der Generierung von innovativen Forschungsergebnissen steht. Seit ihrer Gründung sieht sich die UW/H als ein Ort, der – getragen vom engagierten Geist – neue Modelle, Innovationen und Überraschungen hervorbringt.

Wir sind eine Universität, die ausprobiert und verwirft, die als lernende Organisation selbst neue Lernwege beschreitet und ihre Erfahrungen weitergibt, die Urteilskraft stärkt und den Unternehmergeist beflügelt und die sich als Impulsgeber aktiv in gesellschaftliche Veränderungsprozesse einmischt und diese mitgestaltet.

Als Modelluniversität setzt sich die UW/H für eine ganzheitlich-humanistisch geprägte Alma Mater ein, die sich an den Werten Freiheit, Verantwortung und Persönlichkeitsbildung orientiert. Dabei sind wir der Universitätsidee Wilhelm von Humboldts verpflichtet und denken sie gleichzeitig weiter: Im Mittelpunkt steht der Studierende, die Entfaltung seiner individuellen Neigungen und persönlichen Potenziale. Hierzu braucht es neben Zeit und Anregung auch curriculare Freiräume, die wir trotz Bologna-Reform bieten. In der Radikalisierung des Humboldtschen Bildungsideals verstehen wir uns als eine im besten Sinne des Wortes unterneh-





merische Universität mit dem Ziel, Forschung, Lehre und gesellschaftliches Engagement miteinander zu vereinen.

[...]

Als Universität in nicht-staatlicher, gemeinnütziger Trägerschaft erwirtschaften wir den größten Teil unseres Budgets durch eigene Erträge und private Fördermittel sowie durch Forschungsförderungen und Drittmittel. Das birgt gewisse Risiken, eröffnet uns aber auch zahlreiche Chancen. Wenn wir dafür einen Bedarf sehen, gründen wir neue Studiengänge. Wie etwa den konsequent multidisziplinär und ganzheitlich ausgerichteten Bachelorstudiengang Philosophie, Politik und Ökonomik. Oder den deutschlandweit ersten Masterstudiengang Family Business Management, entwickelt und umgesetzt von der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft unter der Führung des ebenfalls multiperspektivisch aufgestellten Wittener Instituts für Familienunternehmen. Beide Studiengänge wurden gleich zum Start im Wintersemester 2010/11 erfolgreich von AQAS

(Agentur für Qualitätssicherung durch Akkreditierung von Studiengängen) akkreditiert. Mit unserem Zentrum für nachhaltige Unternehmensführung (ZNU) und dem neu gegründeten Reinhard-Mohn-Institut für Unternehmensführung und Corporate Governance setzen wir in Lehre, Forschung und Dienstleistung weitere innovative und nachhaltige Akzente.

Die auf uns zukommenden ökonomischen, ökologischen und gesellschaftlichen Herausforderungen sind undiszipliniert – sie interessieren sich nicht für akademische Fachgrenzen. Universitäre Schwerpunktthemen der UW/H liegen deshalb im interdisziplinären Verbindungsbereich zwischen Gesundheit, Wirtschaft und Kultur. Als Schnittmenge ergeben sich Fächer wie Gesundheitsökonomik, Global Responsibility oder Soziologie der Medizin. Unternehmer, Manager und Berater benötigen in einer zunehmend von Komplexität und Unsicherheit geprägten Welt neben einem exzellenten ökonomischen Wissen auch ökologische, ethische und

... Engagiert im Herzen der Gesellschaft

soziale Kompetenzen. Schließlich bildet ethische Wertschätzung die Voraussetzung für ökonomische Wertschöpfung. Dieser Einsicht verdankt das in Witten intensiv beforschte Fachgebiet der Wirtschaftsethik schon seit mehreren Jahren seine Berechtigung. Der neue Bachelorstudiengang Philosophie, Politik und Ökonomik, der laut Wolfgang Clement, dem ehemaligen Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen, „genau die richtige Antwort auf das ist, was uns die große Finanz- und Wirtschaftskrise abverlangt, nämlich uns aus den eingefahrenen Gleisen wirtschaftswissenschaftlichen, unternehmerischen und politischen Denkens und Handelns zu lösen und interdisziplinär, also bisherige Grenzen überschreitend, zu denken und zu handeln“, trägt dieser Erkenntnis auch curricular Rechnung. „Die Universität Witten/Herdecke wird damit dem Anspruch einer privaten Hochschule von Rang gerecht, nämlich althergebrachte Pfade zu verlassen und auf gesellschaftlich wichtigen Themenfeldern voranzuschreiten.“

Gegen den professionellen Tunnelblick hilft auch der systematisch geübte Blick über den Tellerrand. Das 2006 im Bundeswettbewerb „Schlüsselqualifikationen Plus“ vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft und der Stiftung Mercator mit dem ersten Preis ausgezeichnete „Studium fundamentale“ steht als interdisziplinäres Herzstück und fachübergreifender Identitätskern der Universität Witten/Herdecke für eine undisziplinierte Perspektivenvielfalt zwischen Reflexion, Kommunikation und Kunst. Wissensvermittlung geht folglich an der UW/H stets Hand in Hand mit Persönlichkeitsbildung und Werteorientierung. Unsere Studierenden werden dazu ermutigt, in größeren Zusammenhängen zu denken, um gesellschaftliche Verantwortung auch jenseits der Grenzen ihrer eigenen Fachdisziplin übernehmen



zu können. Um diese Kompetenzen und die eigenen Talente entwickeln und erproben zu können, bedarf es curricularer Freiräume und einer orientierenden Rahmung. Beides stellen wir zur Verfügung. Unsere Studierende erfahren in ihrem Studium, was es bedeutet, selbstverantwortlich im Team unternehmerisch zu handeln. Wir erwarten von unseren Studierenden vom ersten Tag an ein hohes Maß an Eigeninitiative, Mitbestimmung und Verantwortung und fördern diese auch: in den universitären Gremien, in der Wahrnehmung studentischer Interessen, in der Gestaltung des Lehrangebots, in der Organisation von Veranstaltungsreihen oder internationalen Kongressen, bei der Planung längerer Auslandsaufenthalte, beim Entwickeln und Umsetzen von eigenen Geschäftsideen, aber auch beim Durchführen studentischer Sozialprojekte, in der Entwicklung sozialverträglicher Finanzierungsmodelle und sogar in der Gesellschafterversammlung der Universität. Mehr studentische Mitwirkung geht kaum.

Seit ihrer Gründung hat die UW/H in unterschiedlichen Formen und auf unterschiedlichen Ebenen gesellschaftliches Engagement umgesetzt. Als Organisation steht die Universität Witten/Herdecke in einem engen Austausch mit ihrer Umwelt: von den Bürgern der Stadt Witten und regional ansässigen Unternehmen über soziale und kulturelle Einrichtungen des Landes bis hin zu international tätigen Organisationen, Konzernen und Stiftungen. Ein Studium an der UW/H bedeutet folglich nicht nur praxisbezogene Wissensvermittlung, sondern gleichzeitig immer auch hochschulpolitische Mitwirkung, unternehmerische Initiative und Übernahme sozialer und kultureller Verantwortung. Vor diesem besonderen Hintergrund sind an der UW/H im Zusammenspiel mit lokalen, regionalen, nationalen und internationalen Partnern eine Reihe unterschiedlicher sozialer, unternehmerischer und kultureller Projekte entstanden:

Von Add Action, bei der Medizinstudierende im Dialog mit Schülern und mit vielseitigen Aktionen versuchen, der steigenden Zahl von übergewichtigen Kindern und Jugendlichen entgegenzuwirken, der Bürgeruniversität, einer gemeinschaftlichen Bildungsinitiative der Universität Witten/Herdecke und der Volkshochschule, über den Hilfsverein Endulen e.V., der in Tansania ein Buschkrankenhaus unterstützt, dem Future Doctors Network, einer Initiative, über die praxisbezogene Inhalte in das Medizinstudium an der Universität Tirana in Albanien einfließen, dem Sozialunternehmen Glovico, bei dem Muttersprachler aus Afrika und Lateinamerika deutschen Sprachschülern via Skype Unterricht in Französisch oder Spanisch erteilen, oder der Grünen Verantwortung, einer studentischen Initiative, die 2008 mit der Errichtung einer Obstbaumallee in Witten startete und sich mittlerweile auch in Sachen Ökostrom engagiert, bis hin zu Luthers Waschsalon, einer Einrichtung der Diakonie Hagen, bei der ein ehrenamtlich arbeitendes Team aus Zahnärzten und Studierenden der UW/H für Menschen, die ohne festen Wohnsitz und ohne Einkommen am Rande der Gesellschaft leben und die wegen Armut oder mangels Krankenversicherung nicht vom Gesundheitssystem aufgefangen werden, regelmäßig Sprechstunden abhält und auch kleinere Behandlungen durchführt, dem Medical Exchange Program



Mazar, bei dem Medizinstudierende ihr in Witten erworbenes Wissen an Medizinstudierende in Afghanistan weitergeben, dem Students Health Dialogue, bei dem es darum geht, durch Aufklärung die Zahl der HIV-Neuansteckungsrate in der Ukraine zu verringern, oder den von Studierenden ausgerichteten Wittener Unternehmergesprächen, in denen seit mehr als 13 Jahren bedeutende unternehmerische Persönlichkeiten zu Wort kommen und so in einem regen Austausch mit der Universität Witten/Herdecke stehen. Unsere Studierenden sind engagiert und übernehmen Verantwortung: für ihre Universität, für sich selbst und für die Gesellschaft.

Engagement für Einzigartiges

>> Die Gesellschafter der Universität Witten/Herdecke



Wer trägt eigentlich die UW/H – und warum? Es sind die Software AG-Stiftung, die Stiftung Private Universität Witten/Herdecke, die IWU gemeinnützige GmbH, die Alumni-Initiative UW/H e.V., das Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke gGmbH, die Studierenden-Gesellschaft Witten/Herdecke e.V., die Wittener Institut für Familienunternehmen-Stiftung und die AnthroMed gGmbH: Acht Gesellschafter, die so mannigfaltig sind wie die Universität selbst. Doch sie alle verbindet der Wunsch, ein Bildungskonzept zu unterstützen und zu gestalten, das in Deutschland nach wie vor außergewöhnlich ist.

„Wir erwarten eine Stärkung des komplementärmedizinischen Angebots, insbesondere durch eine Integration in das medizinische Regelstudium sowie durch neue qualifizierende Abschlüsse für spezielle Ausbildungsrichtungen. Wir befürworten nachhaltig das Anliegen der UW/H, neben der fachlichen Qualifikation auch die Entwicklung der Persönlichkeit der Studierenden zu fördern, neue Wege in Forschung und Lehre zu beschreiten und zum Lösen gesellschaftlicher Probleme beizutragen“, so der Hauptgesellschafter Software AG-Stiftung.

Andere Gesellschafter sehen ihr Engagement in Bereichen der Wirtschaft. „Wir beteiligen uns auch an der UW/H, weil wir als Partner für die Fakultät der Wirtschaftswissenschaft bereitstehen wollen, um die Verbindung zwischen Theorie und Praxis zu gewährleisten und auch, um zu erfahren, welche jungen Menschen sich für die Wirtschaft in unserem Lande und eventuell in unseren Betrieben interessieren“, sagt der Gründer der IWU, Peter Pohlmann. Und nicht zuletzt unterstützen diejenigen

die Universität, die hier noch studieren oder aber als Ehemalige ihre Universität erhalten und ihr etwas zurückgeben wollen. Ihr Anliegen ist es u. a., dazu beizutragen, „dass die Universität Witten/Herdecke sich in Zukunft wieder mit einem kritischen Selbstbewusstsein neuen gesellschaftlichen Herausforderungen stellt und neue Veränderungsimpulse in die deutsche und europäische Hochschullandschaft sendet“. Alle Gesellschafter verbinden sich in der ihr eigenen Art mit der Universität und sichern mit dem Aufsichtsrat und der Geschäftsführung die Erreichung ihrer Ziele. Mehrere Male im Jahr kommen sie zusammen und diskutieren aktuelle Ergebnisse und zukünftige Entwicklungen. Dabei steht vor allem die Erfüllung eines Anfang 2009 für fünf Jahre aufgestellten Maßnahmenplans zur wirtschaftlichen Gesundung und zum weiteren Ausbau der Universität im Mittelpunkt.

Viele Meilensteine sind bereits erreicht worden, so zuletzt die so wichtige Reakkreditierung der Universität für weitere sieben Jahre und die damit verbundene, erstmals in der Geschichte der UW/H erfolgte Akkreditierung der Medizinischen Fakultät. Auf dieses Ergebnis können Geschäftsführung und Gesellschafter stolz sein. Es zeigt, dass die Ziele richtig definiert und die an der Universität mitwirkenden Personen die richtigen Akteure sind. Alle Weichen sind gestellt, so dass die UW/H gemeinsam mit ihren Gesellschaftern diesen Weg erfolgreich fortsetzt.

Die Software AG - Stiftung

wurde von Dr. Peter Schnell, einem der Begründer der Software AG, 1992 durch Einbringung seines Aktienbesitzes als gemeinnützige Stiftung bürgerlichen Rechts in Darmstadt eingerichtet.

„Von seiner Natur her müsste im Wirtschaftsleben der Menschen Brüderlichkeit herrschen, im Unterschied zu Freiheit im Geistesleben und Gleichheit im Rechtsleben. Auch wenn wir offenkundig heute noch weit entfernt sind von dieser bewussten Brüderlichkeit, so muss man erfahrbare Beispiele für die Zukunft der Welt setzen“ sagt Dr. Peter Schnell. Zweck der Stiftung ist die Förderung auf den Gebieten der Kinder- und Jugendhilfe, der Bildung und Erziehung, der Alten- und Behindertenhilfe, der Forschungsförderung im Bereich komplementärer Medizin, biologisch-dynamischer Landwirtschaft, Pädagogik sowie Naturhilfe. Zur Wissenschaftsförderung meint Dr. Peter Schnell: „Gerade in der Forschung ist es sehr entscheidend, wessen Geistes Kind man ist, d.h. welchen Denkhorizont man hat. Es kann nicht erwartet werden, dass man von der Natur und der Welt die richtigen Antworten erhält, wenn man die falschen oder zu wenig Fragen stellt“.

Die in der stiftungseigenen Vermögensverwaltung erwirtschafteten Erträge erlauben jährlich Förderungen in einer Gesamthöhe von durchschnittlich 20 Mio. Euro. Je nach Fördervolumen und personeller Mitwirkung gliedern sich die bearbeiteten Projekte in Groß-, Regel- und Kleinprojekte. Zu den vier derzeitigen Großprojekten zählt das Engagement für die Universität Witten/Herdecke, der Aufbau eines großen landwirtschaftlichen und sozialen Projektes in Polen, die Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter bei Bonn und das Hofgut Oberfeld in Darmstadt, auf dem sich Landwirtschaft, Sozialtherapie und Kulturleben treffen. Im Jahr 2010 wurden zudem 203 Regelprojekte bearbeitet. Die Software AG - Stiftung ist als eine der großen Förderstiftungen Mitglied im Bundesverband Deutscher Stiftungen und arbeitet nach den dort vereinbarten „Prinzipien guter Stiftungspraxis“.

Drei UW/H-Orte im Land der Ideen

» Der Masterstudiengang Family Business Management, das Projekt „Glovico“ des UW/H-Doktoranden Tobias Lorenz sowie das Kinderschmerz-zentrum Datteln sind im diesjährigen Wettbewerb „365 Orte im Land der Ideen“ prämiert worden.

Damit wurden die Uni Witten/Herdecke und an ihr entstandene Projekte nach 2006, 2008 und 2009 bereits zum vierten Mal als besonders innovative Orte in Deutschland ausgezeichnet. Der Wettbewerb wird von der Standortinitiative „Deutschland – Land der Ideen“ in Kooperation mit der Deutschen Bank seit 2006 durchgeführt. Unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten rückt der Wettbewerb Ideen und Projekte in den Mittelpunkt, die die Zukunft Deutschlands aktiv gestalten und hohes Innovationspotenzial aufweisen.

Die Preisträger:

1__ Studiengang Family Business Management:

Seit Oktober 2010 bietet die Fakultät für Wirtschaftswissenschaft der UW/H den neuen Masterstudiengang im Bereich der Führung von Familienunternehmen an. Konzipiert hat ihn das Wittener Institut für Familienunternehmen (WIFU). „Die Auszeichnung bestätigt uns in unseren Bemühungen, für die Familienunternehmen, die das Rückgrat der deutschen Wirtschaft bilden, einen eigenen Studiengang anzubieten“, freut sich Dr. Tom Rüsen, Geschäftsführender Direktor des WIFU, über die Prämierung für das deutschlandweit einzigartige Studienangebot.

Der Studiengang bereitet Nachfolger und Gesellschaftler aus Unternehmerfamilien, angehende Fach- und Führungskräfte sowie Berater gezielt darauf vor, die Entwicklung von Familienunternehmen verantwortlich mitzugestalten. Dabei zeichnet sich der Studiengang durch einen konsequent interdisziplinären Ansatz aus: Die für das Management von Familienunternehmen relevanten betriebswirtschaftlichen, psychologisch- soziologischen und rechtlichen Kompetenzen und Qualifikationen vermitteln renommierte Dozenten und zahlreiche Experten aus der Praxis intensiv und anschaulich. Studiert werden kann der Studiengang in Vollzeit oder berufsbe-gleitend in Teilzeit.

2__ **Glovico.org:** Das Social Business Glovico.org (global video conference) ist eine Sprachkurs-Plattform im Internet, auf der Muttersprachler aus Afrika oder Lateinamerika deutschen Sprachschülern Unterricht in Französisch oder Spanisch erteilen; sie erhalten dafür einen landestypisch überdurchschnittlichen Lohn. Dabei geht es allerdings nicht nur um reine Sprachkenntnisse, sondern auch um interkulturellen Austausch. Kommuniziert wird von Angesicht zu Ange-



sicht per Skype – einer Art Internetvideotelefon. Die UW/H hat 2011 als erste Universität weltweit diese Form der Sprachkurse ihren Studierenden und Mitarbeitern als zusätzliches Angebot zugänglich gemacht.

Ausgedacht hat sich diese Fair-Trade-Sprachschule Tobias Lorenz, Doktorand an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft der UW/H. Profit möchte er mit diesem Modell nicht machen. Glovico ist gedacht als Social Business, das sich irgendwann selbst tragen, aber keine Gewinne erwirtschaften soll. Das Startkapital von 10 000 Euro hat Lorenz selbst aufgebracht, für das weitere Wachstum sucht er noch Investoren. „Bis die Investitionen abgezahlt sind, dauert es wohl noch eine Weile“, sagt der Gründer. „Danach entstehende Profite werden nicht ausgeschüttet, sondern in soziale Projekte reinvestiert.“

Über die Auszeichnung im Land der Ideen sagt Lorenz: „Die Prämierung freut mich riesig. Das wird uns helfen, unser Anliegen noch bekannter zu machen und unseren fantastischen Lehrern weitere Sichtbarkeit zu verschaffen.“

3__ Kinderschmerzszentrum Datteln: Um die Versorgung chronisch-schmerzkranker Kinder nachhaltig zu verbessern, sind innovative Therapieansätze und eine flächendeckende Vernetzung notwendig. Ziel des Deutschen Kinderschmerzszentrums in Datteln ist es, die bestehenden Versorgungsstrukturen zu optimieren – lokal, regional und bundesweit.

Das Zentrum soll der Motor sein hin zu einer flächendeckenden, bedürfnisgerechten Therapie für Kinder und Jugendliche mit chronischen Schmerzen. Es wurde 2010 eröffnet als Teil der Vestischen Kinder- und Jugendklinik Datteln, eines der fünf akademischen Lehrkrankenhäuser der UW/H.

Die drei Projekte wurden aus insgesamt rund 2600 Bewerbungen ausgewählt und gehören zu den insgesamt 365 Preisträgern des diesjährigen Wettbewerbs. Die offiziellen Prämierungen der ersten beiden Projekte fanden am 26. Mai 2011 (Glovico) und am 28. Juni 2011 (Family Business Management) statt. Die offizielle Prämierung des Kinderschmerzszentrums folgt im Januar 2012.

Ambulanz für Spezielle Zahnärztliche Betreuung

» Prof. Dr. Peter Cichon ist bundesweit einziger Professor für die Behandlung von Menschen mit Behinderungen.

„Vor 30 Jahren sah zahnmedizinische Behandlung bei behinderten Patienten standardmäßig so aus: Narkose, Zahn ziehen, Fall erledigt. Die Mühe zahnerhaltender Maßnahmen machte sich niemand“, blickt Prof. Dr. Peter Cichon zurück. [...] Cichon spezialisierte sich, wurde 1999 zum bundesweit einzigen Professor für die Behandlung von Menschen mit Behinderungen ernannt und verfasste das einzige Lehrbuch zu diesem Thema. Er gibt sein Wissen nicht nur in Vorlesungen an seine Studierenden weiter, sondern behandelt gemeinsam mit ihnen in der Ambulanz für Spezielle Zahnärztliche Betreuung. [...]

Der Professor hält es für „zwingend erforderlich, die Lehre zu intensivieren und die klinische Forschung in diesem Fachgebiet auszuweiten“. Viele Behinderte leiden unter stark zerstörten Zähnen, schweren Zahnfleischentzündungen oder weit fortgeschrittener parodontaler Destruktion; zahnerhaltende Maßnahmen sind häufig mit großen

Schwierigkeiten verbunden. Cichon: „Von den rund 900 Patienten, die wir jährlich in der Ambulanz behandeln, muss etwa die Hälfte intubiert werden. Aber anders als früher ist die Narkose schonend, wir nehmen eine klinische Untersuchung vor, reinigen die Zähne durch, röntgen und stellen einen Behandlungsplan auf.“ Seit 1988 gewährleistet die Zahnklinik der UW/H die zahnärztliche Versorgung von Menschen mit Behinderungen. 2001 wurde die Ambulanz eine eigenständige Abteilung mit den Aufgaben der Lehre und Forschung sowie der zahnärztlichen Versorgung von Patienten mit Behinderungen. Bei der Einrichtung und Ausstattung der Behandlungsräume wurde die Abteilung mehrfach durch großzügige Spenden der Konrad-Morgenroth-Förderergesellschaft unterstützt.

Cichons Ziel ist es, durch Vorlesungen und Praktika die Studierenden mit den speziellen Problemen der Behandlung Behinderter und anderer Patienten vertraut zu machen, die besonderer Betreuung bedürfen. Daten über die Verbreitung der Karies und Parodontalerkrankungen bei Patienten mit Behinderungen müssen in epidemiologischen Erhebungen erfasst werden.“ Cichons Abteilung leistet überregional zur zahnärztlichen Versorgung von Patienten mit Behinderungen einen Beitrag, der über das für Forschung und Lehre erforderliche Maß hinausgeht. So nehmen die Studierenden die professionelle Zahnreinigung gratis vor – „die Patienten haben ja kein Geld“. Nach seiner Motivation gefragt, spricht Cichon ganz im Einklang mit den UW/H-Grundwerten von der eigenen sozialen Verantwortung: „Bei mir selbst standen die Ampeln immer auf Grün: Ich konnte studieren, einen gesellschaftlich anerkannten Beruf ausüben. Aber es gibt Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben. Wir haben die Pflicht, auch die zu versorgen.“



Zentrum für Nachhaltige Unternehmensführung unterstützt Nahrungsmittelbranche

» Das Thema Nachhaltigkeit ist in aller Munde

Nicht zuletzt die Wirtschaftskrise hat deutlich gemacht, dass heutzutage nicht die kurzfristige Gewinnmaximierung das Ziel unternehmerischen Handelns sein kann. Um auch mittel- und langfristige Rendite zu erzielen, müssen Betriebe Aspekte der Nachhaltigkeit berücksichtigen. Doch in der Praxis ist nicht nur der Planungshorizont oft zu kurz. Vielen Führungskräften fehlt einfach die Kompetenz für nachhaltiges Wirtschaften. Um diese Kompetenz in der Nahrungsmittelbranche auszubauen, gründeten Dr. Axel Kölle und Dr. Christian Geßner 2009 an der Universität Witten/Herdecke das Zentrum für Nachhaltige Unternehmensführung (ZNU). Die Gründer hatten sich an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft bereits schwerpunktmäßig mit Lernprozessen in Sachen Nachhaltigkeit in dieser Branche beschäftigt. Im Mittelpunkt der Arbeit des ZNU stehen die positiven Wechselwirkungen zwischen nachhaltigem Wirtschaften und Unternehmensentwicklung.

Wie ist es um Nachhaltigkeit in dieser Branche bestellt? Wie kann Nachhaltigkeit in Betrieben erfolgreich umgesetzt werden? Welche Chancen und Risiken sind mit einer stärkeren Nachhaltigkeitsorientierung verbunden? Das sind einige der Fragen, mit denen sich die ZNU-Mitarbeiter beschäftigen. Sie geben ihre Forschungsergebnisse gebündelt an die Branche weiter, zum Beispiel bei Konferenzen und Weiterbildungsveranstaltungen für aktuelle und künftige Führungskräfte. Unter anderem wird eine zertifizierte Weiterbildung zum Nachhaltigkeitsmanager Food angeboten. Außerdem fördert das Zentrum den Dialog zwischen Unternehmen der Branche. Das dynamisch wachsende ZNU-Partner Netzwerk verbindet Handelspartner, Dienstleister und insbesondere mittelständische Hersteller. Dabei versteht sich das ZNU als neutrale Plattform, auf der gemeinsame Nachhaltigkeitsprojekte angebahnt, unterstützt, bewertet und vermarktet werden. Das



ZNU bietet einen geschützten Raum, um in und mit diesen Projekten zu experimentieren. Auf diese Weise werden Konzepte und Strategien entwickelt, die Wertschöpfung und Reputation der Unternehmen verbessern.

Kernprodukt an der Schnittstelle von Wissenschaft und Praxis ist das Bewertungssystem „ZNU-NachhaltigkeitsCheck“. Damit können Firmen praxisnah ermitteln, wo sie in Sachen Nachhaltigkeit stehen. Auf der Basis dieses Tests entwickelt das ZNU zurzeit in Zusammenarbeit mit dem TÜV Rheinland den „ZNU-Nachhaltigkeitsstandard“, bei dem es um den glaubwürdigen Nachweis von Nachhaltigkeitsaktivitäten insbesondere zwischen Herstellern und Handel geht. Das ZNU erarbeitet außerdem praxisorientierte Studien, bietet regelmäßige Lehrveranstaltungen und betreut zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten rund um das Thema Nachhaltigkeit.

Schmerzlos spielen können

» Neues Zentrum hilft Kindern,
chronische Schmerzen zu überwinden



„Wir wollen Kindern helfen, ihre Schmerzen in den Griff zu bekommen“, sagt Prof. Dr. med. Boris Zernikow über die Aufgabe des im Januar neu gegründeten Deutschen Kinderschmerzszentrums an der Vestischen Kinder- und Jugendklinik Datteln, der Kinderklinik der UW/H. Mehr als 350 000 Kinder und Jugendliche in Deutschland leiden an chronischen Schmerzen, und die Zahl der Betroffenen nimmt zu. „Doch häufig wird diesen Kindern nicht ausreichend geholfen“, sagt Zernikow, der als Lehrstuhlinhaber des Vodafone-Stiftungslehrstuhls für Kinderschmerztherapie und Pädiatrische Palliativmedizin schon seit Jahren betroffene Kinder behandelt und Initiator des Zentrums ist. „Wenn Kinder über ständige Kopf-, Bauch- oder Gelenkschmerzen klagen, beginnt für die Familien häufig eine Odyssee durch Arztpraxen und Krankenhäuser, in denen oft vergeblich nach der einen Ursache gesucht wird.“ Denn es gibt ihn nicht, den einen, einzigen Grund für den chronischen Schmerz: „Am Anfang steht zwar in der Regel ein konkretes organisches Leiden, etwa ein Spannungskopfschmerz, aber wenn das Leiden sich verstetigt, über Monate anhält, kommen mehrere Einflüsse zusammen.“

Schmerz, das weiß der Mediziner, sei immer biopsychosozial bedingt. Das heißt: Äußere Faktoren wie Stress in der Schule oder im Elternhaus, aber auch die Angst vor dem Schmerz, können das Schmerzempfinden steigern. „Wer sich zu sehr auf die inneren Signale konzentriert, verstärkt sie eher noch“, erklärt der Kinderarzt.

Die Folgen eines chronischen Schmerzleidens können fatal sein: „Etwa ein Viertel der Kinder kann nicht mehr zur Schule gehen“, beschreibt Boris Zernikow die Erfahrungen seiner langjährigen Arbeit auf dem Gebiet. „Im Schnitt fallen bei den Betroffenen neun von zwanzig Schultagen aus, also fast die



Hälfte der Unterrichtszeit.“ Im Deutschen Kinderschmerzszentrum versorgt man die Kinder durch interdisziplinäre Expertenteams und mit einem ganzheitlichen Ansatz, der medizinische wie psychologische Therapien vereint und vor allem auch die Eltern stärker in die Behandlung einbindet.

Mehr als der Hälfte der Kinder könne langfristig geholfen werden, meist durch ein Bündel an Maßnahmen wie Ablenkungstechniken, Physio- oder auch Verhaltenstherapien und, wenn nötig, mit Medikamenten. „Dabei sind wir uns unserer großen Verantwortung bewusst, genau den Unterschied zu sehen zwischen chronischen Schmerzen und dem akuten Schmerz, der meist ein Warnsignal für eine andere Krankheit ist“, sagt Zernikow, „chronischer Schmerz hat seine Warnfunktion verloren und muss als eigenständige Krankheit interpretiert werden“.

Schon vor Gründung des Zentrums wurden in Datteln Schmerzpatienten versorgt, jährlich 220 stationär, 1400 ambulant. Mit der Gründung des Deutschen Kinderschmerzszentrums sollen nun die

Erfahrungen aus Therapie und Forschung gebündelt werden, um das Thema weiter voranzutreiben und die Versorgung auch bundesweit zu optimieren. „Wir fühlen uns in der Verantwortung, unsere Erkenntnisse weiterzugeben“, sagt Zernikow, „daher arbeiten wir an der Vernetzung mit deutschen Kinderärzten, erstellen Materialien für die Praxen und Manuale für Kliniken.“ Zudem bietet das Kinderschmerzszentrum eine Informationsseite im Internet für Kinder und Jugendliche, die vielleicht noch gar keine Schmerzpatienten sind, aber immer wieder Schmerzen haben, betroffene Eltern, Ärzte und Therapeuten an (www.deutsches-kinderschmerzszentrum.de). Ermöglicht wurde der Auf- und Ausbau der Kinderschmerzambulanz und -station durch die langjährige, umfangreiche finanzielle Förderung der Vodafone Stiftung Deutschland, die im Februar 2011 auslief. Die Finanzierung des Lehrstuhls für Kinderschmerztherapie und Pädiatrische Palliativmedizin ist leider nur noch bis Anfang 2013 gesichert. Hier besteht dringender Förderbedarf.

Witten wirkt weiter.

>> In Forschung, Lehre und Gesellschaft.

Unter dem Titel „UW/H 2015. Zukunftsbildung“ legte die Universität Witten/Herdecke Ende 2009 eine aktuelle Bestandsaufnahme und zukunftsorientierte Maßnahmenplanung vor, deren Schwerpunkte auf konkreten und messbaren Zielen lagen. Knapp zwei Jahre sind seitdem vergangen und es wird Zeit, eine erste Zwischenbilanz zu ziehen: Vieles hatte sich die Universität vorgenommen. Welche Ziele wurden schon erreicht? Wo stehen wir heute? Wie wirken wir in Forschung, Lehre und Gesellschaft? Mit Freude und auch ein klein wenig Stolz stellen wir fest, dass dank der gemeinsamen Anstrengung aller – Gesellschafter, Aufsichtsräte, Mitarbeiter, Studierende, Freunde und Förderer – bereits viele Vorhaben in die Tat umgesetzt werden konnten:

// Die Universität hat sich organisatorisch und personell verstärkt und neu aufgestellt. Mit der Software AG - Stiftung hat sich ein starker neuer Gesellschafter eingebracht, die bestehenden haben sich weiter engagiert: Alle Gesellschafter haben in der Vergangenheit gezeigt, mit welcher Tatkraft sie auch in schwierigen Zeiten zur Universität stehen. Damit haben sie die Voraussetzung für alles geschaffen, was bislang erreicht wurde.

// Im Dezember 2009 hat die Universität einen Aufsichtsrat etabliert, der mit Prof. Dr. Uwe Schneidewind, Prof. Dr. Johannes Dichgans, Dr. Jörg Dräger, Prof. Dr. Peter Hommelhoff, Arnd Zinnhardt, Prof. Elmar Lampson und Janosch Dahmen renommiert und fachkundig besetzt ist und der die Universität auch in Zukunft kompetent „beaufsichtigen“ und begleiten wird.

// Anfang 2010 unterzeichnete die Universität Witten/Herdecke sowohl mit dem HELIOS Klinikum Wuppertal als auch mit dem Städtischen Klinikum Köln-Merheim Kooperationsverträge, welche die Zusammenarbeit der Einrichtungen auf eine verbindliche und transparente Grundlage stellen. Im April 2010 wurde zudem das bundesweit erste Kinderpalliativzentrum der Vestischen Kinder und Jugendklinik Datteln eröffnet, einer weiteren kooperierenden Klinik der Universität Witten/Herdecke.

// Im Oktober 2010 wurden die beiden Fakultäten für Humanmedizin und für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde sowie das Institut für Pflegewissenschaften in einer Fakultät für Gesundheit zusammengefasst. Der Forschungsschwerpunkt liegt in der integrativen und personalisierten Gesundheitsversorgung. [...]



Witten forscht

// Auch in der Forschung wurden in den beiden letzten Jahren beachtliche Fortschritte erzielt, was sich sehr deutlich an zusätzlich eingeworbenen Drittmittelprojekten ablesen lässt: Mehr als ein Viertel unseres Gesamthaushaltes in Höhe von rund 34 Mio. Euro erwirtschaften wir mittlerweile aus erfolgreich beantragten Drittmittelprojekten. [...]

// RightTimePlaceCareProjekt im 7. Rahmenprogramm der Europäischen Kommission: Ziel dieses von der UW/H koordinierten Projektes ist es, die Versorgungs- und Pflegesituation von Menschen mit Demenz und ihren pflegenden Angehörigen in Europa zu verbessern.

// Die UW/H gehörte im Jahr 2011 zu den Preisträgern im Wettbewerb „JuK & Gender Med.NRW“, der vom Gesundheitsministerium NRW ins Leben gerufen wurde. Ausgezeichnet wurde ein Projekt, an dem neben dem Department für Pflegewissenschaft der UW/H auch das Deutsche Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen, Standort Witten, sowie das Evangelische Krankenhaus Witten beteiligt sind. Ziel der Initiative ist es, im Krankenhaus tätige Frauen und Männer, die neben ihrer beruflichen Aufgabe einen Angehörigen pflegen, bei der Kombination von Beruf und Angehörigenpflege durch den Aufbau einer Tagespflegeeinrichtung zu unterstützen.



// Mit der feierlichen Eröffnung des „Reinhard-Mohn-Instituts für Unternehmensführung und Corporate Governance“ (RMI) im Oktober 2010 würdigten wir nicht nur unseren langjährigen Direktoriumsvorsitzenden, Mentor und Impulsgeber Reinhard Mohn, sondern schreiben in dem neu gegründeten Forschungsinstitut die Ideen Reinhard Mohns zur Unternehmenskultur und -führung fort und entwickeln diese unter interdisziplinärer Perspektive konsequent weiter.

Witten lehrt

Auch in der Lehre wurde bereits vieles von dem umgesetzt, was wir uns 2009 vorgenommen haben:

// Mit dem von der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und der Fakultät für Kulturreflexion gemeinsam entwickelten und betriebenen Bachelor-Studiengang „Philosophie, Politik und Ökonomik“ (PPE) haben wir ein Angebot für junge Studierende etabliert, die sich nicht zwischen BWL, VWL, Politik, Soziologie, Recht oder Philosophie entscheiden möchten und sich einen breiten Überblick erarbeiten wollen. Dieser Studiengang gewinnt insbesondere vor dem Hintergrund der aktuellen Euro-, Wirtschafts- und Finanzkrise an Bedeutung. Das konsequent Disziplinen übergreifende Ausbildungskonzept wurde 2010 gestartet und erfreut sich von Anfang an großer Nachfrage.



Witten wird akkreditiert

Im November 2010 überreichte Gesundheitsministerin Barbara Steffens für das Land NRW die Genehmigung, den Modellstudiengang Humanmedizin bis 2018 fortzusetzen und honorierte damit die hohe Qualität und die große Praxisnähe der Wittener Mediziner Ausbildung. Die Beliebtheit des Studiengangs zeigt sich auch an den zuletzt noch einmal deutlich gestiegenen Bewerberzahlen: Auf die 42 freien Studienplätze bewerben sich jedes Semester rund 900 Interessenten; auch die Zahnmedizin erfreut sich einer stetig steigenden Nachfrage: Zuletzt haben sich rund 400 Bewerber auf die lediglich 30 zu vergebenden Plätze beworben. Aufgrund der großen Nachfrage wurden in der Zahnmedizin zum Wintersemester 2011/12 zusätzlich zehn neue Cavo Simulationsplätze eingerichtet, so dass auch hier zukünftig zehn weitere Studienplätze angeboten werden können.

// Neben den vielen Preisen, Auszeichnungen und Rankingerfolgen, die wir 2011 erhalten haben und erzielen konnten, hebt sich doch eine Anerkennung noch einmal deutlich ab: Gekrönt wurden alle im Rahmen der Restrukturierung umgesetzten Maßnahmen und erzielten Erfolge in Forschung und Lehre durch das überaus positive Votum des Wissenschaftsrates, der im Juli 2011 die Universität Witten/Herdecke für weitere sieben Jahre reakkreditiert hat, und damit für zwei Jahre länger, als dies in der Regel der Fall ist. Mit diesem Votum wurden die von der UW/H seit 2005/06 ergriffenen und umfangreich umgesetzten Maßnahmen, insbesondere im Bereich der Humanmedizin, ausdrücklich gewürdigt. Das positive Votum des Wissenschaftsrates und die damit zum Ausdruck gebrachte Anerkennung für die in den letzten Jahren geleistete Aufbauarbeit freut uns sehr, zumal der Wissenschaftsrat im Jahr 2005 die UW/H nur unter der Auflage einer deutlichen Stärkung der Humanmedizin in Lehre und Forschung institutionell akkreditiert hatte. Die daraufhin von der UW/H vorgelegte Neukonzeption der Humanmedizin wurde im Juli 2006 vom Wissenschaftsrat bestätigt, der gleichzeitig aber auch eine Reihe von Empfehlungen zur Weiterentwicklung insbesondere der Humanmedizin, aber auch der Kulturreflexion aussprach.

// Der neue, deutschlandweit einmalige Masterstudiengang „Family Business Management (M.Sc.)“ bereitet Unternehmer, Manager und Berater auf Führungspositionen in Familienunternehmen vor bzw. qualifiziert für eine Beratungstätigkeit in diesem besonderen Sektor. Sehr gefreut hat uns die Auszeichnung des neuen Masterstudiengangs im Rahmen der Initiative „Deutschland – Land der Ideen“ (2011). Die unabhängige Jury lobte den Studiengang für seinen innovativen Ansatz und für seinen individuellen Lehrplan, der den Führungsnachwuchs in Familienunternehmen auf seine komplexe Tätigkeit zwischen Familie, Eigentum und Unternehmen qualifiziert. Nach der Auszeichnung für die Gründerwerkstatt im Jahr 2009 ist dies bereits die zweite Auszeichnung, die das Wittener Institut für Familienunternehmen (WIFU) in diesem Wettbewerb erhalten hat.

// Dass der Reichtum der UW/H in den Ideen der an ihr wirkenden Mitarbeiter und Studierenden liegt, bestätigen zwei weitere Auszeichnungen, die wir im Rahmen des Wettbewerbs „365 Orte im Land der Ideen“ erhalten haben: einmal für das Projekt „Glovico“ des UW/H-Doktoranden Tobias Lorenz und einmal für das Kinderschmerz-Zentrum Datteln. Damit wurden die Uni Witten/Herdecke und an ihr entstandene Projekte nach 2006, 2008 und 2009 bereits zum vierten Mal als besonders innovativer Ort in Deutschland ausgezeichnet. [...]



// In der Stellungnahme des Wissenschaftsrates heißt es, die Hochschule habe sich seit der Akkreditierung im Jahr 2005 insgesamt positiv entwickelt. Es sei ihr im Rahmen einer tief greifenden Restrukturierung zudem gelungen, ihre institutionelle Basis für eine auch künftig erfolgreiche Weiterentwicklung erkennbar zu verbessern. Mit dem Modellstudiengang Humanmedizin besetze die Universität eine interessante und in ihrer fachlichen Qualität überzeugende Nische innerhalb der deutschen Hochschullandschaft. Insgesamt verfüge die Humanmedizin mit einer verbesserten Personalausstattung, einer Verdichtung des Netzwerks kooperierender Kliniken und der Umgestaltung der bestehenden Kooperationsverträge mit den Kliniken über tragfähige Voraussetzungen für eine zukunftsfähige patientennahe Lehre und Forschung.

// Auch der UW/H insgesamt stellt der Wissenschaftsrat ein sehr gutes Zeugnis aus. Die Universität befinde sich nach den Unsicherheiten der letzten Jahre wieder auf einem guten Weg, und die umgesetzten Maßnahmen seien geeignet, die besondere Stellung der UW/H innerhalb der deutschen Hochschullandschaft zu festigen: Das konsistente Leitbild und das schlüssige Bildungskonzept, die finanzielle Konsolidierung, die erfolgreiche Umsetzung der Restrukturierungsmaßnahmen, die Etablierung einer neuen Grundordnung und die Implementierung eines

Aufsichtsrates sowie der sehr intensive und kooperative Austausch mit dem Land NRW werden vom Wissenschaftsrat als gute Ausgangsbasis für eine erfolgreiche Weiterentwicklung der UW/H angesehen. [...]

Die für sieben Jahre ausgesprochene Akkreditierung gibt uns Planungssicherheit, Rückenwind und neuen Schwung für die anstehenden großen Aufgaben, die wir wie immer beherzt angehen werden. [...] Viele individuelle und gemeinschaftliche Kräfte haben dazu beigetragen, dass wir am Ende des Jahres 2011 sehr dankbar diese hocheureliche Bilanz ziehen dürfen. Es ist gelungen, alte und neue Kräfte mit frischer Energie für die Universität zu bündeln. Das sagt viel über die Grundwerte der UW/H, die auch 30 Jahre nach der Gründung modern und überzeugend sind. Und es weist der Universität eine klare Aufgabe zu: ihrem Gründungsauftrag auch in Zukunft mit aller Tatkraft gerecht zu werden.

Wirken wir also weiter. In Forschung, Lehre und Gesellschaft.

Wagemut und Entschlossenheit ...

... zeichnete die Gründungsväter der Universität Witten/Herdecke aus, die im Frühjahr ihr 30-jähriges Bestehen feiern kann.

Das Engagement und der Ideenreichtum vieler Menschen hat seither die erste Privatuniversität Deutschlands zu einer anerkannten Institution in der hiesigen Bildungslandschaft werden lassen. Damals wie heute wird sie von einer echten Überzeugung getragen: Im Mittelpunkt steht der Mensch. Drei Jahrzehnte UW/H, Zeit für eine Rückschau und den Blick nach vorne.

„Unsere Hochschule will sich den gesellschaftlichen Aufgaben und Erfordernissen, die aus der Gesellschaft auftreten, stellen.“ – Mit diesen Worten drückte am 30. April 1983, zur Eröffnung der Universität Witten/Herdecke, Gründungspräsident Dr. Konrad Schily den Anspruch der UW/H aus. Als an diesem Tag die ersten 27 Studierenden ihre Medizinausbildung in Witten begannen, lagen schon einige Jahre der Überzeugungsarbeit hinter Schily und seinem Kollegen PD Dr. Gerhard Kienle. Die beiden Ärzte am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke waren überzeugt, dass eine Medizin, die nicht ausschließlich auf Apparate und Medikamente, sondern auch auf menschliche Zuwendung setzt, auch eine besondere Medizinausbildung braucht, und engagierten sich für die Gründung einer Universität, die diesem Anspruch gerecht werden sollte. Nach langwierigen Debatten in der Bundes- und Landespolitik gab es 1982 endlich das positive Votum des damaligen SPD-Ministerpräsidenten Johannes Rau. Schily und Kienle haben mit dieser Gründung der ersten nichtstaatlichen Universität in privater Trägerschaft die bundesrepublikanische Hochschullandschaft nachhaltig verändert. Mit innovativen, theoretisch fundierten und praxisnahen Lehr- und Lernwegen wollen wir weiterhin in vielfältigen Studiengängen Neuland betreten.

Auch heute fördern und fordern wir junge Studierende auf ihrem individuellen Entwicklungsweg zu urteilskräftigen und gestaltungsfähigen Persönlichkeiten. Wurden anfangs nur Mediziner ausgebildet, sind inzwischen mehr als 1400 Studierende in den 14 Studiengängen der Fakultäten Gesundheit, Wirtschaft und Kultur eingeschrieben.

Persönliche Auswahlverfahren statt Numerus Clausus, neue Lernmethodiken, Mentorenverfahren und ein starker Praxisbezug der Lehre – „Die besonderen Studienbedingungen in Witten haben sich bewährt“, sagt Prof. Dr. Stefan Zimmer, Wissenschaftlicher Direktor der UW/H. „Doch noch wichtiger ist für uns, dass die Studierenden genügend Raum und Zeit bekommen für die Entwicklung ihrer Persönlichkeit und eine – ganz im Sinne Humboldts – umfassende Bildung.“

Durch den sogenannten Umgekehrten Generationenvertrag, der 1995 von Wittener Studenten selbst entwickelt wurde, können die Studierenden die finanzielle Belastung durch Studiengebühren auf die Zeit nach ihrer Ausbildung verlegen. Kein Fixbetrag, sondern ein gewisser Prozentsatz des Einkommens bildet dann die nachträgliche Zahlung. „Durch dieses Modell stellen wir sicher, dass jeder bei uns studieren kann“, sagt Zimmer, „unabhängig davon, wie viel Geld er oder sie von zu Hause aus hat oder wie hoch dotiert die spätere Erwerbstätigkeit sein wird.“

Bildmotiv oben aus dem Infolyer
»Mach dir selbst ein Bild« zu den Tagen
der offenen Tür für Studieninteressierte
am 13./14. April 2013.



[Ruhr, Witten]

Die vergangenen vier Jahre waren an der UW/H von einem tiefgreifenden Strukturwandel geprägt. Heute wird die Universität von Gesellschaftern getragen und durch einen hochkarätig besetzten Aufsichtsrat geleitet. Nach der erfolgreichen Haushaltskonsolidierung und organisatorischen Neuausrichtung, deren Erfolg durch die Akkreditierung des Wissenschaftsrates für weitere sieben Jahre anerkannt wurde, ist die Wittener Universität auf Wachstumskurs. „Wir rechnen mit etwa 2000 Studierenden bis 2015“, sagt Zimmer. Zum einen werden die Aufnahmezahlen für schon bestehende Fächer erhöht, aber auch neue Studienfächer starten oder sind in Planung. Im Herbst etwa beginnen die ersten Psychologen ihre Ausbildung in Witten, „zudem wollen wir die Kompetenzen aus unseren drei Fakultäten stärker verbinden, etwa in einem Bachelor-Studium der Gesundheitsökonomie.“

Wenn die Studierendenzahlen steigen, sei es auch an der Zeit, an einen Ausbau der Infrastruktur zu denken. Dann gilt es, das 1993 eingeweihte Cam-

pusgebäude zu erweitern. „Die Gründung der Universität, ebenso wie ihre weitere Entwicklung, wären ohne die vielen Freunde und Förderer der UW/H nicht möglich gewesen“, sagt Prof. Dr. Martin Butzlaff, Präsident der UW/H und selbst Student während der Wittener Anfangsjahre.

Er erinnert an die Förderer der ersten Stunde: Zu ihnen gehörten unter anderem Dr. Alfred Herrhausen, Sprecher des Vorstands der Deutschen Bank AG und Mitglied im ersten Kuratorium der UW/H, Prof. Dr. h.c. Berthold Beitz von der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung und Reinhard Mohn, der damalige Vorsitzende des Bertelsmann-Konzerns sowie Gerd Bucerius von der ZEIT-Stiftung. „Noch immer lebt und wächst die UW/H dank des Engagements zahlreicher Persönlichkeiten, Stiftungen und Unternehmen, die sich mit den Leitideen der Universität identifizieren.“

Mit einer großen Jubiläumsfeier im Frühjahr 2013 möchte sich die Universität Witten/Herdecke bei all ihren langjährigen Begleitern bedanken.

Epilog:

UW/H 2013. Witten wirkt und wächst.

» Interview mit Martin Butzlaff im Mai 2013

Prof. Dr. Martin Butzlaff, seit dem 1. Januar 2011 Präsident der Universität Witten/Herdecke, hat die ersten Bewährungsproben längst hinter sich. Schließlich hat der Mediziner und Wittener Alumnus schon 2009 den Posten des wissenschaftlichen Geschäftsführers übernommen und maßgeblich zur inhaltlichen Neuausrichtung und akademischen Profilbildung der UW/H beigetragen. Er leitet zudem den Prozess der Reakkreditierung durch den Wissenschaftsrat, der im Sommer 2011 mit einer Verlängerung von weiteren sieben Jahren abgeschlossen wurde.

? Herr Professor Butzlaff, Sie gehörten 1984 mit zu den ersten Studenten der Universität Witten/Herdecke und haben mitten in den Turbulenzen Ende 2008 die Verantwortung für die finanzielle und strategische Neuausrichtung der UW/H übernommen. Worin besteht für Sie der Reiz der UW/H?

Ich habe die UW/H in verschiedenen Rollen und Positionen kennen gelernt: Als Student der Medizin, später dann nach zwei Jahren klinischer Arbeit in Deutschland und sechs Jahren in den USA, als Dekan der Fakultät und aktuell als Präsident. Den Pioniergeist und die Tatkraft der Universität habe ich in allen unterschiedlichen Funktionen als etwas ganz Besonderes wahrgenommen. Trotz oder vielleicht auch aufgrund der immer knappen finanziellen und personellen Ressourcen hat die UW/H ein großes Talent entwickelt, unter schwierigen Rahmenbedingungen mutige Innovationen hervorzubringen. Dazu drei Beispiele: Die Gründung der UW/H und die damit verbundene Reform der Mediziner Ausbildung war abenteuerlich, aber wirkungsmächtig; genauso wie die Entscheidung, die Pflege unter dem Dach einer medizinischen Fakultät wissenschaftlich aufzuwerten. Als der Sachver-

ständigenrat für das Gesundheitswesen einen solchen mutigen Schritt für Deutschland im Jahr 2009 forderte, hatte unsere kleine Universität ihn schon seit einem Jahrzehnt umgesetzt. Und mit der Einführung des Studiengangs Philosophie, Politik und Ökonomik (PPÖ) leisten wir erneut einen Beitrag zur Reform der wirtschaftswissenschaftlichen Ausbildung. Was die UW/H insgesamt auszeichnet, ist ein schier unerschöpflicher Reichtum an Ideen, bei gleichzeitiger notorischer Knappheit der finanziellen Mittel.

? Kein Geld hatte die UW/H nach dem bekannten Bonmot von Konrad Schily ja immer schon. Die Universität Witten/Herdecke hat einige turbulente, aber unter dem Strich auch sehr erfolgreiche Jahre hinter sich, die Sie als Mitglied der Geschäftsführung hautnah miterlebt haben. Wo steht die UW/H heute?

Die größte Not aus dem Jahr 2008/09 ist überstanden – vor allem dank des beherzten Einsatzes unserer neuen Gesellschafter und dank eines mehrjährigen Verzichtes unserer Mitarbeiter auf Lohn- und Gehaltssteigerungen. Aber: Das Budget dieser Universität wird noch auf lange Sicht knapp bemessen sein. Als erste private Universität in Deutschland sind wir mit einer Fächerkombination gestartet, die aufwändiger nicht hätte sein können: Medizin und Zahnmedizin – das sind die kostenintensivsten Studiengänge, die man weltweit studieren kann. Eines unserer wichtigsten Ziele in den letzten Jahren war es deshalb, die Abhängigkeit von Spenden und Sponsoring zu reduzieren und die Erträge aus eigener Leistung deutlich zu steigern. Hier haben wir bereits „Sieben-Meilen-Schritte“ hinter uns, wichtige Etappen sind jedoch noch zu meistern. Unser Haushalt wird in den nächsten Jahren weiterhin „auf Kante genäht“ bleiben. Dementsprechend gilt es, die kleinen vorhandenen, hart erarbeiteten Spielräume möglichst effizient und sinnvoll zu nutzen und mit Augenmaß zu investieren.

? Wachstum ist ja kein Allheilmittel. Wie viele Studierende wollen Sie denn in fünf Jahren haben?

So viele wie wir vertragen können, ohne unsere Identität und den besonderen Zusammenhalt hier auf dem Campus zu riskieren. In Zahlen ausgedrückt: Wir verdoppeln zurzeit die Zahl unserer Studierenden von rund 1000 im Jahr 2007 auf etwa 2000 bis zum Jahr 2015. Wir freuen uns über jeden, der zu uns kommt, und gleichzeitig müssen wir mit wachem Auge darauf schauen, dass unsere Seminare persönlich und intensiv bleiben, dass stets genügend Zeit und Raum für die individuelle Begegnung bleibt und dass wir die für Witten typische Didaktik und Gesprächskultur beibehalten.

? Der Wissenschaftsrat hatte 2011 bei allem Lob in einzelnen Punkten auf strukturelle Neuerungen in den Fakultäten gedrängt. Wie ist hier der Stand der Umsetzung?

In der Wirtschaftsfakultät sind wir auf einem guten Weg: Mit dem Wittener Institut für Familienunternehmen, mit dem Reinhard-Mohn-Institut und mit dem Zentrum für nachhaltige Unternehmensführung haben wir drei Motoren, die große Energie für den Ausbau der Fakultät mobilisieren. Und die Bewerberzahlen für den bereits genannten Bachelorstudiengang PPÖ zeigen, dass wir einen Nerv getroffen haben: Wenn wir in der Wirtschaft Verantwortungsträger haben wollen, die mit größerem Weitblick und breitem ethischen Fundament ihre Entscheidungen treffen, dann brauchen wir Studienangebote, die darauf vorbereiten.

Im Bereich Kultur haben wir das Ziel, bei der Zahl der Professuren deutlich zuzulegen, erfüllt; damit können wir, auch in Zusammenarbeit mit unseren vielen nicht hauptamtlichen Lehrkräften, eine große Vielfalt in Lehre und Forschung anbieten. Das Studium fundamentale als interdisziplinäres

Herzstück unserer Universität und als ein wesentliches Element der Persönlichkeitsentwicklung und der Sinnstiftung wird beibehalten. Die jüngst erfolgte Zusage der Werner Richard - Dr. Carl Dörken Stiftung aus Herdecke, das Studium fundamentale über die nächsten fünf Jahre mit weiteren insgesamt 625 000 Euro zu fördern, ist eine wertvolle Anerkennung für die hier erbrachten Leistungen: Hier geht



es nicht nur darum, fachliche Bezüge zu unseren anderen Fächern herzustellen, sondern auch über die Disziplinen hinaus eben ‚fundamentale‘ Fragen zu bewegen. Im Wintersemester starten wir außerdem mit zwei ganz neuen, sehr spannenden Master-Studiengängen im Bereich unserer Fakultät für Kulturreflexion. Es ist also eine ungeheure Dynamik unter dem Dach, die gern noch lange anhalten darf.

? In der Fakultät für Gesundheit hat die Universität ebenfalls neue Studiengänge auf den Weg gebracht. Was war hier die Motivation?

Wir wollen auch mit unseren neuen Studiengängen aus dem Bereich Gesundheit Antworten geben auf die großen gesellschaftlichen Herausforderungen. Erfreulicherweise leben die Menschen ja immer länger; eine damit verbundene Schattenseite ist aber, dass die Zahl der Demenzzkranken in Deutschland in den kommenden Jahren voraussichtlich stark ansteigen wird. Die Konsequenzen dieser Entwicklung sollten nicht nur vom klinischen Stand-

punkt aus betrachtet werden, sondern von möglichst vielen unterschiedlichen Blickwinkeln aus. Daher wollen wir mit unserem neu eingerichteten Masterstudiengang „Versorgung von Menschen mit Demenz“ eine Vielzahl von Professionen ansprechen. Dieser Master lässt sich berufsbegleitend studieren, ebenso wie unser Bachelorstudium „Innovative Pflegepraxis“. Auch mit dem neuen Angebot eines Masters in Psychologie gehen wir inhaltlich neue Wege und arbeiten sehr praxisorientiert. Das zeichnet die UW/H schließlich aus: eine gute Mischung aus frühzeitiger und durchgehender Praxisnähe für die Studierenden sowie Forschung und ausgeprägte Theorie-durchdringung bei gleichzeitiger Werteorientierung und Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung.

? Was sind aktuell die größten Herausforderungen für die UW/H?

Erstens: Im Moment wachsen wir rasch und dynamisch – aktuell haben wir knapp 1600 Studierende, bis 2015 kommen laut Plan noch einmal rund 400 Studierende hinzu. Mal ganz abgesehen von den logistischen und räumlichen Problemen: Es ist eine Herausforderung, in so einer Wachstumsphase nicht nur unsere Identität zu bewahren, sondern – in wachsender Konkurrenz zu anderen Hochschulen – unser Profil weiter zu schärfen, noch deutlicher zu machen, wofür wir stehen. Zweitens: Wir brauchen mehr ökonomische Sicherheit. Zu viel unserer Energie fließt immer noch in die Stabilisierung und Absicherung des gemeinnützigen Unternehmens UW/H mit inzwischen knapp 500 Mitarbeitern. Was ich als dritte große Aufgabe sehe: Wir müssen in vielen Bereichen professioneller werden und dürfen gleichzeitig nie „vollendet“ sein. Die Universität muss eine permanente Einladung an junge Menschen sein, sich an der Aufgabe und an der Ausgestaltung unserer Universität aktiv und intensiv zu beteiligen.

? In den vergangenen 30 Jahren wurde viel erreicht: Mit dem problemorientierten Lernen und der Einführung des Modellstudiengangs in der Medizin, dem Studium fundamentale, dem Mentorenfirmenprogramm, dem Wittener Institut für Familienunternehmen, der Pflegewissenschaft oder dem Reinhard-Mohn-Institut wurde an vielen Stellen Neuland betreten, es wurden Innovatio-



nen hervorgebracht, die seitdem vielfache Nachahmung gefunden und die Hochschullandschaft geprägt haben. Was waren aus Ihrer Sicht die größten Wirkungen, die von Witten ausgegangen sind?

Dass die UW/H dazu beigetragen hat, die Idee der Hochschulautonomie umzusetzen, die großen, oft trägen Universitätstanker aus dem Dornröschenschlaf der 80er Jahre zu wecken und das Medizinstudium vom Kopf auf die Füße zu stellen, das ist auch im Rückblick eine Leistung, die man nicht hoch genug anrechnen kann. Witten war und ist der Beweis: Es geht auch ganz anders! Heute sind über ein Drittel unserer Hochschulen in Deutschland – 140 an der Zahl! – in nicht staatlicher Trägerschaft. Und das ist gut so. Die UW/H ist angetreten mit der Erwartung, dass eine Öffnung der Universitäten, eine größere Autonomie und Vielfalt der Hochschulen wichtig ist für den Bildungssektor. Diese Hoffnung hat sich erfüllt, und die UW/H war ein kleiner Eisbrecher in diesem Prozess, auf den die Gründer



heute stolz sein können. Es gibt den schönen Satz, der Victor Hugo zugeschrieben wird: „Nichts ist mächtiger als eine Idee, deren Zeit gekommen ist“. Allein die Gründung einer privaten Universität in NRW vor dreißig Jahren war ein Paukenschlag. Und die wenigsten hatten der UW/H damals zugetraut, dass sich dieser Impuls zu einem attraktiven Campus mit heute über 1500 Studierenden, mit einer Vielzahl von modellhaften Lernwegen und Studienfächern und einem breiten Netz nationaler und internationaler Partner entwickeln würde. Die Gründungs idee war inhaltlich stark, sie wurde von mutigen und überzeugenden Menschen vertreten, und an dem Engagement der ersten Wegbegleiter – Alfred Herrhausen, Berthold Beitz, Reinhard Mohn, Gerd Bucerius – konnte man erkennen, dass die Zeit reif war für diese mächtige Idee.

? In den vergangenen Jahren hat die Universität erneut viel Zuspruch von außen erfahren. Wie wichtig sind private Unterstützer für die UW/H?

Sie sind unersetzlich! Wir sind dankbar für die Tatkraft und das zupackende Handeln unserer vielen Freunde und Förderer, die uns durch dick und dünn begleiten. Ich habe die Hoffnung, dass die Gesundung der Universität in ihrer strukturellen Ausrichtung und ihren Finanzen dazu beiträgt, dass wir auch weiterhin viele Menschen für unsere Aufgabe gewinnen können. Menschen, Unternehmen und Institutionen, die sagen: Ja, wir wollen unseren Beitrag leisten. Wir wollen die UW/H unterstützen und damit Wirkung erzielen in Forschung, Lehre und Gesellschaft. Ob als Kleinspender oder Stifter eines Lehrstuhls, jeder, der mit seinem persönlichen Engagement dazu beitragen möchte, dass sich diese einmalige Einrichtung und mit ihr unsere Zivilgesellschaft fruchtbar weiterentwickelt, ist herzlich willkommen!

Ein weiterer Punkt: Unsere bislang etwa 3000 Alumni kommen Schritt für Schritt an in vielen wichtigen Funktionen und Positionen unserer Gesellschaft. Und natürlich hoffen wir, dass sie dort „Wirkung“ entfalten, dass sie mit Urteilskraft, mit Gestaltungswillen und Ideenfähigkeit – eine Trias, die der Universitätsgründer Gerhard Kienle beschrieben hat – beherzt Verantwortung übernehmen. Und dass sie sich nicht zu schade sind, die härtesten „Nüsse“ zu knacken.

? Was sind Ihre persönlichen Wünsche für die nächsten dreißig Jahre UW/H?

Wenn ich drei Wünsche frei hätte, würden die wie folgt aussehen. Erstens: Die Universität bleibt in wirtschaftlich ruhigerem Fahrwasser und bewahrt sich ihre Experimentierfreude und Innovationskraft in Forschung, Lehre und Gesellschaft. Zweitens: Die Universität bleibt gleichermaßen mutig unternehmerisch sowie gemeinwohlorientiert und wirkt in dieser Kombination als Modell und Pionier in unserem Bildungssystem. Drittens: Ganz im Sinne Humboldts und Herrhausens geht Wissensvermittlung bei uns auch in Zukunft Hand in Hand mit der Bildung von Herz und Charakter sowie der Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung. Für die drängenden gesellschaftlichen Zukunftsaufgaben wünsche ich mir die Universität als einen Ort des lebendigen Ideenwettstreits, von dem aus urteilskräftige, willensstarke und kreative junge Menschen die besten Lösungen in die Welt tragen.

Chronik

- | | | |
|---|---|--|
| <p>1980
// Gründung des Universitätsvereins Witten/Herdecke e.V.</p> <p>1982
// Staatliche Anerkennung der Universität Witten/Herdecke als deutschlandweit erste private Universität.
// Das individuelle Auswahlverfahren wird eingeführt.</p> <p>1983
// Die ersten 27 Studierenden nehmen das Studium der Humanmedizin auf.
// Das Studium fundamentale (Stufu) startet.</p> <p>1984
// Der erste wirtschaftswissenschaftliche Studiengang geht an den Start.
// Der Heiratsmarkt wird an der Uni eingeführt.</p> <p>1985
// Der Studiengang der Zahnheilkunde nimmt den Betrieb auf.</p> | <p>1987
// Die „Special Care“, die Zahnbehandlung von Menschen mit Behinderungen, wird an der Uni Witten/Herdecke ins Leben gerufen.</p> <p>1991
// Gründung der heutigen Bürgeruniversität unter dem Namen „Perspektiven einer humanen Wissenschaft“.</p> <p>1992
// Das oft kopierte Modell des Problemorientierten Lernens (POL) wird in der Humanmedizin entwickelt.</p> <p>1993
// Das Institut für das Studium fundamentale wird eine eigene Fakultät.
// Einzug in das neue Gebäude an der Alfred-Herrhausen-Straße.</p> <p>1995
// Erfindung des „Umgekehrten Generationenvertrags“ durch Studierende und Gründung der „StudierendenGesellschaft Witten/Herdecke e.V.“
// Das Institut für Pflegewissenschaft (heute Department für Pflegewissenschaft) wird eröffnet.
// Studierende initiieren das Gambia-DentCare Programm.</p> | <p>1996
// Der Wissenschaftsrat hebt in seiner Begutachtung der UW/H deren Modellcharakter hervor. Das Land Nordrhein-Westfalen folgt der Empfehlung des Wissenschaftsrates, die Universität Witten/Herdecke durch staatliche Zuwendungen zu unterstützen.
// Der Studiengang Pflegewissenschaft nimmt als erster seiner Art den Lehrbetrieb auf.</p> <p>1998
// Das Wittener Institut für Familienunternehmen (WIFU) wird gegründet. Studierende rufen die Wittener Unternehmergespräche ins Leben.
// Studierende organisieren erstmals den Wittener Kongress für Familienunternehmen.
// Das Doktorandenkolleg Pflegewissenschaft wird eröffnet und bietet erstmals in Deutschland die Möglichkeit zur Promotion.</p> <p>1999
// Gründungspräsident Dr. Konrad Schily übergibt das Amt des Präsidenten an Prof. Dr. Walther Ch. Zimmerli.
// Der Masterstudiengang Pflegewissenschaft wird eingeführt.</p> |
|---|---|--|

2000

// Der Modellstudiengang Medizin wird eingeführt.

// Das Konzept der Allgemeinarzt-Adoptionspraxen wird in der Medizin entwickelt.

2001

// Das Projekt theatron logou wird von Studierenden gegründet.

2002

// Dr. Konrad Schily kehrt vorübergehend in das Amt des Präsidenten zurück.

// Der Bachelorstudiengang Philosophie und Kulturreflexion (heute Philosophie, Kulturreflexion und kulturelle Praxis) wird eingeführt.

// Studierende rufen die Initiative Future Doctors Network ins Leben.

2003

// Die Kooperation zwischen Luthers Waschsalon in Hagen und der Medizinfakultät entsteht. Ab dem Jahr 2007 kommen die Zahnmedizinierenden hinzu.

2004

// Das integrierte Begleitstudium Anthroposophische Medizin (IBAM) wird erstmals angeboten.

2005

// Prof. Dr. Wolfgang Glatthaar wird Präsident der Universität Witten/Herdecke.

// Zum Sommersemester werden alle Diplomstudiengänge der Universität auf Bachelor/Master umgestellt und akkreditiert.

// Die Studiengänge Business Economics (B.A.) und General Management (M.A.) werden eingeführt.

// Der Masterstudiengang Philosophie und Kulturreflexion startet.

// Gründung des Instituts für Forschung in der Operativen Medizin (IFOM).

2006

// Das Interdisziplinäre Zentrum für Versorgungsforschung im Gesundheitswesen (IZVF) wird gegründet.

// Gleich im ersten Jahr nach Beginn des Wettbewerbs Deutschland – Land der Ideen, der unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten steht, wird die Uni Witten/Herdecke als „Ausgewählter Ort im Land der Ideen“ prämiert.

2007

// Prof. Dr. Birger P. Priddat wird als Präsident der Universität berufen.

// Die Universität nimmt erstmals Studierende der Humanmedizin zum Sommer- und Wintersemester auf und verdoppelt damit die Zahl der Immatrikulationen.

... Chronik

2008

// Eröffnung des zahnmedizinisch-biowissenschaftlichen Forschungs- und Entwicklungszentrums (ZBZ) nahe der Universität.

// Einführung der GründerWerkstatt als Bestandteil des Studienangebots der Fakultät für Wirtschaftswissenschaft.

// Die Initiative „Stiftung Welt:Klasse“, initiiert vom UW/H-Studenten Matti Spiecker, wird im Rahmen des Wettbewerbs Deutschland – Land der Ideen ausgezeichnet.

// Hausgemachte Probleme, die Wirtschaftskrise und der Verlust wichtiger Förderer sowie die Aussetzung der Landesförderung führen zu einer Zuspitzung der ohnehin schon herausfordernden finanziellen Situation der Uni: einen Tag vor Weihnachten droht die Insolvenz, die nur durch eine kurzfristige Zuwendung des gemeinnützigen Vereins zur Entwicklung von Gemeinschaftskrankenhäusern Herdecke abgewendet werden kann.

2009

// In einer achtstündigen Sitzung in der Nacht zum 23. Januar einigen sich das Wissenschaftsministerium des Landes NRW und die neue Hochschulleitung, bestehend aus den beiden Alumni Prof. Dr. med. Martin Butzlaff und Dipl.-Ök. Michael Anders, auf ein neues Finanzierungskonzept.

// Im März wird ein neuer Gesellschaftervertrag unterzeichnet. Neuer Hauptgesellschafter wird die Software AG-Stiftung. In der Folge kündigt NRW-Innovationsminister Andreas Pinkwart (FDP) die Wiederaufnahme der Landesförderung an.

// Das Zentrum für Nachhaltige Unternehmensführung (ZNU) wird gegründet. Der Wittener Partnerstandort des Zentrums für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE) wird feierlich eröffnet.

// Ein fünfköpfiger Aufsichtsrat mit renommierten Experten aus den Bereichen Gesundheit, Wirtschaft und Bildung wird eingesetzt.

// Die Fakultät für Medizin definiert die „Integrative und personalisierte Gesundheitsversorgung (IPGV)“ als neuen Forschungsschwerpunkt.

// Die Initiative „Deutschland – Land der Ideen“ zeichnet die „GründerWerkstatt“ der UW/H als „Ausgewählten Ort im Land der Ideen“ aus.

2010

// Feierliche Eröffnung des bundesweit ersten Kinderpalliativzentrums der Vestischen Kinder- und Jugendklinik Datteln, einer Klinik der UW/H.

Gründung der neuen integrierten Fakultät für Gesundheit: Die beiden Fakultäten für Humanmedizin und für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde sowie das Institut für Pflegewissenschaft werden in einer Fakultät für Gesundheit zusammengefasst.

// Start der Studiengänge „Philosophie, Politik und Ökonomik (B.A.)“ und „Family Business Management (M.Sc.)“.

// Eröffnung des „Reinhard-Mohn-Instituts für Unternehmensführung und Corporate Governance“ (RMI)

// Gesundheitsministerin Barbara Steffens überreicht für das Land NRW die Genehmigung, den Modellstudiengang Humanmedizin bis 2018 fortzusetzen.

2011

// Der Wissenschaftsrat reakkreditiert die Universität Witten/Herdecke für weitere sieben Jahre.

// Der Aufsichtsrat wählt Prof. Dr. Martin Butzlaff zum neuen Präsidenten und Dipl.-Ök. Michael Anders zum neuen Kanzler der UW/H.

// Dreifachauszeichnung als Ausgewählter Ort im Land der Ideen: Der Masterstudiengang Family Business Management, das Projekt „Glovico“ des UW/H-Doktoranden Tobias Lorenz und das Kinderschmerzszentrum Datteln werden im Wettbewerb Deutschland – Land der Ideen prämiert.

// Das Projekt Luthers Waschsalon wird vom Stifterverband als Hochschulperle ausgezeichnet.

2012

// An der Vestischen Kinder- und Jugendklinik Datteln – Universität Witten/Herdecke wird das Deutsche Kinderschmerzszentrum gegründet.

// Das Ph.D./Dr. rer. nat. Programm Biomedizin wird erstmals angeboten.

// Die UW/H kooperiert mit dem „Operndorf Afrika“.

// 35 Studierende beginnen erstmalig mit dem Bachelorstudiengang Psychologie und Psychotherapie.

// Jan Peter Nonnenkamp, Alumnus der UW/H, wird neuer Kanzler der Universität.

// Der multiprofessionelle Masterstudiengang Demenz (M.A.) startet.

// Der UW/H-Mitarbeiterin Dr. Mira Maier wird für das von ihr gegründete Internet-Portal mystipendium.de die Auszeichnung als Ausgewählter Ort im Land-der-Ideen-Wettbewerb verliehen.

// In seiner Sitzung vom 2. Oktober 2012 bestätigt der Senat die Wahl von Professor Dr. Rudolf Wimmer zum neuen Vizepräsidenten der UW/H.

2013

// Eröffnung des ersten Ph.D.-Programms Pflege.

// Dr. Mira Maier von der UW/H wird für die Stipendiensuchmaschine mystipendium.de mit dem Preis „Hochschulperle des Jahres“ ausgezeichnet.

// Am 30. April wird die UW/H 30 Jahre alt.

// Unter Anwesenheit zahlreicher Wegbegleiter und Mitstreiter feiert die UW/H am 17. Mai ihren 30. Geburtstag.

Grunddaten [Stand: 12/2012]

- » Staatliche Anerkennung: 12. Juli 1982
- » Gründung/Eröffnung: 30. April 1983
- » Haushalt: ca. 35 Mio. Euro
- » Mitarbeiter (gesamt): 486,
davon Professoren: 52, wiss. Mitarbeiter: 202, nichtwiss. Mitarbeiter: 232
- » außerplanmäßige Professoren: 86
- » Studierende (gesamt): 1552
Fakultät für Wirtschaftswissenschaft: 407,
Fakultät für Kulturreflexion - Studium fundamentale: 94,
Fakultät für Gesundheit (gesamt, alle vier Departments zusammen): 1051,
(davon Department für Humanmedizin: 536,
Department für Pflegewissenschaft: 105,
Department für Psychologie: 35,
Department für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde: 375)
- » abgeschlossene Promotionen: ca. 90 p.a.
- » abgeschlossene Habilitationen: ca. 9 p.a.
- » Absolventen seit Gründung (ohne Promovenden): 2845
- » BAFÖG-Quote: 7,73 %, Stipendienquote: 5,62 %
- » Selbstständigenquote Wirtschaftsabsolventen: 15 %



Impressum

Herausgeberin: Universität Witten/Herdecke

Geschäftsführung: Prof. Dr. med. Martin Butzlaff
Dipl. oec. Jan P. Nonnenkamp

Konzeption/Redaktion: Dr. Eric A. Hoffmann (V.i.S.d.P.)
Kay Gropp, Jan Vestweber

Gestaltung: Agentur an der Ruhr, Witten

Fotografie/Illustration: Jürgen A. Appelhans, Wolfgang Arnold, Ingo Beisheim†, Davide Bentivoglio, Hartmut Blosssey, Bernhard Eifrig, Roland Geisheimer, Kay Gropp, Brigitte Hellgoth, Kai Hesselbarth, Heinz Jürgen Kartenberg, Werner Liesenhoff, photocase S. 189, Judith Plickert, Britta Radike, picture Alliance/dpa Achim Scheidemann S. 167, Barbara Schick, Ralf Scholl, Uwe Seifert, H. Dieter Thomas, Klaus Winterhager, Barbara Zabka

Wir danken allen, die uns Fotos zur Verfügung gestellt haben – auch jenen Personen, die hier versehentlich nicht genannt wurden.

Druck: Druckerei Buschhausen, Herten

Universität Witten/Herdecke
Alfred-Herrhausen-Str. 50, 58448 Witten
Telefon +49 2302 926-0, Fax +49 2302 926-803
info@uni-wh.de, www.uni-wh.de

Sitz der Gesellschaft: Amtsgericht Bochum HRB 8671

Bankverbindungen: Deutsche Bank AG Witten, BLZ 430 700 61, Konto 8 327 777
Sparkasse Witten, BLZ 452 500 35, Konto 10 900